



Württembergisch

Franken

Jahrbuch 2021

Württembergisch Franken

Herausgegeben vom
Historischen Verein für Württembergisch Franken

Band 105

Schwäbisch Hall

2021

Schriftleitung

Herta Beutter, Gerhard Fritz,
Jörg Brehmer, Herbert Kohl, Armin Panter

ISSN 0084-3067
ISSN 2749-6228 (Online)

© Historischer Verein für Württembergisch Franken
Kontaktadresse: Herta Beutter, Keckenhof (Hällisch-Fränkisches Museum),
74523 Schwäbisch Hall,

E-Mail: Herta.Beutter@schwaebischhall.de

Für den Inhalt einschließlich der Abbildungen zeichnen die Verfasserinnen und Verfasser
verantwortlich.

Gesamtherstellung: Gulde Druck, Tübingen.

Inhalt

Theo S i m o n , Hellmar W e b e r , Hartmut S e y f r i e d : Der Schwäbisch Haller Friedensberg – ein Umlaufberg des Kochers . . .	7
Hans-Dieter L e h m a n n : „Eginonen, Welfen und Zollern“. Anmerkungen zu den Untersuchungen von Jürgen Scheff	25
Eberhard B i r k : Die „Schlacht bei Weinsberg“ im Jahre 1140. Politische und militärische Annäherungen an die vergessene Schlacht im kulturellen Schatten der „treuen Weiber“	51
Rosemarie W o l f : Die Wandmalereien in der Martinskirche in Schrozberg-Krailshausen	101
Friedrich Rudolf B e c k e r : Jakob von Landshut in Hohenlohe?	119
Ulrich F r ö h n e r : Johann Andreas Bach. Ein Musikerleben im 18. Jahrhundert	143
Gerhard N e u m e i e r : Demografie in Gerabronn und Crailsheim 1876 bis 1883	203
Michael R e d e k e r : Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen. Eine „Nachrupersönlichkeit“ (einige Hintergründe zu Benns Gedicht: <i>Fürst Krafft</i>)	221
Exponate aus dem Hällisch-Fränkischen Museum	
Karl B o r c h a r d t : Ablassbrief für Ingelfingen 1346	237
N e u e B ü c h e r	243
Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Hällisch-Fränkischen Museums im Jahr 2020	
Orts- und Personenregister	277
Autorinnen und Autoren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes	288
Richtlinien für die Gestaltung von Typoskripten	289
Abkürzungsverzeichnis	292

Die Schriftleitung des Jahrbuches „Württembergisch Franken“
widmet diesen Band Herrn Dr. Ernst Breit,
dem scheidenden Vorsitzenden des Historischen Vereins
für Württembergisch Franken.

Schwäbisch Hall, Oktober 2021.



*Am 10. Juli 2010 wurde Dr. Ernst Breit (Mitte) bei der Jahreshauptversammlung in der Orangerie von Schloss Weikersheim zum Vorsitzenden des Historischen Vereins gewählt. Neben ihm stehen seine Amtsvorgänger Albert Rothmund (links) und Dr. Christoph Philippi (rechts).
Aufnahme: Dr. Otto Windmüller.*

Der Schwäbisch Haller Friedensberg – ein Umlaufberg des Kochers

VON THEO SIMON, HELLMAR WEBER und HARTMUT SEYFRIED

So wie die Benennung des Berges, vor 1871 Galgenberg, dann Friedensberg, ab 1934 wieder Galgenberg und seit 2006 wieder Friedensberg, wechselten die Ansichten über seine Entstehung. Umlaufberg oder kein Umlaufberg war die Frage.¹ Diese konnte erst in jüngerer Zeit sicher beantwortet werden, nachdem Bohrungen in der Senke zwischen der Crailsheimer Straße und dem Friedensberg in der Niederung auf Grundstücken an der Straße „An der Ziegelhütte“ für die Gewinnung von Erdwärme abgeteuft worden waren.

Umlaufberg – ja oder nein?

Der Wirtschaftsgeograph Erwin Scheu (1886–1981) ist der erste, der sich mit dem Friedensberg als Umlaufberg beschäftigt hat.² In seiner Arbeit finden wir eine Abbildung, die sowohl die Situation vor als auch die Situation nach den erfolgten Durchbrüchen im heutigen Stadtbereich zeigt (Abb. 1). Ganz eindeutig ist der Friedensberg als Umlaufberg dargestellt, wobei im Bahnhofsbereich zwar eine Schlinge, aber kein Umlaufberg entstanden sein soll. Diese Bahnhofsschlinge wurde nach Erwin Scheu auch in der Nachfolgezeit als bloße Schlinge betrachtet, war also nicht strittig. Erst Theo Simon konnte mit Hilfe von Bohrungen und anhand eines Aufschlusses an der Straßenböschung zwischen Bahnhof und Steinbacher Straße nachweisen, dass sich unter der „Bahnhofs-ebene“ ein im Quartär verschütteter Umlaufberg befindet (Abb. 2).³

Scheus Deutung des Friedensbergs als Umlaufberg fand schon im Jahre 1911 dadurch Beachtung, dass der österreichische Geograph Alexander Supan (1847–1920) dieses Beispiel in seinem damals im deutschen Sprachraum gut bekannten

1 Beatrice *Schnelle*: Der Haller Galgenberg: Zuckerguss mit Riss. (Südwestpresse). Ulm 2016. In: swp.de/suedwesten/staedte/schwaebisch-hall/zuckerguss-mit-riss-23270765.html. (zuletzt aufgerufen am 30.01.2021).

2 Erwin *Scheu*: Zur Morphologie der Schwäbisch-Fränkischen Stufenlandschaft. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 18, Heft 4). Stuttgart 1909, S. 365–403, hier: S. 397 f. Erwin Scheu stammte aus Steinheim a. d. Murr; von 1929 bis 1945 bekleidete er den Lehrstuhl für Wirtschaftsgeographie an der Handelshochschule Königsberg, später war er außerordentlicher Professor an der Universität Bonn und Honorarprofessor an der Universität Erlangen.

3 Theo *Simon*: Der verschüttete Umlaufberg von Schwäbisch Hall. In: WFr 73 (1989), S. 271–278.

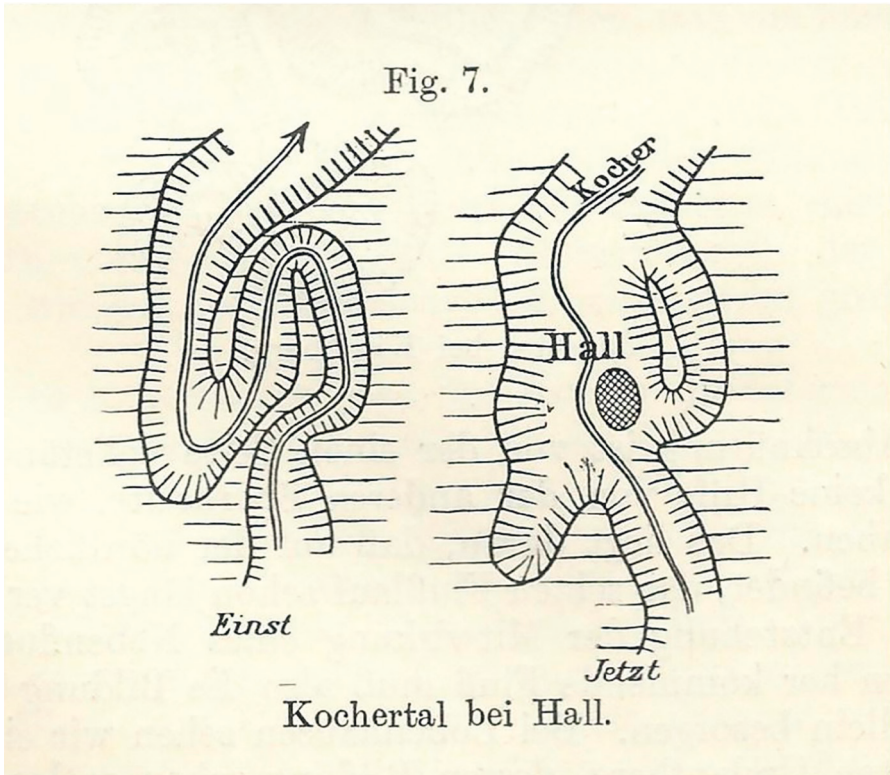


Abb. 1: Entwicklung des Friedensbergs als Umlaufberg; aus Scheu 1909
(wie Anm. 2), S. 397.

monographischen Werk anführte (Abb. 3).⁴ Eine außerordentlich weite Verbreitung erfuhr die Abbildung von Scheu im geologischen Lehrbuch von Emanuel Kayser (1845–1927), das mit acht Auflagen eines der bedeutendsten Lehrbücher zwischen 1890 und 1930 war. In der 5. Auflage hat Kayser die Abbildung von Scheu in die Darstellung von Supan aus dem Jahre 1911 aufgenommen (Abb. 4).⁵ In einem Exemplar dieses Buches in der Württembergischen Landesbibliothek ist handschriftlich eine ziemlich harte Kritik an der Auffassung von Scheu und Kayser formuliert: *völlig unmögliche Karte!* Dieser Eintrag datiert wohl aus der Zeit nach Wagners Publikationen 1919 oder 1937 (siehe unten).

1919 meldete sich zum Friedensberg Georg Wagner (1885–1972), der bis zu seinem Tod, ja noch darüber hinaus, die landschaftsgeschichtlichen Diskussionen

4 Alexander Supan: Grundzüge der physischen Erdkunde. Leipzig ⁵1911, S. 543.

5 Emanuel Kayser: Lehrbuch der Geologie. Band 1. Stuttgart ⁵1918, S. 449.

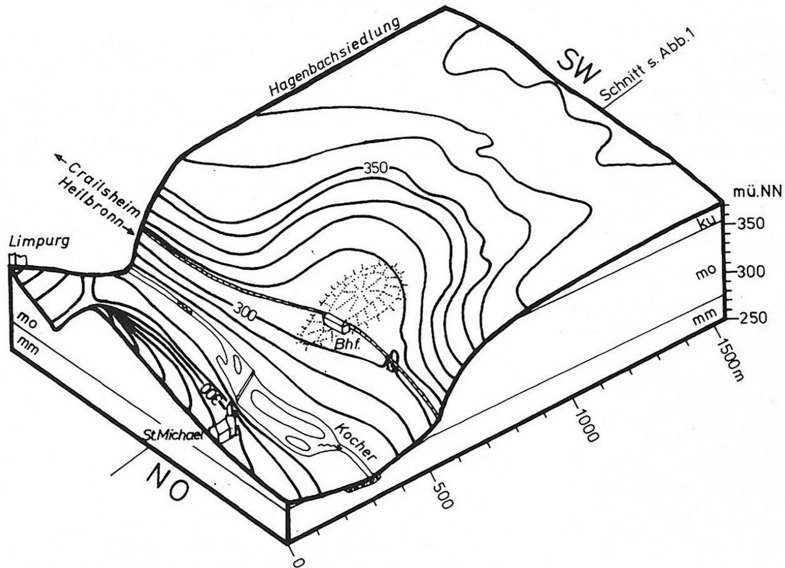


Abb. 2: Umlaufberg unter der Bahnhofsebene; aus Simon 1989 (wie Anm. 3), S. 278.

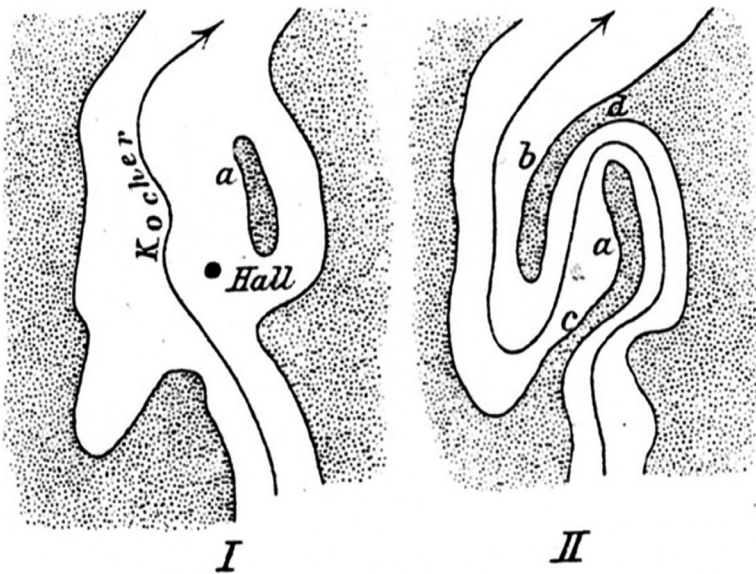


Abb. 3: Der Haller Friedensberg in Alexander Supans Grundzügen der physischen Erdkunde (1911, wie Anm. 4), S. 543; nach Scheu 1909 (wie Anm. 2).

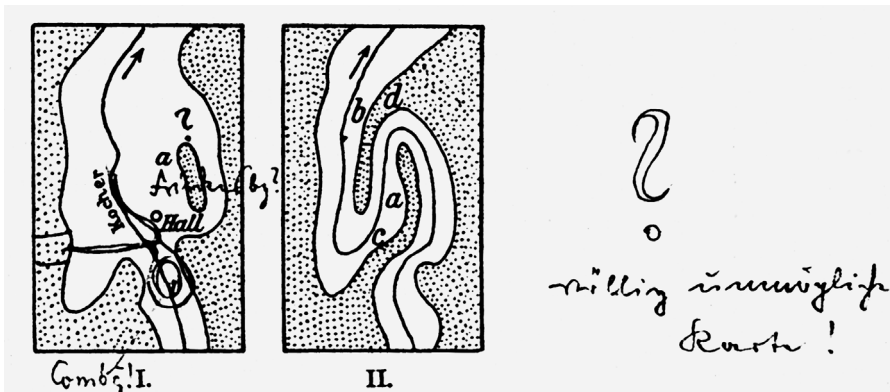


Abb. 4: Der Haller Friedensberg in Emanuel Kayser's Lehrbuch der Geologie. (Band 1, 5. Aufl., wie Anm. 5), S. 449 nach Scheu 1909 und Supan 1911. Handschriftlicher Kommentar in einem Exemplar der Württembergischen Landesbibliothek, bezogen auf die Entstehung des Friedensbergs als Umlaufberg: völlig unmögliche Karte!

in Südwestdeutschland bestimmt hat, erstmals zu Wort. Er äußert sich kritisch zur Arbeit von Scheu, indem er zwar die Deutung des Friedensbergs als Umlaufberg noch gelten lässt, aber doch eine andere Ansicht bevorzugt: *Aber auch die beiden Bäche [Wettbach und Schuppach], die früher hier wohl wasserreicher waren, können durch Ausräumung ähnliche Formen schaffen. Auch kann eine Anzapfung des einen Baches durch den andern in der Nähe der Ziegelhütte der Grund sein für diese Geländeformen. Sei dem, wie es wolle! Faßt man aber den Friedensberg als Umlaufberg auf – und unwahrscheinlich ist es nicht – so kann er nicht so entstanden sein, wie es Scheu annimmt. Denn das Umlaufthal ist sehr alt und wurde früh geräumt, lange vor der Bahnhofsbucht.*⁶ Diese Ansicht präzisiert Wagner 1937 (siehe unten). Kayser jedoch hat sich von der kritischen Sichtweise Wagners, wenn er sie überhaupt gekannt hat, nicht beeindruckt lassen, denn in seiner 6., 7. und 8. Auflage belässt er es bei der bisherigen Abbildung nach Scheu bzw. Supan.⁷

Georg Wagner erwähnt in seiner Arbeit 1922 sowohl den Friedensberg als auch den Bahnhofsbereich als Umlaufberg nicht.⁸ 1937 schreibt er sehr deutlich: Da-

6 Georg Wagner: Die Landschaftsformen von Württembergisch Franken (Erdgeschichtliche und landeskundliche Abhandlungen aus Schwaben und Franken, Heft 1). Öhringen 1919, S. 39–41, Zitat S. 41.

7 Emanuel Kayser: Lehrbuch der Geologie. Band 1. Stuttgart ⁶1921, ⁷1923 und ⁸1923, jeweils S. 500.

8 Georg Wagner: Berg und Tal im Triasland von Schwaben und Franken (Erdgeschichtliche und landeskundliche Abhandlungen aus Schwaben und Franken, Heft 4). Öhringen 1922.

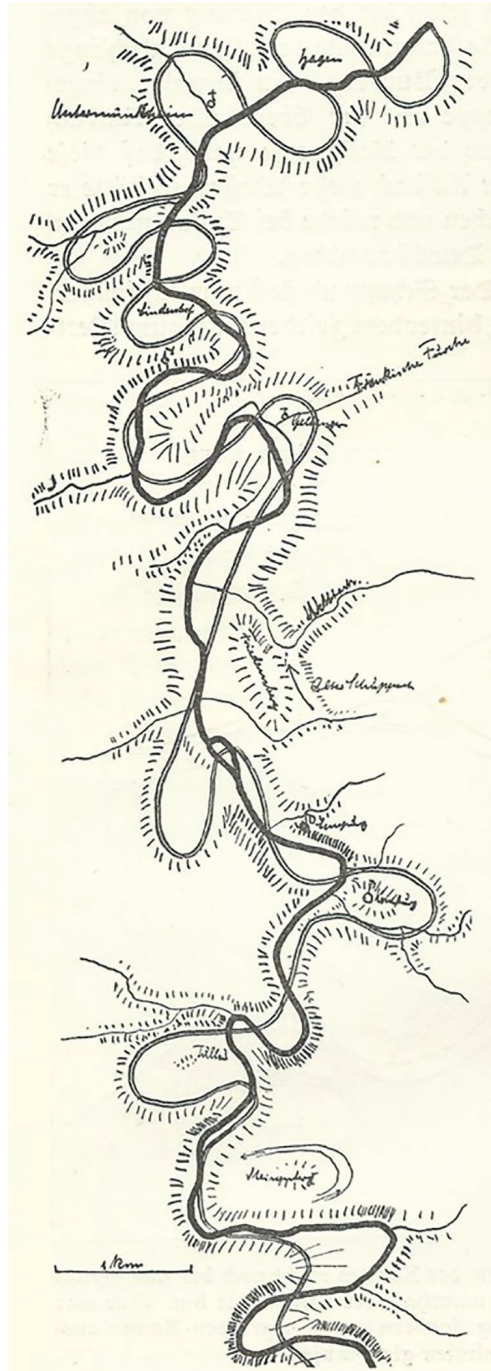


Abb. 5: Umlaufberge des Kochers in Werken Georg Wagners von 1919 und 1937 (wie Anm. 6 und 9: hier aus Wagner 1937, S. 41). Friedensberg und Bahnhofsbereich sind nicht als Umlaufberge gekennzeichnet.

gegen wurde der Haller Friedensberg nie vom Kocher umflossen.⁹ Auf seiner Abbildung zu den Haller Umlaufbergen (Abb. 5) ist zwar der Friedensberg eingetragen, nicht jedoch als Umlaufberg.¹⁰ Die Entstehung des Friedensbergs erklärt er als Durchbruchberg, wonach der Schuppach zunächst dem Wettbach zufluss, und sich so zwischen Kocher und Schuppach ein schmaler Riedel bildete, der schließlich von einer Klinge zum Kocher und zum Schuppach durchbrochen wurde.¹¹ Damit war ein Durchbruchberg entstanden. Diesen Vorgang untermauert Wagner auch durch zwei Bilder.¹² Die Ausführlichkeit, mit der Wagner auf den Friedensberg als Durchbruchberg eingeht, zeigt, dass ihm diese Beweisführung sehr wichtig war.

Nach Wagners Aufsatz aus dem Jahr 1937 wurde auf den Friedensberg/Galgenberg nicht mehr ausdrücklich eingegangen. In Abbildungen aber wird er in manchen Arbeiten als Umlaufberg und in anderen eben nicht als Umlaufberg dargestellt.¹³

Bohrungen im Bereich der Straße „An der Ziegelhütte“

Im Mai und Juni 2008 wurden auf den Grundstücken „An der Ziegelhütte“ 18 (Familie Schröther) und „An der Ziegelhütte“ 22 (Familie Preisendanz) im Bereich der Straße Erdwärmesonden eingerichtet. Ein Geologiebüro betreute die Meißelbohrungen. Dieses Büro und Bearbeiter des Landratsamts stellten fest, dass die erbohrten Schichten nicht mit der amtlichen geologischen Karte übereinstimmten. Nach dieser Karte hätte man unter einer etwas mehr als 1 m mächtigen Lössschicht Kalk- und Tonmergelsteine des Oberen Muschelkalks erwarten müssen.¹⁴ Stattdessen hatte man über 20 m mächtige Lockerschichten in den Bohrungen angetroffen. Nachdem das Landratsamt das Landesamt für Geologie,

9 Georg Wagner: Zur Erd- und Landschaftsgeschichte von Hall. Sonderdruck aus Wilhelm Hommel (Hg.): Schwäbisch Hall – Ein Buch aus der Heimat. Schwäbisch Hall 1937, S. 40.

10 Ebd. S. 41. Interessant ist, dass Wagner sowohl im Text als auch in der Abbildung die Bezeichnung *Friedensberg* verwendet, obwohl dieser doch schon 1934 (s. Anm. 1) zu *Galgenberg* umbenannt worden war.

11 Ebd. S. 42 ff.

12 Ebd. S. 43.

13 Darstellungen des Friedensbergs als Umlaufberg finden sich bei Otto F. Geyer und Manfred P. Gwinner: Geologie von Baden-Württemberg. Stuttgart³1986, und Stuttgart⁴1991, jeweils S. 310. In den folgenden Werken ist der Friedensberg nicht als Umlaufberg vermerkt: Gerhard H. Bachmann und Manfred P. Gwinner: Nordwürttemberg (Sammlung Geologischer Führer, 54). Stuttgart 1971, S. 112; Alfred Vollrath, mit Beiträgen von Ch. Gehring, S. Hausser, S. Müller und H. Zürn: Erläuterungen zu Blatt 6824 Schwäbisch Hall. Geologische Karte von Baden-Württemberg 1:25000. Stuttgart 1977, S. 96; Hans Hagdorn und Theo Simon: Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes (FWFr 28). Sigmaringen²1988, S.155; Gerhard H. Bachmann und Horst Brunner: Nordwürttemberg (Sammlung Geologischer Führer, 90). Stuttgart 1998, S 215.

14 Alfred Vollrath: Blatt 6824 Schwäbisch Hall. Geologische Karte von Baden-Württemberg 1:25 000. Stuttgart 1977.

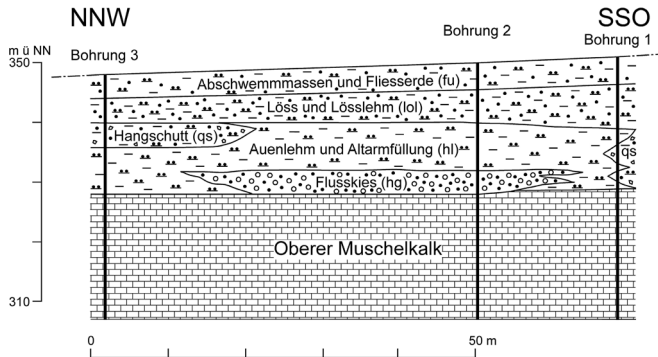


Abb. 6: Geologischer Längsschnitt durch die Flussschlinge im Bereich der Straße „An der Ziegelhütte“. Lage der Bohrungen s. Abb. 7. Bohrung 1 und 2 „An der Ziegelhütte“ 22, Familie Preisendanz; Bohrung 3, „An der Ziegelhütte“ 18, Familie Schröther.

Rohstoffe und Bergbau informiert hatte, nahm der Bearbeiter des Landesamts (T. Simon) die Bohrungen auf. Es wurde sehr schnell ersichtlich, dass es sich bei den Lockerschichten weder um verwitterten Unterkeuper noch um verwitterten Oberen Muschelkalk handeln konnte.

Die angetroffenen Schichten sind im Einzelnen durchaus differenziert, sie lassen sich aber in den drei Bohrungen von unten nach oben zu Gruppen einheitlicher Entstehung zusammenfassen (Abb. 6).

Flusskies: Nur in einer Bohrung konnte echter Flusskies gefunden werden, also Kies, der in einem Flussbett abgelagert worden war. Er besteht aus einem 2 m mächtigen, fein- bis grobkörnigen, gut gerundeten, graubraunen Kies.¹⁵ 70 % der Gerölle stammen aus dem Oberen Muschelkalk und dem Keuper, 30 % aber aus dem Weißen Jura der Schwäbischen Alb. Letzteres beweist eindeutig, dass diese Gerölle vom Kocher transportiert worden sind, denn alle anderen Gewässer der Umgebung reichen mit ihrem Einzugsgebiet nicht bis an die Schwäbische Alb heran. Die Flussschotter verzahnen sich seitlich mit feinkörnigeren grauen bis grauschwarzen Sedimenten.¹⁶ Diese enthalten jedoch nur wenige Gerölle, dagegen weisen sie feine Pflanzenreste auf. Die feinkörnigen Sedimente sind als Altarmfüllungen, teilweise aber auch als Auenlehm zu interpretieren.

Auenlehm und Altarmfüllungen: Über dem Flusskies (und auch seitlich, siehe oben) wurden feinkörnige Ablagerungen in einer Mächtigkeit von bis zu 12 m festgestellt. Es handelt sich um ein Sediment von meist brauner bis dunkel-

¹⁵ Kies besteht aus Geröllen mit Durchmessern von 2 bis 64 mm.

¹⁶ Ton (Korndurchmesser bis 0,002 mm), Schluff (Korndurchmesser 0,002 bis 0,06 mm) und Feinsand (Korndurchmesser von 0,06 bis 0,2 mm).

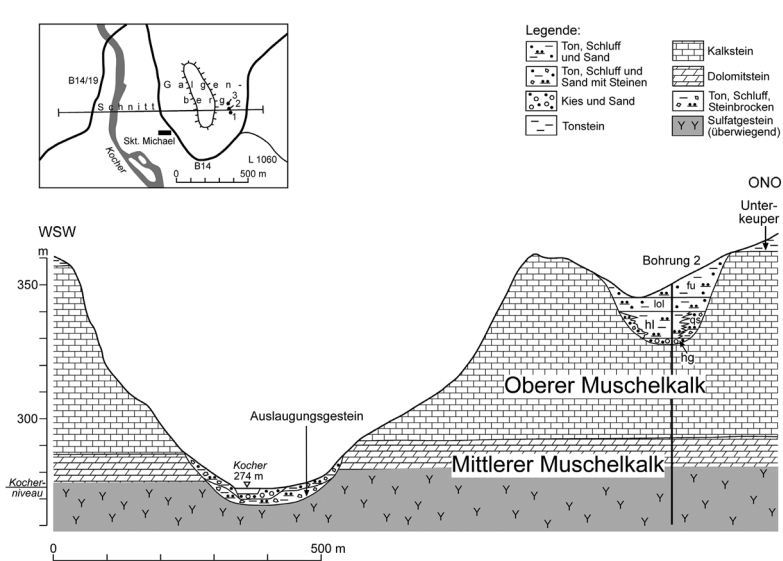


Abb. 7: West-Ost-Schnitt durch das Kochertal und das Schlingental um den Friedenberg. Im Lageplan oben links: Lage des Schnitts und der Bohrungen.

grauer Farbe mit kleinen Kalkstein- und Sandsteinbröckchen. Auch feine Pflanzenreste waren vorhanden. Diese Ablagerungen gehören zu den Überflutungssedimenten, die ein Fluss hinterlässt, wenn er bei Hochwasser aus seinem Bett tritt und die Talaue überflutet. Dort lässt er seine Sedimentfracht liegen, entweder auf der Auenfläche selbst oder in Altarmen (also seitlich des Kieles, siehe oben). Zumindest in den oberen Bereichen dieses Schichtpakets können auch zu Lösslehm verwitterte Lössanteile stecken, die in den Kaltzeiten eingeblasen worden sind und unter Wassereinfluss dunkel verfärbt wurden.

Hangschutt: In einer Bohrung sind schluffige feinsandige Sedimente mit kantengerundeten Steinchen vertreten. Der Rundungsgrad und die Herkunft der Steinchen verraten uns, dass die Transportwege nicht sehr groß waren. Das Material besteht aus Sandstein und Dolomitstein des Lettenkeupers und Kalkstein des Oberen Muschelkalks. Diese Gesteine stehen am Talrand an (Abb. 7). Sie reichen zungenförmig in die Lockersedimente hinein und sind vom Hang in die Rinne verschwemmt worden oder in die Rinne gerutscht. Die Mächtigkeit erreicht bis zu 4 m.

Löss und Lösslehm: Die darüber liegende Schicht besteht aus tonigen, schluffigen und feinsandigen Ablagerungen von meist gelbbrauner Farbe. Es handelt sich dabei um Löss und um dessen Verwitterungsprodukt Lösslehm. Löss wurde in den Kalkzeiten in Form von Staub durch Wind antransportiert und bei dessen Nachlassen oder im Windschatten von Geländeunebenheiten abgelagert. In diesen Sedimenten sind immer wieder Schichten festzustellen, die

auch etwas gröbere Gesteinsbruchstücke enthalten. Wir interpretieren sie als Fließerde, die in den Kaltzeiten in sommerlichen Auftauphasen als ein Gemisch von anstehendem Gestein und aufgeweichtem Löss langsam in die Niederungen „floss“.

Abschwemmmassen und Fließerde: Die oberste Schicht ist ein etwa 4 m mächtiger, toniger, feinsandiger Schluff (gelbgrau, gelbbraun, teilweise auch graugrün) mit Dolomitbröckchen aus dem Lettenkeuper. Der feinkörnige Anteil besteht nicht nur aus Löss und Lösslehm, sondern auch aus verwittertem Tonstein aus dem Lettenkeuper, wie die graugrüne Farbe anzeigt. Diese Sedimente sind in die Rinne eingeschwemmt oder gerutscht.

Umlaufberg

Zusammenfassend lässt sich aus den Lockersedimenten schließen, dass sie eine Rinnenausfüllung zwischen der Höhe des Friedensberges und der Höhe der Kreuzäckersiedlung sind. Da diese Rinnenfüllung an der Basis Weißjuragerölle führt, kann es sich nur um eine verlassene Flussschlinge des Kochers handeln. Die Rinnenfüllung erfolgte in zwei Abschnitten, wie die unterschiedlichen Sedimente der Rinne beweisen. Der untere Teil besteht aus Flusssedimenten, der obere Teil aus Löss- und Hangsedimenten. Die große Mächtigkeit der Auenlehm- und Überflutungssedimente belegt, dass der Kocher nach dem Durchbruch, der den Friedensberg zum Umlaufberg machte, noch mehrfach bei Hochwasser die verlassene Flussschlinge überflutete und so einen Teil zur Mächtigkeit des Überflutungssediments beitrug. Diese Art der Verfüllung wurde in einer oder mehreren Kaltzeiten von der Verfüllung durch Lössanwehung und durch Hangschutt und Fließerden abgelöst – ganz ähnlich wie es auch heute an der Erdoberfläche nicht mehr zu sehenden Umlaufberg im Bereich des Haller Bahnhofs war.¹⁷ Dort ist die Füllung der Umlaufschlinge sogar etwas über 30 m mächtig. Somit kann hier schon festgestellt werden, dass Scheu in seiner Arbeit von 1909 zu Recht den Friedensberg als Umlaufberg gedeutet hatte. Es bleibt weiter im Folgenden zu prüfen, ob er mit dem Verlauf der Flussschlingen ebenfalls richtig lag (Abb. 1).

Alter des Durchbruchs

Der Höhenabstand der Kiessohle in der Flussschlinge über dem heutigen Kocherniveau beträgt etwa 54 m (Abb. 7). Im Kochertal sind mehrere Terrassenkies-

17 *Simon* 1989 (wie Anm. 3).

niveaus erkannt worden.¹⁸ Das 50- bis 60-m-Niveau, dem auch die Kiesohe der Flussschlinge um den Friedensberg entspricht, wird in den Bereich der Mindel-Kaltzeit (heute Hosskirch-Kaltzeit) gestellt.¹⁹ Nach der Stratigraphischen Tabelle von Deutschland bedeutet das ein absolutes Alter von etwa 350 bis 400 Tausend Jahre.²⁰

Zur Altersbestimmung wurden aus dem Bohrgut der drei Bohrungen Proben entnommen und pollenanalytisch untersucht.²¹ Leider waren die Proben wohl zu lange an der frischen Luft gelagert, sodass sie durch rezente Pollen verunreinigt wurden. Dadurch lassen sich keine zuverlässigen Zeitangaben machen. Jedoch zeigt das Pollenspektrum ein kaltes Klima zur Ablagerungszeit an. Wegen der gut erhaltenen Moosreste und der wenigen Pinus-Pollen, ist es wahrscheinlich, dass der Auenlehm und die Altarmfüllung relativ schnell abgelagert wurden. Für ein kaltzeitliches Klima sprechen auch die Hangschutteinlagerungen in der Rinnenfüllung, der hohe Anteil an Löss und Lösslehm und die Fließerdevorkommen. Somit würde zwischen dem aus dem Terrassenniveau ermittelten Alter, den Sedimentationsbedingungen und der Pollenanalyse kein Widerspruch bestehen. Ob allerdings die Rinnensedimente nur einer Kaltzeit oder mehreren zuzuordnen sind oder ob in den Sedimenten auch Warmzeiten stecken, kann nicht gesagt werden.

Besonderheiten der Flussschlinge um den Friedensberg

Betrachtet man die Umlaufberge zwischen Westheim und Untermünkheim, stellt man fest, dass keiner der anderen Umlaufberge eine so hoch über dem Kocher liegende ehemalige Flusssohle hat wie die Flussschlinge am Friedensberg. Das heisst, der Friedensberg ist der älteste Umlaufberg im Bereich Schwäbisch Hall, ja sogar der älteste noch erhaltene des Kochers überhaupt.

Die Talform der Flussschlinge um den Friedensberg ist im Vergleich zu den anderen Talformen des Haller Gebiets in den oberen Talbereichen steiler und schmaler (vgl. Abb. 8 bis 10). Diese steile und schmale Form findet man im heutigen Kochertal, wo es in den Gesteinen des Oberen Muschelkalks verläuft, zwischen Tullau und Westheim wieder. Die größere Breite der Täler im engeren Stadtgebiet von Hall und von da flussabwärts folgt aus der Salzauslaugung im

18 Terrassenkies ist Kies an den Talhängen, der vom Fluss stammt als dieser erst bis in dieses Niveau eingeschnitten war. Die Höhenlage der Terrassenkiese (=Terrassenniveau) wird in Metern über der Talaue angegeben.

19 Hagdorn und Simon ²1988 (wie Anm. 13), S.128 ff. Vgl. auch: Theo Simon: Flussgeschichte von Kocher und Jagst. In: Hans Hagdorn (Hg.): Neue Forschungen zur Erdgeschichte von Crailsheim (Sonderbände der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg, Bd. 1). Stuttgart 1988, S. 251.

20 Deutsche Stratigraphische Kommission (STD) 2016. Redaktion, Koordination und Gestaltung: Manfred Menning und Andreas Hendrich: Stratigraphische Tabelle von Deutschland 2016. Potsdam 2016.

21 Die Proben untersuchte dankenswerterweise Dr. Jürgen Hahne, Dassel.

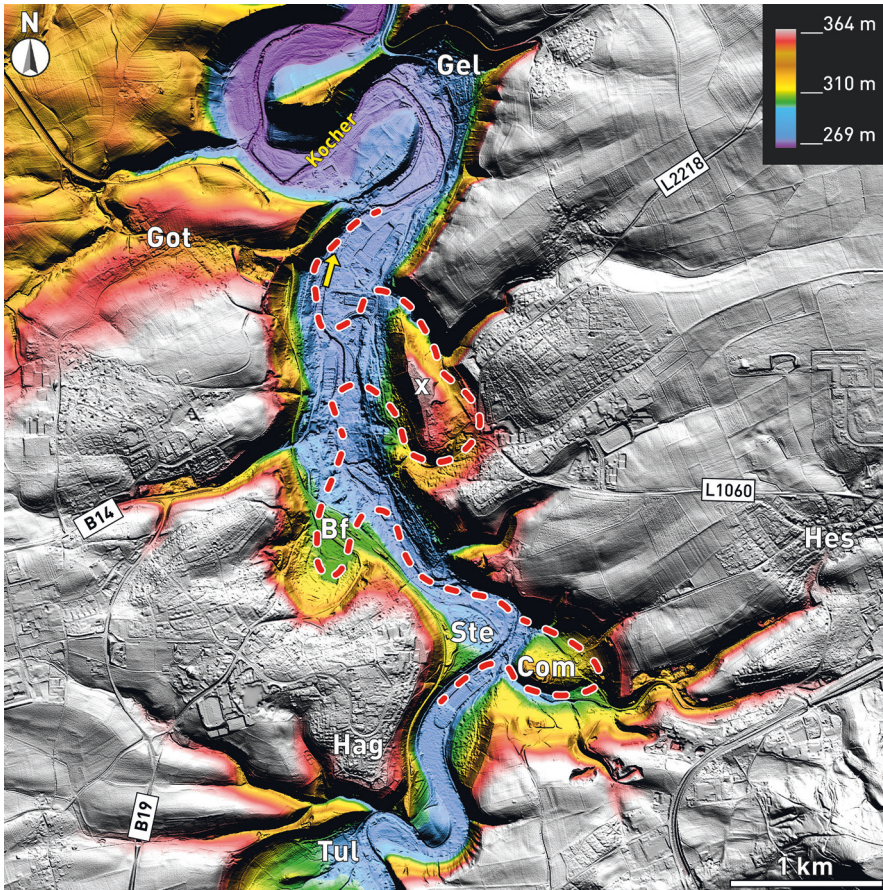


Abb. 8: Stadtbereich von Schwäbisch Hall mit den Talschlingen vor über 400 000 Jahren (rot gestrichelt). Geographische Bezeichnungen: Bf: Bahnhof; Com: Comburg; Gel: Gelbingen; Got: Gottwollshausen; Hag: Hagenbach; Hes: Hessental; Ste: Steinbach; Tul: Tullau; B14, B19, L1060, L2218: Bundes- und Landesstraßen; x: Friedensberg. Rechts oben: Farbskala mit zugehörigen Höhen in Metern über Normalnull. Beleuchtung aus 014/39, scheinbare Überhöhung: $\times 7$, tatsächliche Überhöhung: keine (wegen Orthoansicht). Genehmigung vom Landesamt für Geoinformation und Landesentwicklung Baden-Württemberg (LGL), AÜL1075, Az.: 2871.9-1/27.

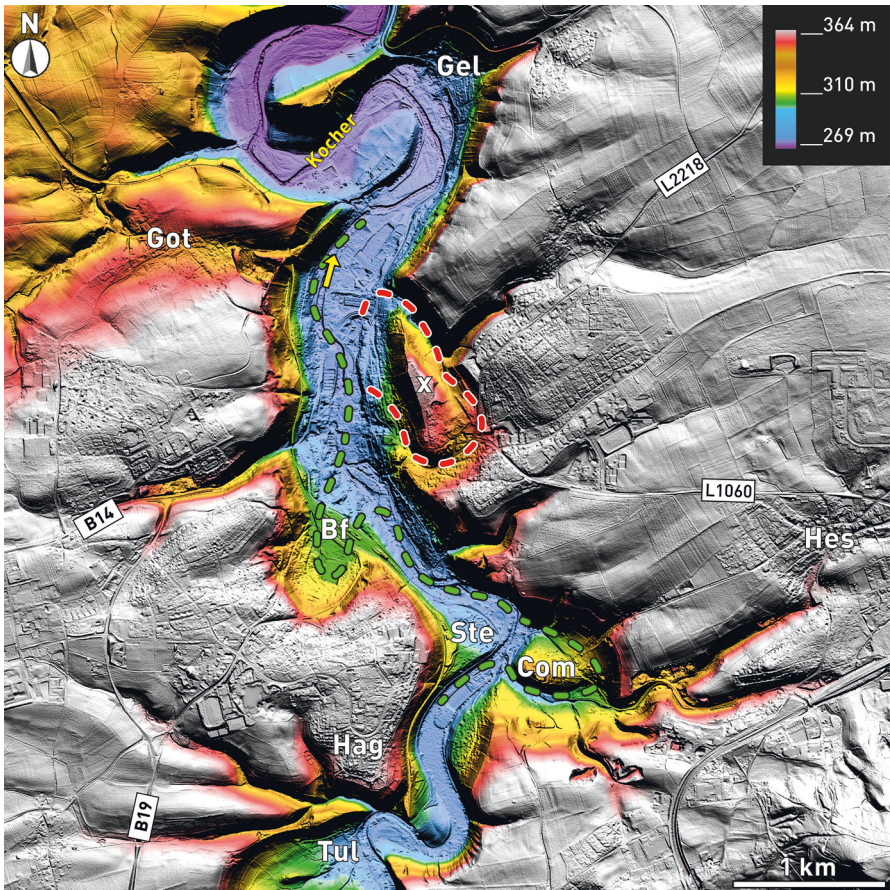


Abb. 9: Stadtbereich von Schwäbisch Hall mit den Talschlingen vor etwa 400 000 Jahren (grün gestrichelt). Die Flusschlinge um den Friedensberg (rot gestrichelt) wurde als erste abgeschnitten, wodurch der Friedensberg als Umlaufberg entstand. Legende siehe Abb. 8. Beleuchtung aus 014/39, scheinbare Überhöhung: x 7, tatsächliche Überhöhung: keine (wegen Orthoansicht). Genehmigung LGL, AÜL1075, Az.: 2871.9-1/27.

Untergrund. Die Gesteine zwischen Salz und Talaue werden aufgelockert, verwittern leichter und sind dadurch vom Fluss leichter erodierbar.²² Das Salzgestein ist in den engen Talbereichen zwischen Westheim und Tullau noch er-

²² Georg Wagner: Geologische Heimatkunde von Württembergisch Franken. Öhringen, 1914/1919, S. 67. Siehe auch Georg Wagner: Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte. Öhringen 1960, S. 36.

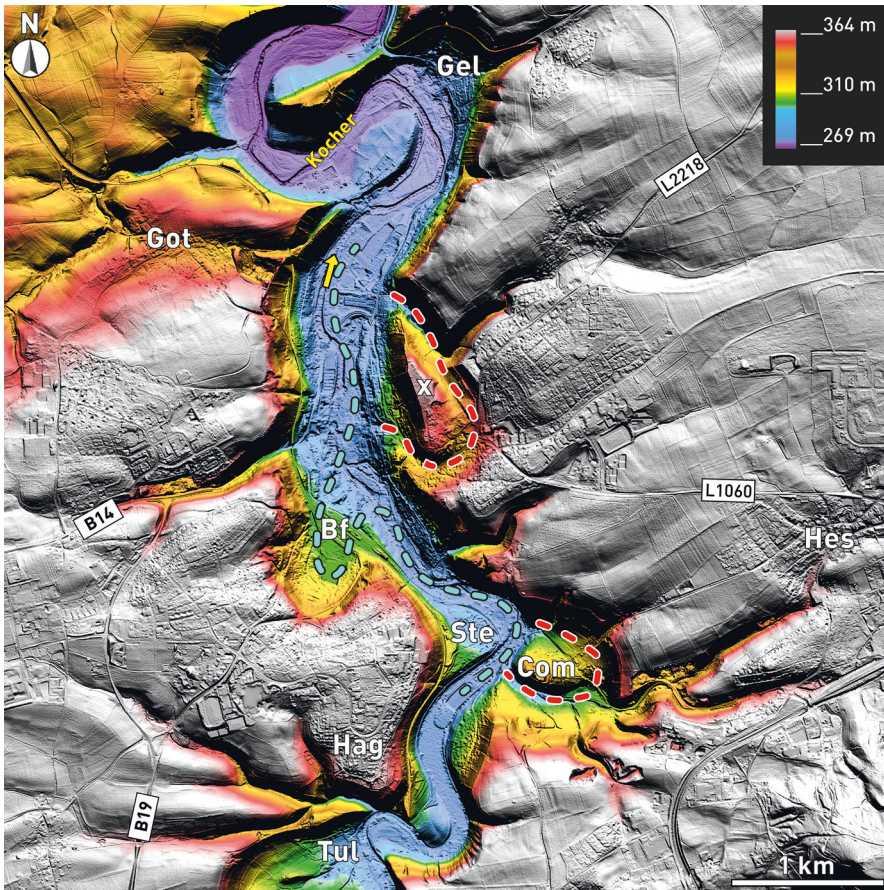


Abb. 10: Stadtbereich von Schwäbisch Hall mit den Talschlingen vor etwa 100 bis 200 Tausend Jahren (blau gestrichelt). Die Flussschlinge um die Comburg wurde wohl als zweite abgeschnitten, wodurch der Umlaufberg (rot gestrichelt) entstand. Diskussion siehe Text. Legende siehe Abb. 8. Beleuchtung aus 014/39, scheinbare Überhöhung: $\times 7$, tatsächliche Überhöhung: keine (wegen Orthoansicht). Genehmigung LGL, AÜL1075, Az.: 2871.9-1/27.

halten. Auch im Stadtbereich von Hall war das so, als sich die Flussschlinge um den Friedensberg bis in den Oberen Muschelkalk einschnitt. Nach dem Durchbruch des Kochers flossen in der verlassenen Flussschlinge Bäche (Wettbach, Schuppach), die aber nicht in der Lage waren, den von den Hängen stammenden Hangschutt und die Fließerden wegzuspülen. Auch der eingewehte Löss blieb von Erosion weitgehend verschont. So konnte sich die alte, enge Talform erhalten.

Flussschlingenverlauf im Stadtbereich Hall

Die Abb. 8 bis 10 zeigen den zeitlichen Verlauf der Flusstalbildung bei Hall. Abb. 8 zeigt die Flussschlinge um die Comburg (unten), die Schlinge am Bahnhof, die um den Friedensberg und eine Schlinge, die im Bereich der Salinenstraße lag. Von dieser letztgenannten Schlinge ist nur mehr eine schwach angedeutete Rundung im Hang über der Rippbergstraße sichtbar. Wenn innerhalb dieser Schlinge jemals ein Umlaufberg existierte, so ist er längst verschwunden; allerdings erst nach dem Durchbruch des Kochers, der den Umlaufberg des Friedensbergs entstehen ließ, was wahrscheinlich vor etwa 400 000 Jahren geschah. Der Verlauf des Kochers ist in dieser Abb. 8 anders dargestellt als bei Scheu (Abb. 1). Scheu hatte den heute nicht sehr deutlichen Prallhang im Bereich der heutigen Crailsheimer Straße (B14) nicht berücksichtigt. Hier trat der Kocher nicht von Südwesten in die Schlinge ein, sondern von Nordwesten.

Abb. 9 zeigt die verlassene Flussschlinge um den Friedensberg. Die Schlinge im Bereich der Salinenstraße wurde in der nachfolgenden Zeit vollständig zerstört. Die beiden anderen Schlingen bei der Comburg und am Bahnhof werden immer noch durchflossen. Als nächste Schlinge wurde wohl die der Comburg abgeschnitten (Abb. 10). Wann dies geschah, kann bislang nicht beantwortet werden, da Bohrungen bis auf die Gesteine des Oberen Muschelkalks in der Mitte des östlichsten Abschnitts der Schlinge nicht bekannt sind. Danach erfolgte wohl das Abschneiden der Bahnhofsschlinge. Wahrscheinlich liegen die Entstehungszeiten der beiden Durchbrüche zeitlich allenfalls wenige Zehntausend Jahre auseinander. Das Abschneiden der Bahnhofsschlinge erfolgte in der letzten Kaltzeit. Dies zeigt die Flusssohle der abgeschnittenen Schlinge, die 7 m über der Talsohle des Kochers liegt.²³

Alte Ziegelei

In alten topographischen Karten ist im Bereich der alten Flussschlinge, nahe der heutigen Crailsheimer Straße, bezeichnenderweise an der Einmündung der Straße „An der Ziegelhütte“ in den „Ziegeleiweg“, eine Ziegelei verzeichnet.²⁴ Auch in der Geognostischen Karte von 1897 ist die Ziegelei eingetragen, allerdings in den zugehörigen Begleitworten nicht erwähnt.²⁵ Die Geologische Karte im Maßstab 1: 25 000 zeigt, dass sich die Ziegelei nicht im Bereich des

23 Simon 1989 (wie Anm. 3).

24 Topographische Karte von Württemberg 1: 50 000, 1841/1886.

25 Geognostische Spezialkarte von Württemberg, Atlasblatt Hall, aufgenommen von J. Hildenbrand, 1879. Friedrich August von Quenstedt: Begleitworte zur Geognostischen Spezialkarte von Württemberg. Stuttgart 1880.

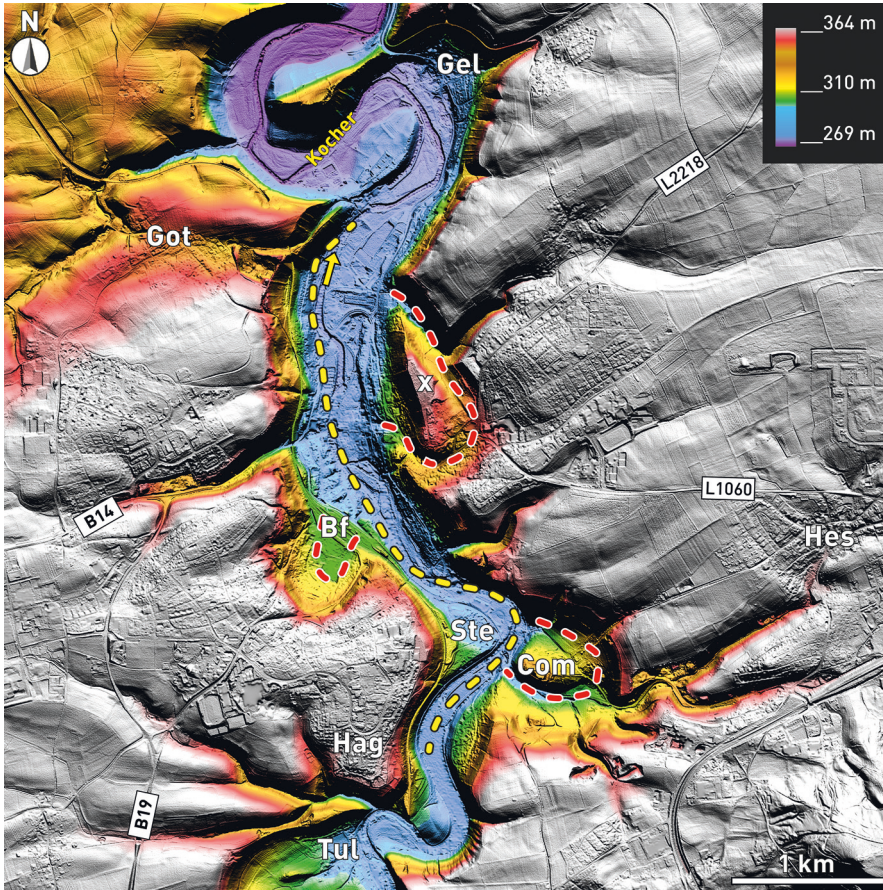


Abb. 11: Stadtbereich von Schwäbisch Hall mit den Talschlingen vor etwa 100 Tausend Jahren (gelb gestrichelt). Die Flussschlinge unter der Bahnhofs-ebene (rot gestrichelt) wurde abgeschnitten, wodurch der heute verschüttete Umlaufberg entstand. Diskussion siehe Text und Simon 1989 (wie Anm. 3). Legende siehe Abb. 8. Beleuchtung aus 014/39, scheinbare Überhöhung: x 7, tatsächliche Überhöhung: keine (wegen Orthoansicht). Genehmigung LGL, AÜL1075, Az.: 2871.9-1/27.

Austrichs des Lettenkeupers befindet, wo zu Ton verwitterte Tonsteine immer wieder in Ziegeleigruben abgebaut worden sind.²⁶ In dieser Ziegelei wurden offenbar die tonigen Füllungen der alten Talschlinge abgebaut.

²⁶ Wie Anm. 14.

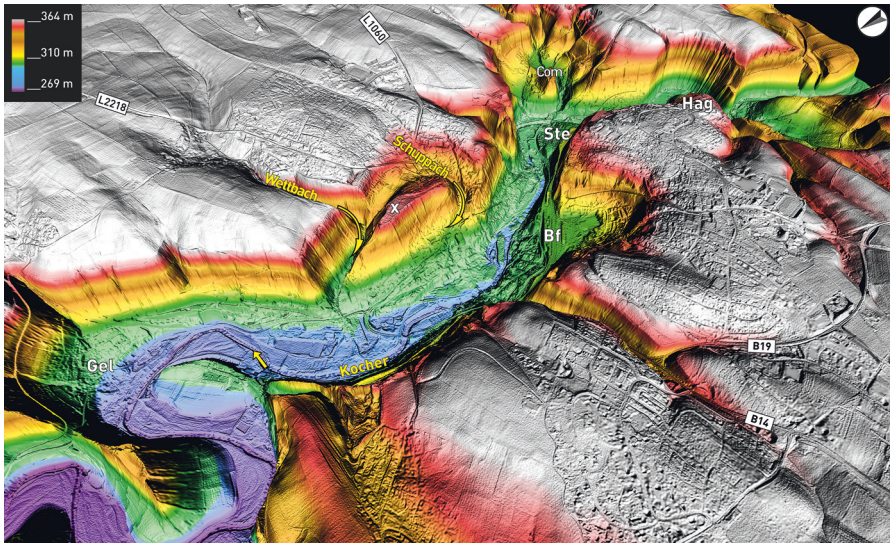


Abb. 12: Perspektives Bild von den drei abgeschnittenen Flusschlingen und den Umlaufbergen im Bereich von Schwäbisch Hall. Blick von Nordwesten. Legende siehe Abb. 8. Links oben: Farbskala mit zugehörigen Höhen in Metern über Normalnull. Beleuchtung aus 282/53, scheinbare Überhöhung: $x 7$, tatsächliche Überhöhung: $x 5$. Genehmigung LGL, AÜL1075, Az.: 2871.9-1/27.

Die erste Erwähnung der Ziegelhütte findet sich in einem Dokument von 1486.²⁷ Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, vielleicht sogar bis zum Abbruch des Ziegeleigebäudes 1914, hat man hier Ziegel hergestellt. Noch 1885 lässt Ziegelei-besitzer Ernst Wittlinger eine Dampfkesselanlage aufstellen und 1890 errichtet er einen Trockenhausanbau. Nach dem Verkauf der Ziegelei mit allen Grundstücken und Gebäuden 1899 für 57 500 Mark an Johann Bühler, der sie im gleichen Jahr mit Gewinn an den Stuttgarter Ökonom Carl Dinkel weiterverkaufte, erwarb sie der Landwirt Franz Bühler mit allem Zubehör. Bühler züchtete hier Hühner der Rasse „Leghorn“, daher der Name „Leghornhof“, auf dem noch Friedrich Bühler als Geflügelhalter wohnte und arbeitete.

Zusammenfassung

Nachdem in den vergangenen hundert Jahren Unsicherheit darüber herrschte, ob der Friedensberg von Schwäbisch Hall ein Umlaufberg des Kochers ist oder

²⁷ Ausführliche Angaben zur Langenfelder Ziegelhütte im Schwäbisch Haller Häuserlexikon: <https://www.haeuserlexikon.de/haeuserlexikon/gebaeudeverzeichnis/?Detail=1127>.

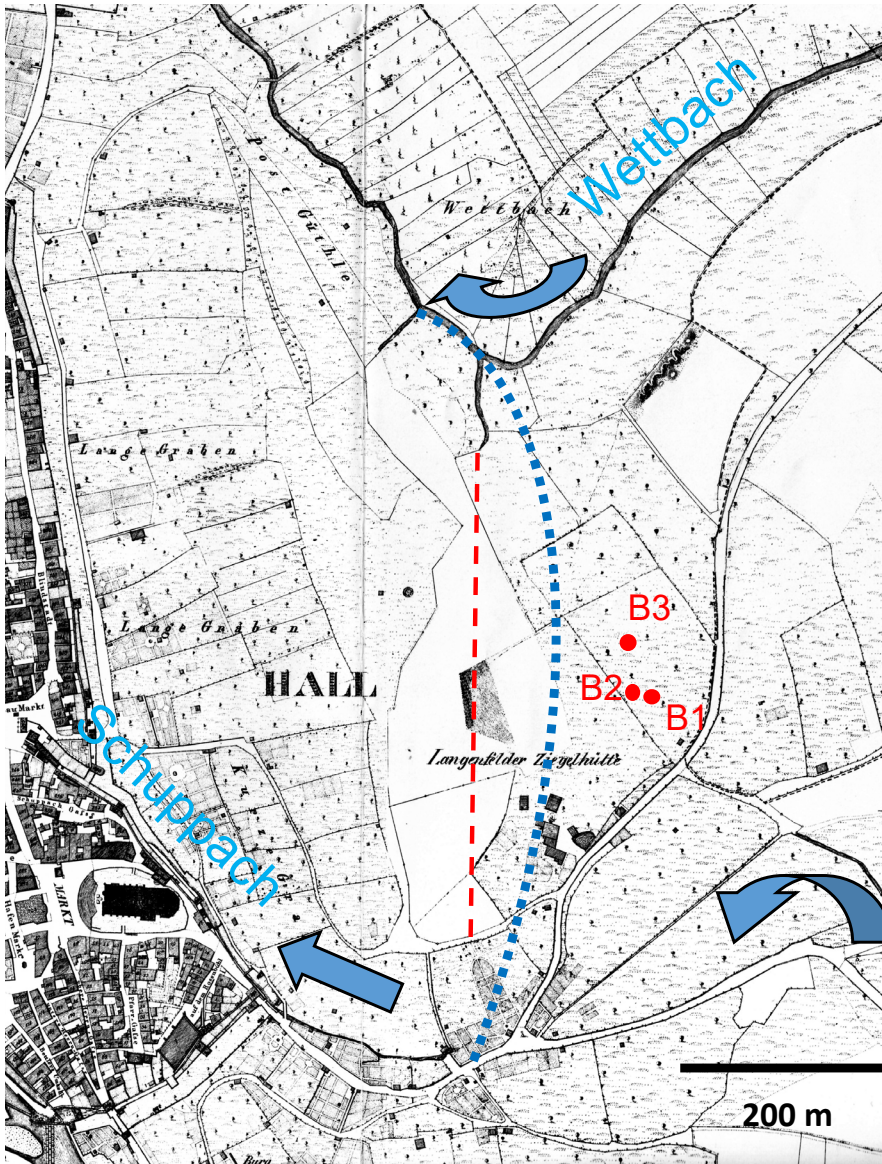


Abb. 13: Ausschnitt aus der Flurkarte 1:2 500 des Landes Baden-Württemberg von 1827. Rote gestrichelte Linie: Tiefenlinie im heutigen Gelände. Blaue gestrichelte Linie: Vermutete Tiefenlinie des alten Flusslaufs. B1 bis B3: Bohrungen. Der Schuppach verläuft heute im Stadtbereich unterirdisch.

nicht, konnten Bohrungen für Erdwärmesonden auf Grundstücken an der Straße „An der Ziegelhütte“ Klarheit bringen. Das Erbohren einer über 20 m dicken, vom Kocher stammenden Talfüllung offenbarte, dass der Friedensberg ein Umlaufberg ist und zwar der älteste noch bestehende im gesamten Kocherverlauf. Nach dem Friedensberg entstanden im Stadtbereich von Schwäbisch Hall der Umlaufberg, auf dem die Comburg erbaut wurde und der verdeckte Umlaufberg, der unter der Talschlinge am Bahnhof liegt.

„Eginonen, Welfen und Zollern“

Anmerkungen zu den Untersuchungen von Jürgen Scheff

von HANS-DIETER LEHMANN

Unter dem Titel „Eginonen, Welfen und Zollern – Eine Neuinterpretation verwandtschaftlicher und besitzgeschichtlicher Verflechtungen dreier Hochadelsgeschlechter vom 11. bis 13. Jahrhundert“ hat sich Jürgen Scheff zu einem Rundgang über ein seit langer Zeit schon beackertes Feld aufgemacht.¹ In dem soeben erschienenen ersten Teil seiner Arbeit hat er neben Bekanntem aus der Literatur einige schöne Blumen gepflückt, daneben aber auch einige sehr merkwürdige Blüten. Seine Arbeit befasst sich in diesem ersten Teil vor allem mit den frühen Eginonen, mit den mit ihnen verwandten Grafen von Achalm und mit ihrem Verhältnis zu den Welfen. In einem bereits 2019 vorgelegten Buch über die Grafen von Gammertingen konnte sich Bumiller in einer Stammtafel dort schon auf Scheffs Ausführungen beziehen.² Daraus ist erkennbar, worauf Scheff im zweiten Teil hinauskommen will: Er verbindet die Eginonen eng mit dem Haus Zollern. Wohlbekannt ist, dass eine Udelhild von Urach die Mutter der ersten Zollern war. Offensichtlich hat Scheff noch eine zusätzliche Verbindung zwischen den Häusern Zollern und Urach gefunden; ihre Art und die Begründung dafür bleiben abzuwarten. Auch zum ersten Teil seiner Arbeit schon gibt es einiges zu bedenken; auf veröffentlichte Alternativen zu seiner Sicht soll hier hingewiesen werden.

Scheff ist gelungen, die in der Zwiefalter Chronistik verschlüsselt erscheinenden *fratres de Mieringin* mit Herzog Welf V. und seinem Bruder Heinrich dem Schwarzen, den Zwiefalter Klostervögten zu identifizieren.³ Ansprüche der Welfen musste das Kloster Zwiefalten abwehren; aus diesem Grund erscheinen die beiden Vögte in Ortliebs Chronik, ohne aus ihrer Zubenennung direkt erkennbar zu sein. Mering bei Augsburg bot in der Schreibung des Ortsnamens offensichtlich Möglichkeiten zur Variation: In der *Historia Welforum* heißt es

1 Jürgen Scheff: Eginonen, Welfen und Zollern – Eine Neuinterpretation verwandtschaftlicher und besitzgeschichtlicher Verflechtungen dreier Hochadelsgeschlechter vom 11. bis 13. Jahrhundert. Teil I. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 55/56 (2019/2020), S. 1–85.

2 Casimir Bumiller: Zwischen Alb und Alpen. Die Grafen von Gammertingen in der politischen Welt des Hochmittelalters. Konstanz 2019, Tafel S. 32f.: Verwandtschaft der Grafen von Achalm, Urach und Zollern.

3 Luitpold Wallach, Erich König, Karl Otto Müller: Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds. Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 2. Bd. Stuttgart, Berlin 1941, S. 23 f.

Moringen.⁴ Das Gut stammte ursprünglich aus Reichsbesitz und war seit der Zeit Kaiser Heinrichs II. im Besitz der süddeutschen Welfen. Noch 1175 feierte Herzog Welf VI. auf dem Gunzenlee bei Mering ein prachtvolles Pfingstfest, auf das unten zurückzukommen sein wird. Wegen dieser *fratres de Mieringin* aus dem Haus der jüngeren Welfen versucht Scheff, die Zwiefalter Klostergründer Graf Liudolf von Achalm und seinen älteren Bruder Kuno von Wülflingen an die älteren süddeutschen Welfen anzubinden. Dass er Alternativen dazu nicht berücksichtigt, ist unverständlich, seine Sicht nicht nachvollziehbar.

Stammen die Eginonen tatsächlich von den süddeutschen Welfen ab?

Wichtige Informationen zu den Eginonen liefern die Zwiefalter Quellen. Sie sind nicht unparteiisch und manches darin ist im Interesse des Klosters geschrieben, um anhand von Vorgängen in der Vergangenheit eigene Rechte zu untermauern. Aus Querelen um Güter in Derendingen bei Tübingen und in Undingen auf der Schwäbischen Alb, die nach Scheff 1055 Herzog Welf III. seinem „Pfleger“ Rudolf von Achalm geschenkt haben soll, sei eine Blutsverwandtschaft zwischen dem todkranken Welf III. und seinem Bewacher in Bodman am Bodensee herauszulesen.⁵ Die *fratres de Mieringin* waren wegen Welf IV. und seinen Söhnen als Klostervögte für den Chronisten Ortlieb sehr zeitnah; was er von Rudolf von Achalm und seinem Pflegebefohlenen Welf III. fabelte, lag acht Jahrzehnte zurück in einer Zeit, in die das direkte Wissen im Kloster nicht zurückreichen konnte, weil es später erst gegründet worden war. Wenn jemand von freiwilligen Kompensationen für ungerechtfertigte alte Ansprüche wusste, dann kann dies nur der Gründer Graf Liutold nach der Erzählung seines Vaters Rudolf gewesen sein. Ortlieb hat diese Information etwas umgeformt.

Herzog Welf III. von Kärnten hatte 1055 an einem rasch zusammengebrochenen Aufstandsversuch gegen Kaiser Heinrich III. teilgenommen – gemeinsam mit Bischof Gebhard III. von Regensburg und mit dem Ezzonen Herzog Kuno von Kärnten. Letzterer starb 1055 im ungarischen Exil als geächteter Hochverräter.⁶ Bischof Gebhard, von Mutterseite her ein Onkel Kaiser Heinrichs III., wurde Rudolfs ältestem Sohn Kuno von Wülflingen zu kurzer Haft auf Burgen im Hegau anvertraut; die Annahme Scheffs erscheint deshalb plausibel, dass der andere Rebell – zwar lebend, aber schon todkrank gefasst – bis zu seinem Tod 1055 in der Haft in Bodman von Rudolf von Achalm betreut wurde. Reuevoll und ohne Sohn wollte Welf III. seine ganze Habe dem welfischen Hauskloster Altdorf vermachen, dem heutigen Kloster Weingarten bei Ravensburg. Dass er

4 Historia Welforum. In: Erich König (Hg.): Schwäbische Chroniken der Stauferzeit Band 1, Stuttgart/Berlin 1938, S. 15 und Anhang S. 77, bes. S. 79.

5 Scheff (wie Anm. 1), S. 29 und 81.

6 Ursula Lewald: Die Ezzonen. Das Schicksal eines rheinischen Fürstengeschlechts. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 43 (1979), S. 120–168.

in seinem Testament daneben auch seinen „Pfleger“ bedacht hatte, erscheint durchaus denkbar. Das ganze Testament wurde jedoch außer Kraft gesetzt: Die energische Mutter Imiza des Verstorbenen ließ ihren Enkel aus Italien holen, den Sohn von Welfs III. Schwester Kunizza aus der Ehe mit dem Otbertiner Azzo von Este.⁷ Als Welf IV. begründete er das Haus der jüngeren Welfen. Nach dem Klostereintritt Graf Liutolds kam auf dessen Rat die Vogtei über Kloster Zwiefalten an Welf IV.; er und seine Nachkommen blieben mehr oder weniger gute Klostervögte. Nicht immer handelten sie im Interesse von Zwiefalten so, wie für ihr eigenes Kloster in Weingarten bei Ravensburg, das ihr Hauskloster mit Grablege war. Auf eine Blutsverwandschaft der Welfen mit den Eginonen lässt sich aus den Aussagen der Zwiefaltener Quellen nicht schließen; die „Pflegerchaft“ Rudolfs von Achalm für den Letzten der älteren Welfen ist zwar eine ansprechende Vermutung, aber kein Beweis dafür. Die befürchtete Entfremdung der fraglichen Güter in Derendingen und Udingen konnte Graf Liutold für Kloster Zwiefalten noch abwehren, weil sie kein altes Welfenerbe gewesen waren.⁸ Freiwillige Ersatzleistungen hatten dazu gedient, erneuten Forderungen vorzubeugen.

Urkundliche und chronikalische Aufzeichnungen zu den Eginonen

Scheff wies darauf hin, dass Gerhard Fritz in seinem Aufsatz über die Grafen von Vaihingen die Belege für die Eginonen von Vaihingen-Urach zusammengetragen habe.⁹ Sie stehen unten übersichtlich in tabellarischer Form in den Anhängen, wurden überprüft und sogar noch ergänzt. Fett gedruckte Nummern in Klammern beziehen sich im folgenden Text auf diese Liste mit Kurzangaben, die ein Nachfassen erleichtern sollen. Aus ihr lassen sich die Heiratsverbindungen erschließen sowohl für den ersten Egino von Achalm als auch für denjenigen Egino, der in Scheffs Stammtafel mit der Jahreszahl 1050 verbunden ist. Ihm hatte der Vaterbruder Rudolf aus dem gemeinsamen Muttererbe der Achalmer den Anteil Urach und halbe Rechte am Stammsitz der Eltern in Dettingen/Erms zugeteilt. Die Ergänzungen in der Liste sind dem Fürstenbergischen und dem Württembergischen Urkundenbuch entnommen, die Zeugen zumeist Königs- und Kaiserurkunden.¹⁰ Für die Suche nach Zusammenhängen der Eginonen mit

7 MGH Nscr. 1, S. 242 f. Azzo I., Cuniza I., Imiza I. – alle drei sind zum 10. Januar ohne Titel im Zwiefalter Nekrolog verzeichnet – wohl auf Veranlassung eines der welfischen Klostervögte.

8 Da Imiza sich später intensiv um die Erhaltung des Hauses kümmerte, ist es undenkbar, dass sie ihren Sohn, den eigentlichen Stammhalter, nicht zu einer Heirat angehalten hätte. Waren die umstrittenen Güter Heiratsgut einer früh verstorbenen, den Chronisten und der Forschung unbekannt gebliebenen Gemahlin Welfs III. gewesen? Dann waren sie kein altes Welfenerbe.

9 Gerhard *Fritz*: Die Grafen von Vaihingen. In: Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz 9 (1995), S. 23–96, bes. 31–45 mit Anm. 35.

10 Das Fürstenbergische Urkundenbuch (FUB I) bearbeitet von Sigmund Riezler, Tübingen 1877,

anderen Häusern – mit Zollern, mit Calw und mit Tübingen – ist ihr gemeinsames Auftreten als Zeugen in Urkunden zu berücksichtigen. Auch die Aufzeichnungen von Friedrich Paul Stälin wurden herangezogen, denn sie sind nicht nur Ausdruck einer veralteten Forschungsweise; sie liefern auch heute oft übersehene Hinweise.¹¹

Bei Scheff stört, dass er manchmal seine Sicht unmittelbar im Anschluss daran wieder relativiert, manches erörtert, was nicht weiterführt¹² und dass er auf Ansichten von Dritten oft gar nicht erst eingeht. Ein Beispiel ist, wenn er den Zeitabstand der Urach-Vaihinger Eginonen zu im 9. und 10. Jahrhundert in Ostfranken belegten Eginonen für unüberbrückbar hält,¹³ an anderer Stelle aber den Vorfahren der Uracher eine Grafschaft im Würzburger Raum zubilligt. Auf die These von Jänichen über eine Übertragung der Ortsnamen für Urach und Aurich bei Vaihingen aus Ostfranken geht er überhaupt nicht ein.¹⁴ Ein anderes Beispiel ist seine Suche nach dem Gut Schlatt, welches ein erster Eginon beim Kauf des Berges Achalm in Zahlung gegeben hatte.¹⁵ Scheff zählt dazu viele Schlatt als Orts- und Flurnamen in Süddeutschland und in der Schweiz auf, kennt aber nicht die von Dettingen/Erms auf die Albhochfläche hinaufführende Schlatter Steige. Nach Wilhelm Schneider geht der für eine Talgemeinde auffällige Anteil der Gemarkung Eningen auf der Höhe auf Eginos Geschäft mit der Eninger Geburschaft zurück, als er ihre Allmende Achalm für ein heute abgegangenes Schlatt eintauschte.¹⁶

In der Aufstellung bei Fritz fehlte die älteste urkundliche Erwähnung von Eginonen von 1050, auf die Lorenz aufmerksam gemacht hat.¹⁷ Diese Urkunde erfordert eine ausführlichere Betrachtung, weil ein Fehler in ihrer Deutung zu korrigieren ist.

das Württembergische Urkundenbuch (WUB) und die Monumenta Germaniae Historica (MGH) sind heute bequem im Internet zugänglich.

11 Christoph Friedrich *Stälin*: Württembergische Geschichte, Tl. 2. Stuttgart 1847, S. 366–387 und Tl. 3, Stuttgart 1856, S. 709 ff.

12 *Scheff* (wie Anm. 1), S. 19 f. beispielsweise mit seinen Auslassungen zu den Brüdern Berengar und Otto der Adelheid von Wülflingen. Von dem Vorschlag Hlawitschkas, Ita sei die Tochter des 1027 bereits in Rom erschlagenen Berengars oder des anderen Bruders Otto gewesen, hat sich Scheff zu Recht distanziert – aber wozu alles so ausgebreitet, wenn für seine Thesen daraus nichts folgt?

13 *Scheff* (wie Anm. 1), S. 44.

14 Hans *Jänichen*: Die Grafen von Urach. In: Alemannisches Jahrbuch 1976/78, S. 1–15.

15 *Scheff* (wie Anm. 1), S. 8 hier mit Anm. 32.

16 Wilhelm *Schneider*: Der Name Achalm, der verschwundene Ort Schlatt und ein Landtausch des 11. Jahrhunderts. Arbeiten zur Alamannischen Frühgeschichte. Heft 1. Tübingen 1975, S. 157–177.

17 Sönke *Lorenz*: Graf Liutold von Achalm († 1098) – ein Klosterstifter im Zeithorizont des Investiturstreits. In: Heinz Alfred *Gemeinhardt*, Sönke *Lorenz* (Hg.): Liutold von Achalm († 1098), Graf und Klostergründer. Reutlingen 2000, S. 11–55, bes. S. 18.

Die Übertragung eines Forsts am Alpenrhein von 1050 an die Kirche von Chur

Am 12. Juli 1050 fertigte die Kanzlei Kaiser Heinrichs III. in Nattheim bei Heidenheim/Brenz zwei Urkunden für die Kirche von Chur aus. Beide betrafen Waldungen beiderseits vom Alpenrhein – zum einen eine Waldschenkung in der Grafschaft eines Eberhard und zum andern die Übertragung des Forstbanns in einem genau umschriebenen Gebiet in der Grafschaft eines Otto.¹⁸ Die Urkunde der Schenkung ist als Original in Chur erhalten; sie führt keine Zeugen auf. Von der Forstbannverleihung ist die Originalurkunde verschollen. Sie wird nach einer Abschrift zitiert, die irgendwie fehlerhaft war, denn ein späterer Abschreiber hat versichert, dass er den ihm vorliegenden Text ganz genau wiedergegeben habe. Korrekt ist darin jedenfalls, dass in der ursprünglichen, von der Hofkanzlei ausgefertigten Urkunde nur Otto (von Buchhorn) als Graf erscheint, nicht aber die als *conprovinciales* bezeichneten Zeugen – einschließlich des Vogtes des ebenfalls betroffenen Klosters Pfäfers. Sönke Lorenz hat in den auf Graf Otto folgenden Zeugen Rudolf von Achalm mit Sohn Eginio und seinen gleichnamigen Neffen erkannt. Der Grafentitel, den die Achalmer und Uracher in späteren Urkunden führten, kam ihnen 1050 noch nicht zu; er galt erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und dann vorzugsweise für ihre Herrschaften auf allodialen Territorien.

Die betreffende Stelle der Urkunde lautet: *cum consensu praedicti Ottonis comitis et Roudolfi, Eginonis et filiorum eius, alterius Eginonis, Hunberti, Adelberonis et caeterorum conprovincialium*. Die von Jürgen Scheff zitierte Übertragung lautet: „mit Zustimmung dieses vorgenannten Grafen Otto sowie Rudolfs, Eginos und dessen Sohnes, gleichwohl Eginio genannt, Hunberts, Adalberos sowie weiterer einheimischer Zeugen, welche nicht namentlich genannt werden“.¹⁹ Diese Übersetzung ist nicht korrekt, denn die lateinische Urkunde spricht von mehreren Söhnen eines Eginio, der nach einem Rudolf steht. Hier fehlen die beiden älteren Söhne Rudolfs – Kuno und Liudolf, die beide älter als ihr Bruder Eginio waren. Der von Lorenz und Scheff als Anrainer des Forsts am Alpenrhein angenommene ältere Bruder Rudolfs von Achalm, Eginio, welcher ebenfalls der Forstbannverleihung an Chur zugestimmt haben soll, hätte im gegebenen Fall in dieser Königsurkunde an erster Stelle stehen müssen. Dass er 1050 schon lange tot war, war beiden nicht unbekannt, denn nach Ortliebs Chronik hatte Eginio die Burg Achalm zur Zeit Konrads II. zu bauen begonnen und war bald darauf gestorben. Von Rudolfs Sohn Eginio konnten keine rechtsfähigen Söhne anwesend sein, da er nach 1061 in noch jungen Jahren umkam. Der „andere Eginio“ der Urkunde war sein Vetter, der Sohn des Achalmer Burg-

18 MGH DD Heinrich III. Nr. 251 und 252 vom 12.7.1050, ausgefertigt in Nattheim (Anhang A, Nr. 1); denkbar wäre, dass hinter *Rudolfi* oder *Eginonis* das Wort *filii* entfiel.

19 Scheff (wie Anm. 1), S. 7.

gründers Eginno. Das Entfallen eines Wortes ist bei einer Abschrift wahrscheinlicher als die willkürliche Erfindung eines Plurals durch den Schreiber der königlichen Kanzlei. Ob Rudolf, seine Söhne und sein Neffe im Sommer 1050 über die Alb nach Nattheim bei Heidenheim geritten waren, ist dem Schriftstück nicht zu entnehmen, wäre aber denkbar. Mit Sicherheit fehlte unter den *conprovinciales* der Vormund der Mitbesitzerin Adelheid derjenigen Anteile an Maienfeld, Fläsch und Malans, die später an Kloster Allerheiligen kamen. Anrainer wäre 1050 ein Graf Udo von Stade († 1057) gewesen; seine Gemahlin Adelheid von Rheinfelden starb erst nach ihm und vererbte den Besitz am Alpenrhein der Tochter Ita, die mit Eberhard von Nellenburg verheiratet war. Dieser ist der bei der Waldschenkung genannte Graf im Zürichgau, den Scheff in der anderen Urkunde vermisst. Die Hofkanzlei könnte in Nattheim Urkunden und Verfügungen des Königs ausgefertigt haben, die zuvor schon in Rätien vorgenommen worden waren. Für die Abfolge der Eginonen ist dies belanglos. Mit Fragezeichen führt Scheff den „anderen Eginno“ von 1050 in seiner Stammtafel auf; warum er dann aber als ersten Uracher erst den nächsten Eginno kennt, bleibt ein Geheimnis wie sein frühes Ableben.

Wenn Rudolfs Bruder Eginno, der den Berg Achalm gekauft und darauf eine Burg zu bauen begonnen hatte, schon um oder bald nach 1030 gestorben war, dann war sein einziger Sohn Eginno 1050 auf jeden Fall schon rechtsfähig. Gleiches gilt nach fränkischem Recht zu diesem Zeitpunkt auch für seine Vettern Kuno, Liutold und Eginno, wenn deren Eltern vor 1034 geheiratet hatten. Die angenommene Frühdatierung der Heiraten beider Brüder ist damit zu begründen, dass unter Konrad II. das Recht zum Bau einer Befestigung unwidersprochen noch das Vorrecht des Königs war – ein Recht, welches er sicher nur seinen wichtigsten Parteigängern zugestand. In Schwaben war der Bau einer Burg auf der Achalm in den Jahren zwischen 1027 und 1030 angebracht, weil sie zwischen den Albübergängen in den Tälern von Erms und Echaz lag. Während der Aufstände des kaiserlichen Stiefsohnes sicherte sie das Neckarland vor dem Zusammenschluss Herzog Ernsts II. mit seinen Verbündeten im Osten.

Die von Scheff aus der Urkunde gezogenen Folgerungen sind auch im Konditional von einer merkwürdigen Logik. Seine „logische Folgerung“ lässt Bekanntes unberücksichtigt – den Baubeginn der Burg Achalm unter Kaiser Konrad II., den frühen Tod des Gründers und die Fortsetzung des Baus durch den jüngeren Bruder – und basiert zudem auf einer falschen Übersetzung. Scheff behauptet weiterhin, dass die *conprovinciales* aus dem Haus der Eginonen ihre Berechtigung zur Zustimmung aus einem gemeinsamen Muttererbe hätten ableiten können: aus dem der Adelheid von Wülflingen. Der ebenfalls seine Zustimmung gebende „andere Eginno“ war jedoch mit Sicherheit kein Sohn Rudolfs aus der Ehe mit Adelheid von Wülflingen. Unbegründet ist auch die Vermutung, dass die auf Eginno folgenden Zeugen weitere unbekannte Verwandte seien. Die Ursache dafür, dass alle hier genannten Eginonen – Rudolf, seine Söhne und sein Neffe – in Rätien *conprovinciales* waren, ist bei den Vorfahren Mathildes von Burgund,

der Mutter der Achalmer Brüder Eginon und Rudolf zu suchen. Genau dies ist jedoch einer von mehreren Gründen, die Eginonen von den burgundischen und nicht von den süddeutschen Welfen abzuleiten.²⁰

Das Fehlen eines Vorfahren der Nellenburger in der Urkunde von 1050 war Scheff aufgefallen und hat ihm einige Vermutungen abverlangt.²¹ Wenn viel später die letzten Grafen von Achalm und von Nellenburg – Liutold und Burkhard – ihren Klöstern in Zwiefalten und Schaffhausen Güter in Maienfeld, Fläsch und Malans schenkten, die früher einmal offensichtlich in einer Hand gewesen waren, hätte er in der *Historia Welforum* die Töchter Kunos von Öhningen nachschlagen können.²² Diese Stelle wurde viel diskutiert und enthält offensichtlich falsche Angaben; dennoch – die dort mit oder ohne Namen aufgeführten Töchter Kunos wurden bislang nicht angezweifelt. Ita war Gemahlin des Welfen Rudolf II.; Scheff führt sie in seinem Stemma auf. Ihre Schwester war mit einem „Rheinfeldener“, einem Vorfahren der Zähringer, verheiratet worden, der aus dem Haus der Welfen in Burgund kam. Die oben genannten Besitzungen waren in der Hand der Berta von Schwaben noch ungeteilt gewesen. Ein kleinerer Anteil an diesen Gütern am Alpenrhein kam von ihr an die Nellenburger. Den „quidam de Rhinfelden“ hat Eduard Hlawitschka als den burgundischen Pfalzgrafen Kuno identifiziert.²³ Er war der Vater der Adelheid von Rheinfelden und somit der Großvater Itas, die aus Adelheids Ehe mit Graf Udo von Stade hervorgegangen war. Diese Ita ist die Mutter Graf Burkhardts von Nellenburg, der dieses Muttererbe an Allerheiligen schenkte.²⁴ Der größere Anteil war jedoch über König Konrad von Burgund und Bertas Enkelin Mathilde an die Eginonen gekommen.

Allein vom Namen Rudolf her will Scheff eine Anbindung der Eginonen an den Welfen Rudolf II. von Altdorf, Graf im Lechrain konstruieren. Warum fehlt bei ihnen der Name Ita völlig? An der von Scheff vorgeschlagenen Stelle der Groß-

20 Nur über die burgundischen Welfen ist der Vorfahre *proavus Liutoldi comitis* aus karolingischer Zeit in der Zwiefalter Chronik verständlich. Berta von Schwaben, die Gemahlin König Rudolfs II. von Burgund, war die Ururgroßmutter des Klosterstifters, ein Unruoch deren Großvater, der weit zurück in der Vergangenheit gelebt hatte. Wie *Walther* für den *attavus* einer Egisheimerin zeigt, waren mit diesen Ausdrücken Ahnen gemeint, die sehr weit zurücklagen (Tobie *Walther*: Zwischen Polemik und Rekonziliation. Die Bischöfe von Straßburg im Investiturstreit bis 1100 und ihre Gegner (VKfgL, Reihe B, 210. Stuttgart 2017, bes. S. 50, 56 und 145).

21 *Scheff* (wie Anm. 1), S. 19.

22 *Historia Welforum* (wie Anm. 4), S. 13 und 79.

23 Eduard *Hlawitschka*: Zur Herkunft und zu den Seitenverwandten des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfeld. In: Stefan *Weinfurter*, Helmut *Kluger* (Hg.): Die Salier und das Reich I. Sigmaringen 1991, S. 175–220, bes. Stammtafel S. 209.

24 Hans-Dieter *Lehmann*: Die Geschäfte des Grafen Eberhard. Zur Ausstattung des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen und zu Herkunft und Umfeld seiner Stifter. In: ZGO 160 (2012), S. 49–104, bes. Exkurs: Zur Herkunft der Gemahlin Eberhardts Ita auf S. 98–104. Scheff hat für diese Herkunft nur auf eine unhaltbare Vermutung von Eduard Hlawitschka hingewiesen, der Ita einmal als Tochter des 1027 in einem Streit in Rom aus nichtigem Anlass jung umgekommenen Bruders Berengar der Adelheid von Wülflingen hatte sehen wollen.

eltern der Zwiefalter Stifter steht in der Stammtafel der älteren Welfen, die auf fundierten Arbeiten basiert, Bischof Eticho von Augsburg († 998).²⁵ Als Stammvater der Achalmer und Uracher Eginonen ist er mit Sicherheit auszuschließen. Mehrere Namen, die in den Häusern Achalm und Urach vorkommen – Rudolf, Mathilde, Beatrix, Alberat – lassen eher eine Herleitung von den burgundischen Welfen erkennen. Diese Möglichkeit hatte Hagen Keller vorsichtig angedeutet;²⁶ Heinz Bühler hatte dies aufgegriffen,²⁷ von Scheff wird die Möglichkeit jedoch ohne jede Begründung als Spekulation abgetan. Sein eigener Fund, ein Paar NN oo NN als Elternpaar der Achalmer und Urach-Vaihinger in der Stammtafel, ist recht schlicht und kann in seiner Schlichtheit nicht überzeugen, zumal er dem Paar auch noch eine Tochter erfunden hat. Für die Überlegungen Scheffs sucht man hier nach klaren Beweisen und findet nur ungeprüfte Spekulationen, von welchen er sich doch fernhalten wollte.²⁸ Scheffs Nummerierung der Eginonen entspricht derjenigen im Werk von Walther über die Bischöfe von Straßburg und über ihre Gegner im Investiturstreit.²⁹ Mehrfach behauptet Walther dort, Bischof Gebhard von Speyer (1105–1107), der zuvor in Hirsau der Nachfolger Abt Wilhelms († 1091) war, sei ein Sohn desjenigen Eginno, der zur Zeit Konrads II. den Berg Achalm gekauft und die Burg darauf zu bauen begonnen hatte. Walther nannte den Burggründer „Egino I. von Achalm“, den Bruder des Hirsauer Abtes und späteren Bischofs Gebhard dagegen „Egino II. von Urach“, d. h. er zählte über Achalmer und Uracher hinweg in direkter Abfolge durch. Die Urkunde von 1050 scheint Walther nicht gekannt zu haben. Für seine Sicht führte er namhafte Befürworter auf, aber auch zwei, die daran zweifelten. Walthers eigene Unsicherheit wird aus der Punktierung der Filiation im Stemma der Achalmer-Uracher deutlich.³⁰ Im Anschluss daran zeigt er weiterhin, dass er Hans Jänichens These von der Namenübertragung des Ortsnamens Urach aus Ostfranken – sowohl für den Sitz im Ermstal als auch für das Dorf Aurich bei Vaihingen an der Enz – gründlich missverstanden hat und auch Jänichens Vermutung unbeachtet ließ, dass in seiner Aufstellung der Eginonen mindestens eine Generation fehle. Dass die bei Scheff und Walther angenommene Filiation nicht stimmen kann, geht schon aus der Chronologie vom Werdegang Gebhards von Urach bei

25 Aufstellungen namhafter Autoren zu den jüngeren und älteren Welfen in: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Katalog der Ausstellung Braunschweig, München 1995, Band 2 S. 11 und 48. Ohne Begründung setzt *Bumiller* (wie Anm. 2) S. 59 Bischof Eticho von Augsburg eine Generation früher an.

26 Hagen Keller: Kloster Einsiedeln im ottonischen Schwaben (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte 13). Freiburg 1964, S. 128. *Bumiller* (wie Anm. 2) verheiratete Mathilde von Burgund mit Eginno von Achalm; er irrte sich hier um eine Generation, denn ihr Gemahl war Eginno aus Ostfranken. Die erste Ehe Mathildes war für Burgund wohl so exotisch wie die ihrer Schwester Gerberga mit Graf Hermann von Werl und lag auf hoher Ebene im Reich.

27 Heinz Bühler: Studien zur Geschichte der Grafen von Achalm und ihrer Verwandten. In: ZWLG 43 (1984), S. 7–88.

28 Scheff (wie Anm. 1), S. 4 f.

29 Walther (wie Anm. 20), bes. S. 50, 56 und 145.

30 Ebd., S. 50 mit hier Anm. 113 und 114 sowie Stammtafel S. 293.

Walther hervor. Als für den geistlichen Stand bestimmter jüngerer Sohn war er Domherr in Straßburg. Er war dort im Frühjahr 1076 – nach der Rückkehr Abt Wilhelms aus Rom – aus dem Domkapitel ausgeschieden und in Hirsau Mönch geworden. Mit seinem Bruder Eginno zusammen schenkte er aus gemeinsamem Muttererbe Güter in Au und Attenhard am Rhein. In Hirsau traf er mit einem anderen Gebhard zusammen, mit dem Sohn Herzog Bertholds († 1078) von Kärnten und einer Richwara. Nach dem Tod Erzbischof Annos von Köln († 1075) hatte dieser Gebhard das Amt des Propstes in Xanten aufgegeben und war ebenfalls in Hirsau Mönch geworden.³¹ Ebenfalls aus Muttererbe hatte er dem Kloster Weilheim unter Teck zugebracht. Nach einer Nachricht aus der Vita Ulrichs von Zell kandidierten im Jahr 1084 in Konstanz beide Gebharde – beides Gregorianer! – um das Bischofsamt gegen den dort vom König eingesetzten Bischof Otto. Nach kirchlichem Recht mussten beide Kandidaten für das Bischofsamt mindestens dreißig Jahre alt gewesen sein. Die Uracher Brüder – Eginno als der ältere und Gebhard – waren somit vor 1054 auf die Welt gekommen; sie waren mit Sicherheit aber noch nicht so alt, dass sie einen schon vor 1039 oder sogar einen um 1030 gestorbenen Vater gehabt hätten. Genau hier fehlt die Zwischengeneration, an die Jänichen gedacht hatte. In dieser Generation wurden Vaihingen und eine Grafschaft in einem Teil des alten Enzgaus erworben, die Burg dort erbaut und das Dorf Aurich gegründet. In der gleichen Generation wurde aber auch der Uracher Sitz gegründet, der in dem Anteil lag, den der jüngere Bruder Rudolf des verstorbenen Eginno von Achalm dem Neffen Eginno aus dem ihm zustehenden Anteil am gemeinsamen Muttererbe zugeteilt hatte. Eginno, der mit seinem Onkel und seinen Vettern 1050 zusammen der Forstbannvergabe an die Churer Kirche zugestimmt hatte, war somit der erste der Eginonen sowohl von Urach und als auch von Vaihingen.

Graf Liutold von Achalm erobert Nürtingen als Kompensation für Verluste im Raum Würzburg?

Auf dem Hoftag zu Ulm am 4. Juni 1077 hatte König Heinrich IV. in Ulm seine Gegner verurteilen lassen, die in Forchheim Rudolf von Rheinfelden zum Gegenkönig gewählt hatten. Alle Rechte und Lehen wurden ihnen abgesprochen. Graf Liutold von Achalm verlor damals die Dörfer Bächlingen und Notzingen sowie 1000 Huben, die dem Bischof von Würzburg zu Lehen gingen. Scheff sah hier „möglicherweise einen Hinweis auf eine entzogene Grafschaft in diesem

31 Ulrich *Parlow*: Gebhard von Zähringen: Kölner Kanoniker und Propst in Xanten, Mönch zu Hirsau, Bischof von Konstanz († 1110). In: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 194 (1991), S. 49–53. Da die Übertragung von Weilheim mit Zustimmung von Gebhards Bruder Berthold II. erfolgte, geht Parlow davon aus, dass sie erst nach dem Tod des Vaters im November 1078 erfolgt ist.

Gebiet“.³² Er baute darauf seine Spekulation zu einer Schwester der Erbauer der Burg Achalm auf. Zur Zeit der Erfolge der Gregorianer in Schwaben war es Graf Liutold gelungen, Nürtingen zu erobern und den Ort auch lange zu halten. Nürtingen hatte einst Konrad II. von Graf Udo von Katlenburg gegen die Grafenschaft im Rittigau und einen Forst im Harz eingetauscht; den Vorgang bestätigte Friedrich I. Barbarossa seinem Vetter Heinrich dem Löwen als Rechtsnachfolger des Katlenburgers in Sachsen.³³ Udo war 1002 einer der vier jugendlichen Mörder des Markgrafen Ekkehard von Meißen gewesen, der nach dem Tod Kaiser Ottos III. mit den Herzögen Heinrich IV. von Bayern und Hermann II. von Schwaben um die Krone konkurriert hatte. Mit dem Tausch hatte er sehr entfernt liegendes Heiratsgut seiner aus Schwaben stammenden Frau gegen nahen Besitz und Rechte abgestoßen. Nach Scheffs Stammtafel soll die Frau Udos von Katlenburg eine Schwester der Brüder Eginio und Rudolf von Achalm gewesen sein. Er konstruierte so den Achalmer Brüdern eine Schwester, ohne dafür seine Begründung offenzulegen. Zu der Zeit Graf Liutolds war Nürtingen längst kein „königlicher Ort“ mehr; er gehörte Bischof Huzman von Speyer (1074–1090), der ein Parteigänger Heinrichs IV. war. König Heinrich III. hatte 1046 das Gut Nürtingen, das er vom Vater Kaiser Konrad II. geerbt hatte, der Kirche in Speyer geschenkt. Hans-Joachim Winzer, der sich Jahrzehnte lang intensiv mit den Grafen von Katlenburg beschäftigt hat, sah die Gemahlin Udos von Katlenburg, die ihm Nürtingen zugebracht hatte, in einem anderen süd-deutschen Haus verankert.³⁴ In seiner Stammtafel hat Scheff diese Dame durch eine punktierte Linie zwar korrekt als hypothetisch gekennzeichnet – aber hatte er sich nicht von Spekulationen fernhalten wollen?

Scheff nahm zu Recht an, dass die auf den Gründer der Burg Achalm zurückgehenden Eginonen in Urach und in Vaihingen eine Linie mit gemeinsamem Ahnherrn seien.³⁵ Die von ihm dafür aufgeführten Kriterien – Wappengleichheit, Grafentitel, urkundliche Erwähnungen zwischen 1139 und 1158 sowie ein Eginio in beiden Linien, der mit einer Kunigunde verheiratet war, sprechen klar für diese Auffassung. Es war ein Haus, das sich nach zwei Sitzen nennen konnte. Immerhin hält Scheff wenigstens in Klammern die Brüder Bischof Gebhard von Speyer und Eginio – im Gegensatz zu Walther – als erste quellenmäßig belegte Uracher für die Enkel Eginos I. von Achalm. Er erwägt für Eginio sogar eine Hohenberger Ehe, aus der die gemeinsamen Schenkungen der Brüder an Kloster Hirsau aus ihrem Muttererbe am Rhein gekommen seien.³⁶ Nach Angabe der

32 Scheff (wie Anm. 1), S. 44.

33 MGH DD F I. Nr. 200 vom 1.1.1158, Goslar.

34 Hans-Joachim Winzer: Die Grafen von Katlenburg 997–1106. Diss. Göttingen 1974, S. 44–47; derselbe: Die Grafen von Katlenburg. In: Northeimer Jahrbuch 60 (1995), S. 28–50. Nach Richard G. Hucke: Die Grafen von Stade 900–1144. Stade 1956, S. 19, waren die Katlenburger Grafen eine Seitenlinie der Grafen von Stade.

35 Scheff (wie Anm. 1), S. 54.

36 Ebd., S. 59, vgl. auch Anhang A, Nr. 2.

Zwiefalter Chronisten seien Bischof Gebhard von Straßburg, die Lindauer Äbtissin Alberat und Udilhild, die Gemahlin Friedrichs I. von Zollern, aus der Ehe Graf Eginos I. von Urach/Vaihingen mit einer Kunigunde hervorgegangen. Ihr Name erscheint in seiner Stammtafel bei seinen älteren Eginonen; die Gräfin Kunigunde von Wasserburg rechnet er offensichtlich zu jüngeren Eginonen, weil er um 1100 einen Bruch erkannt haben will.³⁷

Dies alles muss man sich aus verstreuten Andeutungen zusammensuchen; von dem Dictum Tobie Walthers konnte sich Scheff offensichtlich nicht ganz lösen. Deshalb hier im Klartext: Eginos I. von Achalm war verheiratet, hatte einen gleichnamigen Sohn, der mit einer Hohenbergerin verheiratet war, die ihm Besitz im Pfinzgau zubrachte, sowie einen gleichnamigen Enkel, der daraus Güter am Rhein an Kloster Hirsau schenkte, als dort der andere Enkel Gebhard als Mönch eintrat.

Dieser Gebhard war zuerst Domherr in Speyer gewesen; als Domherr soll er den Hirsauer Mönchen die Weinzufuhr abgeschnitten haben. Für seinen Wechsel nach Hirsau im Frühjahr 1076 dürfte Walthers Datierung eher zutreffen als das bei Scheff angegebene Datum um 1080 aus dem Hirsauer Codex.³⁸ Aus dem früheren Datum entfällt dann aber ganz die Reue in Bezug auf den Kloster Hirsau entzogenen Wein und die seelische Berührung durch Bischof Werners II. von Straßburg Ritt zur Hölle, der unmittelbar vor seinem Angriff auf das Kloster am 14. November des Jahres 1077 stattgefunden haben soll. Diese Vorgänge können nicht der Grund für Gebhards Eintritt ins Kloster gewesen sein.³⁹ Der Bischof, den die Zwiefalter als Anhänger König Heinrichs IV. möglichst tief schwarz zeichneten, war Gebhards entfernter Verwandter aus dem Haus Achalm. Die Chronisten verschwiegen nicht, dass ihr Kloster auf Werners Erbteil errichtet worden war, wohl aber, dass dies vielleicht im Straßburger Münster sein Seelgerät hätte werden sollen.

Wie lassen sich die Angaben zu den frühesten Eginonen aus der Quellenaufstellung herausfinden? Was ist daraus für frühe Heiraten zu erkennen – sowohl für Eginos von Achalm, der um 1030 starb, als auch für seinen gleichnamigen Sohn, der 1050 genannt ist?

Die Gemahlin Eginos von Achalm – eine Schwester Papst Leos IX.?

Aus der Tatsache, dass Vaihingen eine Teilgrafschaft des alten karolingerzeitlichen Enzgaues war und weil an der Enz Vaihingen gegenüber der Ort Aurich liegt, hatten Hans Jänichen und Gerhard Fritz einen Zusammenhang mit den „Adalberten“ vermutet, von welchen Adalbert II. als Erneuerer des Klosters

37 Ebd., S. 60 und Stammtafel S. 84.

38 Ebd., S. 57 f.; vgl. *Walther* (wie Anm. 20), S. 28 f. und 47 f.

39 *Walther* (wie Anm. 20), S. 85.

Hirsau bekannt ist.⁴⁰ Ihm hatte der aus Regensburg berufene Abt Wilhelm abgerungen, dass aus dem Eigenkloster Hirsau ein Reformkloster wurde. Graf Adalbert II. starb 1099 darin als Mönch, als Vogt folgte ihm sein jüngerer Sohn Gottfried, weil dessen älterer Bruder Adalbert III. schon zu Beginn der 1090er-Jahre vor dem Vater gestorben war. Die Eltern Adalberts II. waren ein um 1046 mehrfach erwähnter Adalbert I. und eine Schwester Brunos aus dem Haus Egisheim, des späteren Bischofs von Toul, alias Papst Leos IX.

Gerhard Fritz zeigte die Aufstellung der „Adalberte“ bis zu den Grafen von Calw-Löwenstein. Weil Adalbert III. schon vor dem Vater gestorben war, fiel nach fränkischem Recht das väterliche Erbe an den jüngeren Bruder, den späteren rheinischen Pfälzgrafen Gottfried. Genau in der gleichen Situation hatte sich Konrad der Ältere befunden, da dessen Vater Graf Heinrich von Speyer vor dem Großvater Otto von Worms verstorben war. Auch der Sohn Eginno des Achalmgründers war hinsichtlich des Vatererbes entsprechend benachteiligt und erhielt seinen Anteil im Bereich der Schwäbischen Alb aus dem Muttererbe. In Calw hatte der Erbe Gottfried nach einer Fehde seinem Neffen Adalbert IV. wenigstens die Burg Calw und den zugehörigen Titel zugestanden, in eigener Hand behielt er aber wichtige Gebiete. Nach seinem Tod im Jahr 1131 gingen sie an Herzog Welf VI. über, der mit Gottfrieds Tochter Uta verheiratet war. Wenn ein Eginno durch Heirat Besitz im alten Enzgau im Raum um Vaihingen, im Einflussbereich der Adalberte erworben hatte, kann dies nur bedeuten, dass er aus einem Familienkreis mit ähnlich hohem gesellschaftlichem Ansehen kam. Immerhin hatte Adalbert II. eine Tochter des Herzogs Gottfried von Lothringen zur Frau; seine mit Namen unbekannte Mutter kam aus dem bedeutenden Grafenhaus Egisheim im Elsass. Ein Eginno von Achalm, der hier einheiraten konnte, hatte von den Vorfahren her einen entsprechend hohen sozialen Status. Dies kann von Vater- und/oder Mutterseite her gewesen sein, denn in dieser Zeit waren Adelshäuser noch nicht agnatisch bestimmt; auch durch Frauen wurde damals ein hohes Ansehen vermittelt. In der Frühzeit wurde in Altgrafschaften der Grafentitel nicht über Frauen erworben; dies spricht dafür, dass der Titel der Eginonen in Vaihingen aus der Uracher Neugrafschaft stammte.

Die Nachkommen Adalberts III. von Calw nannten sich nach der Burg Löwenstein, die er auf Heiratsgut seiner Frau erbaut hatte. Sie treten in einigen Urkunden gemeinsam mit den Eginonen von Vaihingen auf – vor allem in der Generation des Adalbert V., der drei Brüder im Laienstand hatte: Gottfried, Berthold und Konrad.⁴¹ Nach 1175 erheiratete Graf Gottfried dem Haus Calw Vaihingen und Umgebung durch eine Ehe mit einer Uracherin zurück. Dies war kirchenrechtlich unproblematisch, denn die den Ehepartnern gemeinsamen Vorfahren – Adalbert I. und NN von Egisheim – lagen mehr als vier Generationen zurück.

40 *Jänichen* (wie Anm. 14), S. 7 und *Fritz* (wie Anm. 8), S. 36–39.

41 Anhang A, Nr. 17, 20, 27.

Als Gebhard von Urach in Hirsau als Mönch eingetreten war, hatten er und sein Bruder dem Kloster aus ihrem Vatererbe in Au und Attenhart Schenkungen gemacht.⁴² Der für Urach und für Vaihingen entlegene Fernbesitz am Rhein war wohl ein Erbe Adalberts I., der einst Graf im Pfingzgau und in der Ortenau gewesen war. Die dem Kloster Hirsau damals überlassenen Güter hatten nicht dieses ganze Erbe am Rhein umfasst, denn später schenkte ein Eginon von Vaihingen dort dem Kloster Maulbronn ein Gut in Frechstatt.⁴³ Es lag – noch in Sichtweite der Burg auf dem Turmberg über Durlach-Grötzingen – nördlich vom heutigen Karlsruhe und war einem Gut benachbart, das einem Grafen Adalbert von Calw gehörte.

Die Gemahlin Eginos von Vaihingen-Urach, des Erbauers der Burg Vaihingen

Alle, die sich mit Eginonen befassen, müssen auf die Nachricht zurückkommen, dass der Lorschener Vogt Berthold der Ältere – mit Sitz auf dem Turmberg im Pfingzgau und auf Lindenfels im Odenwald – im Jahr 1101 den Abt Anshelm von Lorsch in der Odenwälder Zelle Michelbach überfallen hatte.⁴⁴ Mit Zustimmung Eginos, Bertholds cognatischem Verwandten, wurde der Gefangene auf dessen Burg Vaihingen festgehalten. Berthold war der Stifter des Klosters Gottesau in Karlsruhe und hatte noch 1095 an der Gründung der Lorschener Zelle St. Stephan auf dem Heiligenberg bei Heidelberg mitgewirkt. Mit Sicherheit ging es ihm bei der Festnahme des Abtes Anshelm nicht um die Erpressung materieller Vorteile; die Vorgänge um die Wende zum 12. Jahrhundert müssen mit dem Versuch zusammenhängen, die sich dagegen sträubenden Lorschener Benediktiner nach Hirsauer Vorbild zu reformieren. Zu Recht hat Scheff hinter den Vorgängen Abt Gebhard von Hirsau gesehen, der 1091 Nachfolger des verstorbenen Abtes Wilhelm wurde. Er scheiterte an dieser Aufgabe, obwohl ihn König Heinrich V. sowohl zum Abt in Lorsch als auch zum Bischof von Speyer erhoben hatte. Wenn sein Bruder dem Lorschener Vogt für seine Gewalttat die Burg Vaihingen zur Verfügung stellte, dann nicht etwa aus Eginos Reformeifer, sondern weil er der Bruder des Abtes und zugleich der Schwiegersohn des Lorschener Vogts Berthold der Älteren war. Ein Schwiegersohn war ein *cognatus*. Bertholds gleichnamiger Sohn wird mit dem Stifter Berthold des Augustiner-Chorherrenstifts in Denkendorf identifiziert. Er war in einer Fehde mit Bischof Siegfried von Speyer unterlegen, ins Heilige Land gezogen und hatte nach der Rückkehr seine Eigenkirche dem Heiligen Grab in Jerusalem unterstellt. Sein Schwager Eginon war 1139 Zeuge vor Konrad III. in Markgröningen und dessen Sohn bei den Schutz-

42 Scheff (wie Anm. 1), (Anhang A, Nr. 2).

43 Schenkung an Maulbronn in Frechstatt (Anhang A, Nr. 24).

44 Karl Glöckner: Codex Laureshamensis, Bd. 1. Darmstadt 1929, S. 416 f. (Anhang A, Nr. 3).

bestätigungen für Denkendorf 1181 in Esslingen durch Barbarossa.⁴⁵ Scheff behauptet, dass sich zwischen demjenigen Eginno, der 1101 der Inhaftierung Abt Anshelms von Lorsch auf seiner Burg Vaihingen zugestimmt hatte, und dem mit Kunigunde von Wasserburg verheirateten Eginno von Vaihingen-Urach kein Zwischenglied nachweisen lasse.⁴⁶ Wenn es sich aber bei dem um 1100 genannten *cognatus* Bertholds d. Ä. um den hoch betagten Sohn Eginos von Achalm gehandelt hätte, könnte dieser *cognatus* des Lorscher Vogtes Berthold d. Ä. nicht sein Schwiegersohn gewesen sein. Wie sollte er sonst mit Berthold verwandt gewesen sein? Mit dem Schwager des Denkendorfer Stifters erscheint die fehlende Generation der Eginonen, die schon Hans Jänichen vermutet hatte.⁴⁷ Als Enkel des Achalmgründers überbrückt er die Informationslücke bis weit ins 12. Jahrhundert hinein.

Die Eginonen und die Zollern

Recht spannend wird das Verhältnis der Eginonen zu dem ihnen bekanntlich eng verwandten Haus Zollern, über das Scheff in dem zweiten Teil seiner Arbeit Neues berichten wird. Ohne Kenntnis seiner noch zu erwartenden Ergebnisse sei hier einiges vorweggenommen, weil seine Auslassungen über das angebliche Aussterben der älteren Eginonen um 1100 nicht zu dem passen, was sich – trotz festzustellender Lücken – in den verschiedenen Urkundenbüchern finden lässt. Der Enkel des Achalmer Burggründers war Burgbesitzer in Vaihingen und Urach, sein Urenkel hatte sich um 1064 mit einer Kunigunde verheiratet, die dem Haus Vaihingen-Urach den Raum um Burgfelden und das Gebiet um den Berg Zollern zugebracht hatte. Sie war die Großnichte des Herzogs Otto II. von Schwaben (1045–1047) und zugleich die Enkelin von seinem Nachfolger Otto III. (1048–1057); die Begründung dafür wurde 2017 veröffentlicht.⁴⁸ Sowohl für Scheff als auch für Bumiller ist jedoch diese Ahnfrau der Zollern, die mit ihren Töchtern Alberat und Udelhild in der Nikolauskapelle in Zwiefalten bestattet lag, von noch völlig ungeklärter Herkunft; offensichtlich haben sich beide mit diesem Problem überhaupt nicht auseinandergesetzt. Auch über die Zuordnung des Kardinalbischofs Kuno von Präneste († 1122), des päpstlichen Legaten in Frankreich und im Reich, des Gegenspielers Kaiser Heinrichs V.,

45 WUB 2, Nr. 312 und Nr. 215. (Anhang A, Nr. 11 und 30).

46 Scheff (wie Anm. 1).

47 Jänichen (wie Anm. 14), S. 11.

48 Hans-Dieter Lehmann: Ezzonen in Süddeutschland. Herzog Otto II. von Schwaben (1045–1047) der Erbauer der ersten Burg Hohenzollern? Herzog Kuno von Bayern (1049–1053) der Spitzenahn des Hauses Zollern in cognatischer Linie? In: Rheinische Vierteljahrsblätter 81 (2017), S. 213–231.

zum Haus Urach fehlt bei Scheff eine Stellungnahme.⁴⁹ Kunos Verbindung zum Kloster Aura in Ostfranken spricht für die einstige Herkunft der Vorfahren der Eginonen von dort.

Den mit Kunigunde von Wasserburg verheirateten Egino, den Ururenkel Eginos von Achalm, rechnet Scheff schon zu seinen jüngeren Eginonen im 12. Jahrhundert. Wo er und seine Gemahlin ihre letzte Ruhe fanden, ist unsicher. Dieser Graf Egino hatte mit seiner Gemahlin Kunigunde von Wasserburg gemeinsam ein Gut in Weissach an das Kloster Maulbronn geschenkt.⁵⁰ Ruhten sie dort?

Eginonen und Zollern in der Zeit zwischen 1160 und 1185

Scheff hat für die Häuser Urach und Zollern mit seinem Hinweis auf parallele Einträge in den Nekrologen der Klöster Zwiefalten und Scheyern den Blick nach Osten geöffnet; fraglich ist allerdings, ob alle zwölf von Scheff entdeckten Parallelen sich auf Eginonen beziehen oder ob sie sich aus dem Zusammenhang beider Klöster mit Hirsau erklären lassen.⁵¹ In Anhang A stehen Einträge mit gleichem Datum; in beiden Nekrologen steht Bischof Gebhard von Speyer (1105–1107) zum 1. März eingetragen. Ein Abt Erchenbold in beiden Nekrologen war erster Abt des Klosters, welches auf der Burg Glaneck bei Eisenhofen mit Mönchen besiedelt war, die aus der Hirsauer Propstei Fischbachau bei Bayrisch Zell gekommen waren. Nach sechzehn Jahren übersiedelten sie nach Scheyern, wo sie die von den Wittelsbachern aufgegeben Burg bezogen. Abt Erchenbold war noch unter dem Abbatiat Gebhards von Urach aus Hirsau gesandt worden, sein Nachfolger Bruno in Scheyern war ebenfalls aus Hirsau gekommen. In Scheyern ist ohne Titel eine *Alheydis laica* zum gleichen Tag wie in Zwiefalten die Mutter der dortigen Klostergründer eingetragen. Ob sie tatsächlich die Gräfin Adelheid von Wülflingen ist, sei dahingestellt. Ein Blick in beide Nekrologe zeigt, dass bei Laien meist auf die Titel großen Wert gelegt wurde und auch, dass der Name Adelheid damals überaus häufig vorkommt. Paralleleinträge in den beiden Nekrologen lassen sich somit zum Teil aus der Scheyerner

49 Stichwort Kuno, Kardinalbischof von Praeneste. In: ADB (*Bernheim*) und NDB (*Segl*); Rudolf *Hiestand*: Legat, Kaiser und Basileus. Bischof Kuno von Praeneste und die Krise des Papsttums von 1111/1112. In: Horst *Fuhrmann* u. a. (Hg.): *Aus Reichsgeschichte und Nordischer Geschichte*. Karl Jordan zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1972, S. 141–152; Hans-Dieter *Lehmann*: Kardinalbischof Kuno von Praeneste, Gegenspieler Kaiser Heinrichs V. im Investiturstreit, päpstlicher Legat im Heiligen Land, in Frankreich und im Reich. In: *Hohenzollerische Heimat* 62 (2012) 4, S. 81–84. *Jänichen* (wie Anm. 14), S. 10, wollte ihn bei den Urachern eine Generation früher einreihen. Kuno war als Enkel des 1055 in der Acht verstorbenen Hochverrätters schon 1080 zur Erziehung am Hof in England.

50 Anhang A, Nr. 15.

51 *Scheff* (wie Anm. 1) spricht S. 78 f. von mindestens zwölf parallel in den Nekrologen von Scheyern und Zwiefalten erscheinenden Einträgen; explizit nennt er Bischof Gebhard von Speyer, Adelheid und Graf Egino II. (Junior), in Scheyern steht zum gleichen Tag nur ein Graf Egino – ohne Zusatz.

Klostergeschichte verstehen – nicht aber die eines Grafen Eginio, der jeweils mit Todestag am 25. Juli verzeichnet ist. In Scheyern hat er den Grafentitel ohne Angabe zur Herkunft; in Zwiefalten wurde ihm der Zusatz *comes iunior Vraha* beigefügt. Die Identität der beiden ist wegen des gleichen Todestags anzunehmen. Weil ein Eginio von Zollern dem Kloster Zwiefalten das Dorf Beuren bei Schlatt geschenkt hatte, ein Eginio von Zollern dort aber im Nekrolog fehlt, könnte er tatsächlich mit dem Eginio von Urach identisch sein, der in Zwiefalten den Zusatz „iunior“ erhalten hat. Dies muss aber nicht heißen, dass das Uracher Haus von dem zollerischen Eginio fortgesetzt worden wäre, wie dies Scheffs Stammtafel andeutet. Dagegen spricht klar das Auftreten der zwei Grafen Eginio 1175 auf dem Pfingstfest Herzog Welfs VI. auf dem Gunzenlee.⁵² Die Aufzeichnung aus dem Kloster Wessobrunn ist keine Königsurkunde; sie ordnet die Festgäste nicht nach der Dignität, dürfte aber bei Verwandten das unterschiedliche Alter berücksichtigt haben. In Anhang B sind die hochadligen Gäste bis auf einen identifiziert. Das gemeinsame Erscheinen von Grafen von Vaihingen und von Urach mit dem Namen Eginio in der Wessobrunner Quelle spricht für die Anwesenheit von Eginio Vater und Sohn wie bei den Tübingern: an erster Stelle steht jeweils der Vater. Ein Herzog Konrad von Dachau war an Pfingsten 1175 auf dem Gunzenlee mit seinem als erstem genannten Tübinger Schwager zusammengetroffen, der seinen Sohn Rudolf mitgebracht hatte. Von den zwei Grafen mit dem Namen Eginio wird der ältere nach Vaihingen benannt, der jüngere nach Urach. Dies spricht zumindest dafür, dass der Sitz Vaihingen erst nach 1175 der Schwester des jüngeren Eginio als Heiratsgut für die Ehe mit Graf Gottfried von Calw mitgegeben wurde. 1189 erscheint dieser nach Gerhard Fritz als Graf von Vaihingen, sein Bruder Berthold von Löwenstein gehörte ebenfalls zu den Festgästen Herzog Welfs VI.

Scheff hat nach jemand gesucht, der für den Paralleleintrag in Zwiefalten und in Scheyern für einen Grafen Eginio verantwortlich sein könnte. An der als Burgsitz aufgegebenen Burg Glaneck, dem Vorgängerkloster von Scheyern, hatte ein Graf Berthold von Burgeck Besitzanteile.⁵³ Weil er ein Nachkomme der Eginonin Mathilde aus der Ehe mit Manegold von Sulmetingen war, hat Scheff ihm die Scheyerner Eginonen-Einträge zugeschrieben. Zumindest für den Eintrag des *Eginio com.* dort dürfte jedoch eine andere Bezugsperson verantwortlich gewesen sein. Sie lässt Scheffs These von einem Eginio von Zollern als Funktionsträger für den Uracher Besitz auf der Zollernalb überzeugend erscheinen, erfordert aber eine nähere Auseinandersetzung mit den schriftlichen Quellen aus Scheyern.⁵⁴

Als 1081/2 Graf Konrad III. von Dachau, Titularherzog von Meranien, gestorben war, wurde er in Scheyern beigesetzt. Seine kinderlose Witwe verkaufte Burg

52 Festgäste Welfs VI. 1175 siehe Anhang B nach Aufzeichnung aus Wessobrunn (auch: Anhang A, Nr. 29).

53 Scheff (wie Anm. 1), S. 16 hier mit Anm. 81.

54 Fragmenta Necrologica Schirensia. MGH Nocr. 3. Hg. von Franz Ludwig Baumann. Berlin 1905, S. 135, Nr. 25; Chuonradi Chronicon Schirensis MGH SS 17, Berlin 1860, S. 615.

und Herrschaft Dachau für eine erhebliche Summe an Herzog Otto von Bayern aus der Wittelsbacher Linie des Hauses; die Chronik nennt als Erlös 20 Mark in Gold und 900 Pfund in Silber. Selbstverständlich schenkte die reiche Witwe dem Kloster Güter, damit dort für das Seelenheil des Verstorbenen gebührend gebetet wurde. Wenig später vermachte sie dem Kloster sogar noch zusätzlich ein Gut, von dem allerdings nur berichtet wird, dass sein Ertrag der Armenfürsorge dienen sollte. Die Scheyerner Chronik berichtet leider nichts über die Gegenleistung, d. h. nicht, für wessen Seelenheil in diesem Fall die Mönche zu beten hatten. Könnte ein kurz zuvor verstorbener Onkel der Schenkerin dafür in Frage kommen?

Wer war die Witwe, die zweimal Güter an Kloster Scheyern schenkte? Nekrolog und Chronik nennen sie dort Udelhild. Diese Udelhild war die Enkelin der mit Friedrich I. von Zollern verheirateten Udelhild von Urach und war offensichtlich ihrer Großmutter nachbenannt. Sie war Tochter einer Hemma von Zollern, die mit Pfalzgraf Hugo von Tübingen verheiratet war und somit die Schwester der Pfalzgrafen Friedrich und Hugo II. von Tübingen. In Stammtafeln zu den Grafen und Pfalzgrafen von Tübingen erscheint sie immer nur mit dem Namen Adelheid. Wenn die Udelhild in Scheyern und die Adelheid in Tübingen personengleich sind, würde sich der Eintrag ihres Mutterbruders, eines Grafen Eginos von Zollern plausibel erklären lassen, wenn dieser um 1081/1082 in hohem Alter gestorben war. Als Sohn der Udelhild von Urach hatte er durch die Schenkung des Dorfes Beuren bei Schlatt an Zwiefalten eigentlich dort schon für sein Seelenheil vorgesorgt. Das Dorf war ihm als Erbe von Mutter und Großmutter zugefallen, als Zoller bezeichnet fehlt er aber im Zwiefalter Nekrolog.⁵⁵ Dort ist aber eine Gräfin Hemma ohne Herkunftsangabe verzeichnet. Eginos von Zollern Schwester, eine *Hemma coma*, gebürtig von Zollern, verheiratet in Tübingen, dürfte in Zwiefalten als Tochter der Udelhild von Urach und Friedrichs I. von Zollern gut bekannt gewesen sein. Es fällt dort auf, dass von Angehörigen des Hauses Tübingen wenig die Rede ist; neben dieser Hemma steht im Nekrolog zum 12. Juni ein Hugo com. ebenfalls ohne Herkunftszusatz eingetragen.

Nach dem Verkauf der Herrschaft Dachau 1181/2 verschwand die reiche Gräfin Udelhild aus den Quellen. Im Kloster Blaubeuren, dem Hauskloster der Tübinger Grafen, wird im heute vorhandenen Chorgestühl eine Adelheid als Mitstifterin gezeigt. Da eine Adelheid von Enzberg, die kinderlos mit Graf Heinrich von Tübingen verheiratet war, ihren ganzen Besitz dem Stift Sinsheim überlassen hatte, welches von ihrem Onkel Bischof Johannes von Speyer gegründet wurde, ist wenig wahrscheinlich, dass sie in Blaubeuren als Mitstifterin gesehen wurde. Sie hatte – nach Angabe bei Christian Tubingius – zwar ein päpstliches Privileg aus Rom für Kloster Blaubeuren mitgebracht, als sie dort die Lösung für ihren im Kirchenbann verstorbenen Onkel einholte, aber von einer Überlassung

55 Zwiefalter Chroniken (wie Anm. 3), S. 243: „Egino von Zollern, ein Sohn der Udelhilde, gab das bei Schlatt gelegene Dorf Beuren.“

materieller Güter an Blaubeuren ist nichts zu hören.⁵⁶ War die Mitstifterin Adelheid in Blaubeuren vielleicht die reiche Gräfin Udelhild von Dachau aus dem Haus Tübingen gewesen, die nur in Scheyern als Udelhild erscheint? In Zwiefalten gibt es zum 4. November einen Eintrag für eine *Oudilhilt comitissa de Zolre*, die als eine Schwester der Zollern der zweiten Generation gilt. Das Problem Adelheid bzw. Udelhild ist noch ungelöst; zwischen den Alternativen lässt sich nicht sicher unterscheiden.

Zurück nach Scheyern: hier wäre aus den Aktivitäten einer Gräfin Udelhild zu folgern, dass sie dort für einen *Egino comes*, für ihren kurz nach ihrem Gemahl verstorbenen Onkel von Mutterseite einen Eintrag veranlasst hatte. Ihre zweite Schenkung dort wäre dann ein Seelgerät für einen Grafen Egino aus dem Haus Zollern gewesen. Ob er in Urach eine Funktion besessen hatte – von der Scheff auszugehen scheint – kann daraus nicht geschlossen werden. Eine Stütze für Scheffs These könnte die Urkunde des Papstes Innozenz IV. bieten, mit welcher er 1248 der Ehe des Grafen Konrad von Urach und Freiburg mit Sophia, der Tochter des Grafen Friedrich IV. von Zollern Dispens erteilte. Die Ehe war zur Beilegung von Feindseligkeiten zwischen den Häusern Urach und Zollern geschlossen worden, war kirchenrechtlich aber anfechtbar, weil beide Ehepartner in Udelhild von Urach und Friedrich I. von Zollern gemeinsame Urgroßeltern besaßen.⁵⁷ Für eine Ehe von Nachkommen Kunigundes von Wasserburg und Udelhilds von Urach wäre keine Dispens erforderlich gewesen, weil dann die ältere Kunigunde und ihr Gemahl Egino in der Generation davor die den Eheleuten gemeinsamen Vorfahren im Generationenverhältnis 5 : 5 gewesen wären. Udelhilds kurz vor der Wende zum 12. Jahrhundert geschlossene Ehe hatte ebenfalls der Beendigung eines Konflikts gedient und Friedrich I. das Erbe der älteren Kunigunde zugebracht.

Was könnte in den Jahren um 1160 in Urach besonders gewesen sein?

Eine Funktion Eginos von Zollern für die Uracher im Bereich der späteren Grafschaften auf der Westalb, von Zollern und Hohenberg ist durchaus denkbar. Um 1160/1161 ist Graf Egino von Vaihingen und Urach nicht mehr wie in den Jahren 1139 bis 1158 urkundlich fassbar. Dies muss nicht bedeuten, dass er schon gestorben war. Wie einige Kaiserurkunden belegen, hielt sich Graf Egino von Vaihingen häufig am Hof Kaiser Friedrichs I. auf – zuletzt 1158.⁵⁸ Eine Würzburger Urkunde spricht für das Jahr 1161 von einem Vorgang, der ein Licht auf besondere Umstände in Urach und Vaihingen wirft. Der Würzburger Bischof

56 Gertrud *Brösamle*: Christian Tubingius: *Burrensis coenobii annales*. Die Chronik des Klosters Blaubeuren (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 3). Stuttgart 1966.

57 FUB I, Dispens 1248 (Anhang A, Nr. 35).

58 Egino am Hof Barbarossas, vgl. Egino von Vaihingen in Königsurkunden im Anhang A.

Heinrich sprach einem Eginio ein Lehen ab, weil er in einer Fehde das Würzburger Gebiet mit Brand und Raub überzogen und geschädigt hatte. Das entzogene Lehen könnte ein Uracher Restbesitz in Ostfranken gewesen sein; es wurde vom neuen Lehensinhaber, dem Abt von Embrach, sofort an den bisherigen Lehensnehmer wieder ausgegeben, der an der Fehde offensichtlich nicht beteiligt war. Es ist kaum vorstellbar, dass sich der schon gesetzte ältere Gemahl der Kunigunde von Wasserburg auf eine unsinnige Fehde mit dem Würzburger Bischof eingelassen hätte; die Fehde lief den Interessen Barbarossas zuwider und hat dem Haus Urach nur einen Verlust eingebracht.⁵⁹ Der Hitzkopf von 1161 könnte Eginos ältester, damals aber noch junger Sohn gewesen sein, der später im Zwiefalter Nekrolog als Graf mit dem Zusatz *iunior* erscheint. Vierzehn Jahre später wäre er 1175 auf dem Pfingstfest Herzog Welfs VI. auf dem Gunzenlee nach der Stammtafel schon derjenige gewesen, der dort nach Vaihingen benannt ist. War er dann der Vater des Eginio von Urach *cum barba* im 13. Jahrhundert, der die Zähringer Erbtochter heiratete, deren rechtsrheinisches Erbe gegen Friedrich II. verteidigte und 1230 starb? Auf ihn als *senior* folgt dann wieder ein *Eginio iunior* als Graf von Urach und Freiburg. Ob sich dies so verhält, wie in der Stammtafel gezeigt, werden wir von Scheff noch erfahren.

Zum Jahr 1160 datiert in Urach allerdings ein merkwürdiger Vorgang, bei dem nur Kunigunde von Wasserburg und ihre Söhne erwähnt sind; er eröffnet nochmals einen Ausblick von Urach nach Osten. Wo war der Vater, als in diesem Jahr in Urach Kunigunde und ihre Söhne auf Wasserburger Rechte verzichteten? Ein wenig beachtetes Dokument davon blieb im Traditionsbuch des Klosters Reichersberg in Österreich erhalten. Es geht in die erste Blütezeit dieses Chorherrenstifts unter seinem Propst Gerhoch zurück. Im Fürstenbergischen Urkundenbuch ist es zum Jahr 1168 verzeichnet, dürfte aber nach den Anmerkungen in den Monumenta Boica in das Jahr 1160 zu datieren sein.⁶⁰ Kunigunde von Wasserburg war die Schwester des Hallgrafen Gebhard II. von Wasserburg († 1175), der als Chorherr in das Stift Reichersberg einzutreten beabsichtigte. Er wollte dem Stift Güter schenken, an welchen sein Bruder Dieter und seine Schwester noch Rechte besaßen und sandte deshalb seinen Bruder in Begleitung von zwei seiner Ministerialen und von Gesinde seines Hofes nach Urach, wo Kunigunde und ihre Söhne (im Plural!) in den gewünschten Verzicht einwilligten. Dies wurde sowohl in Urach als auch in Wasserburg beurkundet. In Urach waren die Zeugen merkwürdigerweise nur Graf Gebhards Koch, sein Kellermeister und seine Ministerialen, aber weder der Gemahl Kunigundes noch ein Uracher oder ein Vaihinger Gefolgsmann. Der Vorgang betraf offensichtlich nur Kunigunde von Wasserburg und ihre Söhne. Deren Namen sind leider nicht genannt. In einer in Würzburg ausgefertigten Urkunde erscheinen 1180 die

59 Fehde eines Eginio 1161 mit dem Bischof von Würzburg (Anhang A, Nr. 25).

60 Reichersberger Traditionsbuch, in: UB des Landes ob der Enns I., S. 358 und 814 f. (Anhang A, Nr. 26).

beiden Brüder Gerhard und Berthold von Urach; sie scheinen geistlichen Standes geworden zu sein. Zwei Jahrzehnte zuvor könnten sie 1160 mit ihrem älteren Bruder und mit der Mutter zusammen den Verzicht geleistet haben, aber alle hatten keine Ministerialen als Zeugen aufzubieten – auch nicht der junge Hitzkopf Eginno von 1161. Ein Auftreten des Hausherrn in Urach mit Gefolgsleuten beim Besuch des Schwagers wäre der Würde des Hauses angemessen gewesen. Dies spricht dafür, dass damals Eginno der ältere nicht mehr lebte. Oder könnte seine Abwesenheit mit Unabkömmlichkeit am Hof des Kaisers oder mit Aktivitäten in Speyer bei Bischof Günther zu erklären sein? In den Schriftquellen findet sich dazu nichts.

Am Hof Barbarossas begegneten sich selbstverständlich immer wieder Angehörige aller hochadligen Häuser Schwabens; sie treten dort gemeinsam als Zeugen in Königsurkunden auf, aber auch engere Beziehungen zwischen Familien lassen sich feststellen. Urkundenempfänger können Hinweis auf gemeinsame Interessen bringen – etwa die Urkunden für Denkendorf, der Gründung Bertholds d. J. von Hohenberg, in welchen Eginno von Vaihingen erscheint, oder seine Anteilnahme an Vorgängen in Weissach, wo er mit einer Schenkung an Maulbronn an der Ausstattung des durch Bischof Günther von Speyer begünstigten Klosters Anteil hatte. Seit Mitte des 11. bis ins späte 12. Jahrhundert hatten Eginonen Kontakte zu den Calwer Grafen, zu den Tübinger Dynasten werden sie erst im späten 12. Jahrhundert deutlich. Die Zwiefalter Chroniken helfen hier bei der Suche nach Zusammenhängen der Eginonen wenig weiter; sie sind partiisch und verschweigen wie andere Chronisten der Kirchenreform auch die Anhänger der Gegenpartei – sogar, wenn sie Angehörige der eigenen Stifterfamilie waren. In den Nekrologen sind dagegen auch diese Personen aufgeführt, wenn sie durch Schenkungen an das Kloster die Mönche zu Gebeten für ihr Seelenheil verpflichtet hatten – gleichgültig, welcher Partei sie angingen. Seitenlang hat sich Scheff mit den vor der Wende zum 12. Jahrhundert ausgestorbenen Achalmern befasst, weil hier die Zwiefalter Chroniken ergiebig sprudeln.⁶¹ Die Zwiefalter Angaben, die sich auf die Eginonen von Urach und Vaihingen beziehen, sind ebenfalls häufig, aber nur aus der Sicht des Zwiefalter Chronisten zu verstehen. Weil bei den Personen mit Namen Eginno die Zuordnung zu einer bestimmten Person zweifelhaft sein kann, müssen sie jeweils zu prüfen versucht werden. Die Schenkung eines Eginno an Zwiefalten im Jahr 1160 lässt nicht erkennen, ob der Geber ein Graf von Urach-Vaihingen oder von Zollern war.⁶² Wenn jedoch in der Chronik Ortliebs eingefügt ist, dass ein Eginno von Achalm einen gleichnamigen Sohn hatte, dessen wiederverheiratete Witwe mit ihrem Anspruch auf das Gut Ebersheim vom Kloster mit einem Drittel des Verkaufserlöses abgefunden werden musste, wird deutlich, dass man die aktuellen

61 Scheff (wie Anm. 1), S. 9–21 und 33–54.

62 Eginno schenkt 1160 Kostbarkeiten an Zwiefalten (FUB 1, Nr. 93).

Familienverhältnisse in der Gründerfamilie und ihrem Umfeld recht genau kannte – wohl besser als die Historiker des 19. Jahrhunderts.

Für Scheffs Arbeitsweise ist der Satz bezeichnend: „Unwahrscheinlich, aber nicht gänzlich auszuschließen ist die Identifizierung des ebenfalls nur in dieser Urkunde von 1064 erwähnten Scherragrafen Rudolf mit dem gleichnamigen Eginonen Rudolf II. von Achalm“.⁶³ Dies erspart eine eigene Auseinandersetzung mit der Urkunde; warum er die Möglichkeit nicht gänzlich ausschließen will, bleibt allerdings sein Geheimnis. Seine dazu angeführte Literatur stammt aus dem Jahr 1851; neuere Angaben übergeht er großzügig. Wenn er sich mit meiner erst 2017 veröffentlichten Sicht befasst hätte, wären dem großen Strauß seiner Arbeit einige struppige Disteln erspart geblieben.⁶⁴ Sonderdrucke dieser Publikation waren den Herausgebern der Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte nach Sigmaringen zugegangen; es bleibt zu hoffen, dass man Scheff für den zweiten Abschnitt seiner Arbeit darauf aufmerksam gemacht hat. Darüber hinaus wäre ihm abzuverlangen, sich mit einer Eginonen-Veröffentlichung in den Schriften der Baar von 2012 auseinanderzusetzen – auch wenn sie heute nicht mehr dem neuesten Stand des Wissens entsprechen sollte.⁶⁵ Die unten gezeigte Stammtafel führt, wie üblich, Eginon *cum barba* von Urach, der Agnes von Zähringen zur Frau hatte, auf den 1161 in seiner Fehde mit dem Würzburger Bischof unterlegenen Eginon zurück. Nur wenn Eginon von Zollern sein Vater war, musste man 1248 die Dispens des Papstes einholen. Den zweiten Teil der Untersuchungen Scheffs mit neuen Erkenntnissen darf man mit Spannung erwarten.

Anhang A. Eginonen-Erwähnungen bis 1200 (nach WUB, FUB, MGH und Regesten)

Datum und Ort – Quelle – Inhalt (mit Schreibweisen für Urach und Vaihingen)

1. 1050, 12. Juli. Nattheim, DD HIII. Nr. 252: Rudolf v. Achalm und zwei Eginon stimmen der Vergabe des Forstbanns an die Kirche von Chur zu
2. 1076, FUB 1, Nr. 45, (um 1080?) Cod. Hirs. F. 65a: Die Brüder Eginon und Gebhard schenken am Rhein in Au und Attenhard an Hirsau; vgl. dort Frechstatt (Nr. 24)
3. 1096/1101: Codex Laureshamensis, S. 403, 416: Vogt Berthold d. Ä. von Lorsch setzt auf Burg Vaihingen seines *cognatus* Gf. Eginon den Abt Anshelm fest
4. um 1110: FUB 1, S. 52 Nr. 61, Cod. Hirs. f 30a: (um 1100): Gf. Eginon schenkt eine halbe Hube in Neckartenzlingen an Kl. Hirsau

63 Scheff (wie Anm. 1), S. 36, hier Anm. 180 und 181.

64 Lehmann (wie Anm. 47).

65 Hans-Dieter Lehmann: Von „Unruoch proavus Liutoldi comitis“ bis „Dux occupavit Furstenberc“. Die Uracher Eginonen, Vorfahren der Fürstenberger, und ihre Beziehungen zu den Zollern. Schriften der Baar 55 (2012), S. 27–42.

5. im 12. Jh., MGH SS 15, 2: Gf. *Egeno de Ourache* schenkt in Oberschopfheim, an das Kloster Eschau, ein Eigenkloster Straßburgs
6. um 1100/1110: FUB 1, Nr. 62, Cod. Hirs. f. 34b: Riederich liegt *in pago Swiggerstal in comitatu Eginonis comitis*
7. 1131, 7. Juni: FUB 1, Nr. 69: Gebhard von Urach kämpft gegen Hz. Friedrich II. bei Gugenheim. Er wurde von K. Lothar zum B. in Straßburg erhoben, als dort der Vorgänger Bruno abdankte
8. 1133, 8. November, Basel: FUB 1, Nr. 73: B. Gebhard von Straßburg bezeugt Schutzbrief für das Stift Interlaken (vgl. Nr. 13)
9. 1134–1137 Königstuhl: Codex Diplomaticus Salemitanus, S. 2 Nr. 1: ca. 25 schwäbische Grafen bezeugen vor Hz. Friedrich II. die Gründung der Zisterzienserabtei Salem, unter ihnen Burkhard, Eginno, Gottfried und Friedrich *comits* von Zollern
10. 1136, 16. August, Würzburg: FUB 1, Nr. 80: B. Gebhard von Straßburg und Gf. Eginno bezeugen Urkunde K. Lothars für B. Otto von Bamberg
11. 1139, 14. Oktober, Markgröningen: WUB 2, Nr. 312: K. Konrad III. nimmt die vom Edlen Berthold dem Heiligen Grab in Jerusalem geschenkte Kirche in Denkendorf in seinen Schutz
12. 1140, Schweningen: FUB 1, Nr. 87: Vor Hz. Konrad bestätigen *comes Alwicus de Sulza, comes Burchardus de Zolre, comes Egeno de Hura, dominus Gotefridus de Zimbernn* u. a. die Überprüfung einer Schenkung in Niedereeschach an Kl. Gengenbach. Eginno von Urach steht zwischen zwei Zollern
13. 1146, 21. Juli, Ulm: DD Ko. III. Nr. 155: Schutz K. Konrads III. für Stift Interlaken. Zeugen: Hz. Friedrich II., *comes D. de Berga, comes Egeno de Vehingen, comes E. de Kirchberch, M. de Werda, W. de Lobenhusen*
14. 1147?: WUB 2, Nr. 324: B. Günther von Speyer kauft Kirche Löchgau für das Kloster Maulbronn. Spitzenzeuge und Salmann: *Egeno de Vehingen*. Drei Brüder in *Hura* (Aurich) sind seine Ministerialen
15. zw. 1148 und 1157: WUB 2, Nr. A 6, Regest einer verlorenen Urkunde: Gf. Eginno von Vaihingen und Gemahlin Kunigunde von Wasserburg schenken in Weissach an das Kl. Maulbronn (datiert nach Amtszeit des Abts Dieter)
16. 1152, vor 1. Juni: FUB 1, Nr. 91, Stälin S. 382: *comes Egno* verbürgt Vertrag K. Friedrichs I. mit Hz. Bertold
17. 1152, 1. August Ulm: DD F I. Nr. 20: Friedrich I. belehnt die Konsuln von Chiavenna. Laienzeugen: *Dux Welfo, Berthold dux Burgundie*, Ulrich c. von Lenzburg, Werner Mkgf. von Baden, Ulrich von Hurningen, *comes Eginno de Fehinge*, c. Rudolf u. v. a.
18. 1152, 19. August Speyer: DD F I. Nr. 26: K. Friedrich I. spricht Kl. Schwarzach umstrittenen Hof zu. Ulrich c. von Lenzburg, *Eginno comes de Vehingen*, Poppo c. von Henneberg und Bruder Graf Berthold, Emicho c. von Leiningen, Friedrich Pfgf. von *Tuingen*
19. 1154, 3. Februar Bamberg: DD F I. Nr. 70: K. Friedrich I. unterstellt Kloster Niederaltaich Bamberg. Heinrich *dux bavarie, Welfo dux*, Pfgf. Otto von

- Bayern Söhne und Otto und Friedrich, Otaker Mkgf. Steyr..., *Conrad comes de Dachowe* und Bruder Arnold, Berthold *comes* von Andechs etc., *Egeno comes de Vehingen*; unter den Freien: Markward von Grumbach, Ulrich von Hurningen. Unter den Ministerialen: ein *Adalbertus de Vraha*
20. 1156, 8. Januar, Speyer: DD F I. Nr. 132, WUB 2, Nr. 353: K. Friedrich I. nimmt Kl. Maulbronn in seinen Schutz. *Dux Welfo*, Friedrich, Sohn des Pfgf. von Wittelsbach, Rudolf *comes* von Pfullendorf, *Hegeno comes de Vehingen*, *Gottfried comes de Cymberen*, Heinrich Graf von Heiligenberg, Berthold c. *de Blassenburg*, *Robertus comes de Rumesburg*, *Bertholfus comes et frater eius de Kalewa*; Friedrich von Wolfach u. v. a.
 21. 1158: WUB 2, Nr. 363: Durch *Egenone comite de Vehingen* Schenkung B. Günthers von Speyer an Kl. Maulbronn bestätigt
 22. 1158, 9. Februar, Ulm: FUB 1 Nr. 92: *Egeno comes de Ura* bezeugt Schutzbrief Barbarossas für die Martinszelle auf dem Zürichberg
 23. 1160: FUB 1, Nr. 93: Zwiefalten erhält Kostbarkeiten von *Egino comes de Ura*
 24. 1160, 1. Juli, Speyer: WUB 2, Nr. 374: ein Burchard hatte ein Lehen des *Egeno de Vehingen* in Frechstatt am Rhein, benachbart zu Calwer Gut
 25. 1161: Monumenta Boica 45, Nr. 13: Fehde eines *Egino* mit B. Heinrich von Würzburg, der ihm deshalb ein altes Lehen abspricht
 26. um 1168? Wasserburg (FUB I, Nr. 95), um 1160 (lt. Monumenta Boica 3, S. 474). Wasserburg und Urach: *comitissa Chunigundis* und Söhne! verzichten auf Rechte in Urach, ihr Bruder Dietrich von Wasserburg holt ihren Verzicht ein, der in Urach nur von Bayern bezeugt wird
 27. zw. 1150 und 1180: WUB 2, Nr. 417; FUB 1, Nr. 90: *Egeno comes de Vra* streitet um Gut Aach, ihm von Hz. Berthold IV. von Zähringen, Vogt Bambergs verliehen
 28. 1168, 21. Jan.: FUB 1 Nr. 94: Gf. Bertold von Urach fällt vor Crema als Träger des Banners Friedrichs I. Barbarossas
 29. 1175, 1. Juni: Monumenta Boica 7, Nr. 359: Pfingstfest Hz. Welfs VI. auf dem Gunzenlee c. Hugo von Tübingen und Sohn Rudolf, c. Berthold von Calw-Löwenstein, c. *Egino von Vaihingen*, c. *Egino von Urach*; vgl. Anhang B.
 30. 1180, im Januar, Würzburg: FUB 1 Nr. 99: Gerhard und Berthold, *comes de Vraha* bezeugen für K. Friedrich I. eine Urkunde für Kloster Kitzingen
 31. 1181, 18. Mai Esslingen: WUB 2, Nr. 215; FUB 1, Nr. 102; DD F I. Nr. 810: K. Friedrich I. nimmt Kirche Denkendorf in seinen Schutz, *comes Ludevvicus de Werthenberc*, *comes Egeno de Vra*
 32. 1181: FUB 1, Nr. 101; Stälin Regest S. 465; Tschdi Chronik 8131, ad 1181, Welschneuburg, S. 188: *comes Egeno de Uren* bezeugt Verpachtung von Höfen durch Probst Burchard von Solothurn an Ulrich von Lüthy. Er und c. Ulrich von Neuchatel sind Schwiegersöhne Hz. Bertholds IV. von Zähringen

33. 1185, Königsstuhl: Stälin Regest S. 466, FUB 1, Nr. 103: Gerichtstag Hz. Friedrichs V., dabei *E. comes de Urach*
34. 1188: FUB 1, Nr. 105, WUB 2, Nr. 255: *Egeno comes de Wrahe* in Urkunde Pfgfs. Rudolfs von Tübingen (*consanguineus* wie Gf. Burkhard von Zollern)
35. 1196, 20. Mai, Mainz: FUB 1, Nr. 108, Sattler Topographische Geschichte 143: K. Heinrich VI. bezeugt einen Verkauf in Weissach an Kl. Maulbronn. Spitzenzeuge *comes Egono de Vraha*

Die Quellen ab 1200 sind hier nicht mehr erfasst.

36. 1248: Stälin Regest S. 472: Papst Innozenz IV. bestätigt Dispens der Ehe des *Conradus de Friburch* oo *Sophia nata Friderici comes de Zolre*, geschlossen zur Beendigung der Feindseligkeiten zwischen den Häusern

Abkürzungen: c. bzw. Gf. Graf; *coma* Gräfin; Pfgf. Pfalzgraf; K. König bzw. Kaiser; B. Bischof; l. *laicus/a*

Diese Zusammenstellung ersetzt keine Regesten, wie sie für Urkunden in den MGH vorliegen!

Anhang B. Hochadel auf dem Gunzenlee bei Mering beim Pfingstfest Herzog Welfs VI. im Jahr 1175

- *Hugo comes de Tubingen et filius eius Rodulphus* : Pfalzgraf Hugo II. († 1192), ein Sohn und Enkel der Hemma von Zollern
- *Ottakker Styrensis marchio*: Ottokar IV., Markgraf, ab 1186 Herzog der Steiermark, ein Enkel Heinrichs des Schwarzen
- *Otto comes palatinus de Witilenspach*: Otto I. († 1183), seit 1156 Pfalzgraf in Bayern
- *Dietpoldus marchio frater Berchtoldi Marchionis de Voheberch*: Graf Dietpold IV., der Bruder Bertholds VI. von Vohburg
- *Egino comes de Vainga*
- *Egino comes de Ura*
- *Perchtoldus comes de Leonstaine*: Bruder Adalberts V. von Calw-Löwenstein und Gottfrieds von Calw
- *Heinricus comes de Rumisperch* : Graf Heinrich von Ronsberg, an den Höfen Welfs VI. und Friedrich I. Barbarossas 1171–1182, 1182 Markgraf
- *Perchtoldus marchio Istriensis*: Berthold IV. von Andechs († 1188), seit 1173 Markgraf in Istrien und Krain
- *Conradus dux Dachowensis*: der um 1181 verstorbene Gemahl der Udelhild/Adelheid von Tübingen, die darauf Burg und Herrschaft Dachau an die Wittelsbacher Linie verkaufte
- *Heinricus comes de Pleiga*
- *Heinricus de Stuffen, advocatus noster* (d. h. von Kloster Wessobrunn)

Die Liste Anhang B Monumenta Boica Band 7, S. 359, ist überliefert, weil eine Abordnung Wessobrunner Mönche sich auf diesem Fest von Herzog Welf VI. ein Gut erbat, welches inmitten von Klostergütern lag, aber auf Lebenszeit von einem Ministerialen des Herzogs bewirtschaftet wurde.

Anhang C. Nekrologeinträge für Urach-Vaihinger: im Kl. Zwiefalten
(Nr. im FUB 1) /in Fragmenten aus Kl. Scheyern

11. Januar Gebhard (B. Straßburg, † 1141), (fehlt in Zwiefalten, im FUB 1, Nr. 89, laut FUB 1, Nr. 44 im Codex Hirsaugiensis in Nekrologen Marbach, Gengenbach u. a.)
1. März Gebhard (B. v. Speyer, † 1110), S. 246, / *Gebehardus eps.*
5. April Alberat *abbatissa de Lindaugia*, S. 249 (Nr. 79)
11. April Huodilhilt *comitissa Zolr*, S. 249 (Nr. 54)
7. Juli Eginu *com. de Urah*, S. 255 (Nr. 55)
25. Juli Eginu *comes iunior Vraha*, S. 256 (Nr. 57), / *Eginu comes*
19. August Hadewic *cv. coma Vra de Scafhusin*, S. 258 (Nr. 58)
4. September Chunigunt *comitissa de Vrah*, S. 259 (Nr. 59)
4. November Uodelhilt *coma de Zolre*, S. 264 (Nr. 59^a)
5. November Eginu *com. de Uraha (Gyno comes Vraha)*, S. 264 (Nr. 60)

Ein zum 2. April ohne Zusatz zur Herkunft eingetragener *Eginu n. c. cv.* war Mönch in Zwiefalten, ein *Berthold l. Uraha* zum 24. Feb. könnte ein Uracher oder ein Uracher Ministeriale gewesen sein.

Nekrolog-Einträge für Achalmer in Zwiefalten

22. Februar *Werinherus com. de Gruoningen, sororis Liutoldi comitis filius* S. 251
2. Mai *Beatrix abba, soror Liutoldi comitis* S. 251
2. Juni *Gotescalc l. frater Liutoldi comitis* S. 253
23. August *Hunfrit eps. Ravenne, avunculus Liutoldi comitis* S. 258
24. September *Ruodolfus com., pater Liudoldi comitis* S. 261
30. September *Mahtild coma, soror Liutoldi comitis* S. 261
16. Oktober *Cuno com. 1092 fundator huius coenobii* S. 263
18. November *Unruoch proavus Liutoldi comitis* S. 265
20. November *Mahtild Nifen* S. 264 (Nr. 60^a)

Nekrolog-Einträge für Welfen in Zwiefalten

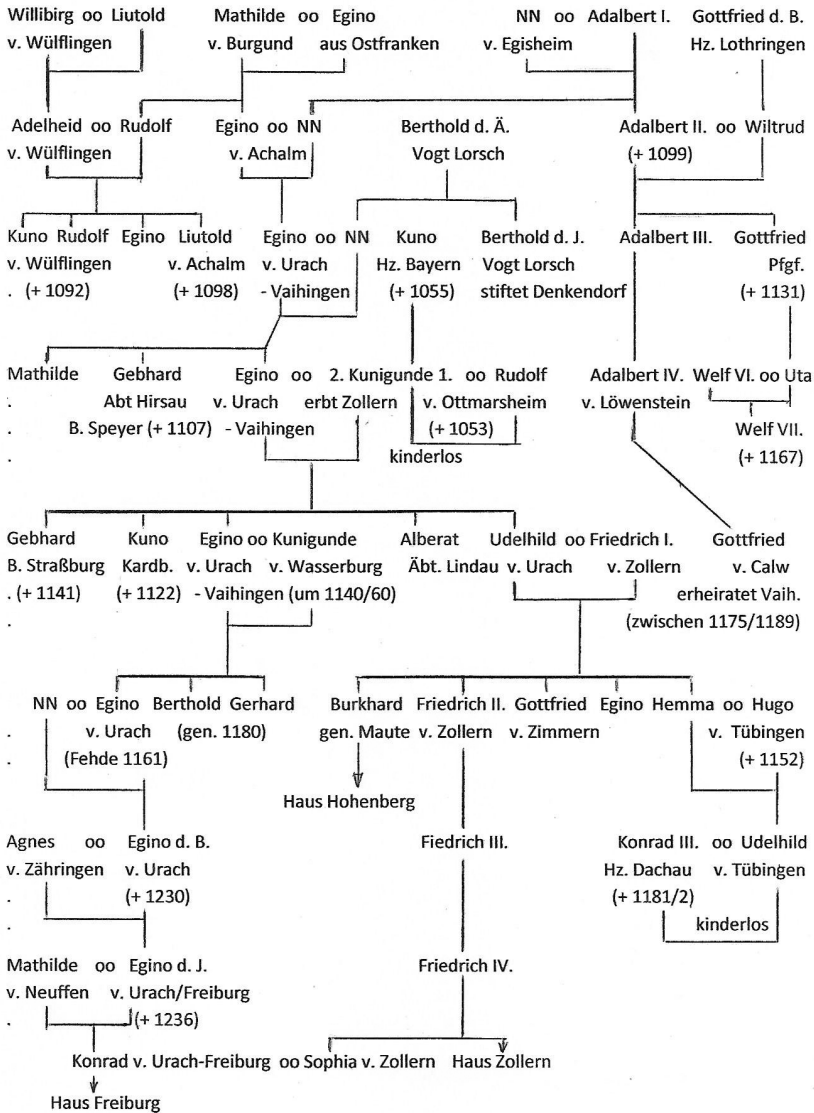
10. Januar *Azzo l., Kuniza l., Imiza l.* S. 242
11. September *Welf dux de Ravensburc iunior* S. 260
15. Dezember *Welf dux senior Ravinisburc, advocatus noster* S. 267

Nekrolog-Einträge für Zollern und Tübingen in Zwiefalten

20. Februar *Hemma coma* S. 245

12. Juni *Hugo com.* S. 254

14. August *Fridericus com. de Zolre* S. 258



Stammtafel der Eginonen von Achalm/Urach/Vaihingen/Freiburg und ihre Verbindungen zu den Adalberten, zu den Vögten Berthold von Lorsch, den Zollern und zu den Tübingern

Die „Schlacht bei Weinsberg“ im Jahre 1140

Politische und militärische Annäherungen an die vergessene Schlacht im kulturellen Schatten der „treuen Weiber“

VON EBERHARD BIRK

Hinführung

Mit dem Schlachtruf „Hie Welf – hie Waibling(en)“, der erstmals bei der „Schlacht bei Weinsberg“ am 21. Dezember 1140 – dem ersten militärischen Erfolg der Staufer als Könige – erklingen sein soll,¹ wurde der scheinbare politische Dauerkonflikt zwischen Staufern und Welfen,² den beiden bekanntesten deutschen Herrschergeschlechtern des Hochmittelalters, der auch auf der italischen Halbinsel in den Begriffen Guelfen (Welfen) und Ghibellinen (Waiblinger resp. Staufer) Eingang in die politischen und publizistischen Auseinandersetzungen fand,³ geradezu propagandistisch-medial verdichtet. Auch die „treuen Weiber von Weinsberg“ – als der zweite „geschichtsmächtige“ Topos – bilden einen lokalen historischen Referenzpunkt, der sich in die (frühere) deutsche „Geschichtspolitik“ mehr oder weniger „eingebrennt“ hat: „Daß die Schlacht bei Weinsberg im Gedächtnis der Nachwelt so tiefe Wurzeln schlug, ist dem Verhalten der vielgerühmten treuen Weinsberger Weiber zu danken.“⁴ Diese durften nach der tags darauf erfolgten Kapitulation der vom Stauferkönig

1 Zur „ewigen“ Diskussion über Authentizität, Zeitpunkt und Urheber vgl. Klaus *Graf*: Hie Welf – hie Waibling. Archivalia. 2012-03-26 (<https://archivalia.hypotheses.org/11898>).

2 Die Literatur darüber ist Legion – als Beispiele seien hier aufgeführt: Odilo *Engels*: Die Staufer. Stuttgart 2010; Odilo *Engels*: Stauferstudien. Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert. Festgabe zu seinem 60. Geburtstag. Hg. v. Erich *Meuthen* und Stefan *Weinfurter*. Sigmaringen 2019; Knut *Görlich*: Die Staufer. Herrscher und Reich. München 2019; Werner *Hechberger*, Florian *Schuller* (Hg.): Staufer und Welfen. Zwei rivalisierende Dynastien im Hochmittelalter. Regensburg 2009; Bernd *Schneidmüller*: Die Welfen. Herrschaft und Erinnerung. Stuttgart 2004.

3 Im Zentrum stehen dabei in der Regel die beiden prominentesten Stauferpersönlichkeiten Friedrich I. „Barbarossa“ und Friedrich II.; vgl. zu beiden Knut *Görlich*: Friedrich Barbarossa: Eine Biographie, München 2011 sowie zu Friedrich II. die beiden Bände von Wolfgang *Stürner*: Die Königsherrschaft in Sizilien und Deutschland 1194–1220, Darmstadt 1992 und Der Kaiser 1220–1250, Darmstadt 2000.

4 Klaus *Schreiner*: Die Staufer als Herzöge von Schwaben. In: Reiner *Haussherr* (Hg.): Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur (5 Bände), Stuttgart 1977–79, hier: Band III: Aufsätze. Stuttgart 1977, S. 7–19, hier S. 11.

Konrad III. seit Mitte November 1140 belagerten und mit welfischen Truppen versehenen Höhenburg „Weibertreu“ mit sich führen, was sie auf ihrem Rücken zu tragen vermochten – ihre Männer.⁵

Im Gegensatz zu den beiden geschichtspolitischen Ikonen – Schlachtruf und „treue Weiber“ – ist jedoch festzustellen, dass über den Verlauf und selbst den Ort der „Schlacht bei Weinsberg“ kaum Genaueres bekannt ist – außer ihrer Faktizität an sich. Während es generell über sehr viele Schlachten kaum mehr grundsätzlich Neues zu erforschen gilt und viele Historiker seit Jahrzehnten damit beschäftigt sind, diverse Mythen, die sich um Schlachten (stets) ranken, zu dekonstruieren, also die „Wahrheit“ hinter dem Schleier aufzudecken, existiert dieser Schleier bei der „Schlacht bei Weinsberg“ erst gar nicht. Es gibt sie also noch immer – Schlachten, die ohne Zweifel eine enorme Wirkung und Bedeutung hatten, ohne dass bis heute klar zu sagen wäre, wo sie stattgefunden haben oder wie sie abgelaufen wären.⁶

Dies ist im Falle jener bei Weinsberg durchaus erstaunlich. Schließlich ging ihr eine mehr als fünfwöchige Belagerung der Festung voraus – und sowohl die Belagerung als auch die Schlacht wurden von König Konrad III. persönlich geführt. Allein die Tatsache, dass er die gesamte Zeit vor Ort war, macht deutlich, dass für ihn Weinsberg der Nukleus einer bedeutenden Auseinandersetzung gewesen sein muss. Und tatsächlich stand die „Schlacht bei Weinsberg“ – machtpolitisch betrachtet – am Beginn des Aufstiegs des staufischen Herrscherhauses; sie war gar – so die Stilisierung – „für die staufische Führung des Reiches das entscheidende Treffen“.⁷ Während sich aber nach der Schlacht und der Kapitulation der Festung Weinsberg der sich anschließende Auszug der „treuen Weiber von Weinsberg“ – auch wenn die historische Faktizität wissenschaftlich-kritisch immer wieder hinterfragt wird⁸ – zu einem „kulturpolitischen Siegeszug“ entwickelte, blieben bis heute die militärischen Handlungen und Ab-

5 Vgl. generell Rosemarie *Wildermuth*: „Zweimal ist kein Traum zu träumen.“ Die Weiber von Weinsberg und die Weibertreu (Marbacher Magazin 53). Marbach 1990.

6 Dies gilt auch für durchaus „bekannte“ Schlachten des Mittelalters, wie zum Beispiel die Schlacht „auf dem Lechfeld“ im August 955, vgl. statt vieler Charles R. *Bowlus*: Die Schlacht auf dem Lechfeld. Ostfildern 2012, und Manfred *Weitlauff*: Das Lechfeld – die Entscheidungsschlacht König Ottos I. gegen die Ungarn 955. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 36 (2002), S. 80–108. Daneben gibt es zahlreiche lokale Deutungsversuche. Für ein weiteres Beispiel vgl. Sven *Ek Dahl*: Suche nach dem Schlachtfeld von Tannenberg (Grunwald, Žalgiris) (1410). Ein polnisch-skandinavisches Forschungsprojekt im Zeitraum 2014–2017. In: Udo *Arnold* (Hg.): Globale und regionale Aspekte in der Entwicklung des Deutschen Ordens (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 82). Weimar 2019, S. 171–186.

7 Karl und Arnold *Weller*: Württembergische Geschichte im süddeutschen Raum. Stuttgart und Aalen 1975, S. 53.

8 Vgl. Uwe *Israel*: Von Fakten und Fiktionen in der Historie. Das neuzeitliche Leben der „Weiber von Weinsberg“. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52 (2004), S. 589–607; zuvor: Karl *Weller*: Die neuere Forschung über die Geschichte von den treuen Weinsberger Weibern. In: ZWLG 4 (1940), S. 1–17, und Robert *Holtzmann*: Die Weiber von Weinsberg. Zugleich ein Beitrag zur Kritik der Paderborner Annalen. In: WVJh 20 (1911), S. 413–472.

läufe davor nahezu vollkommen unbeachtet; sie stellen nach wie vor ein ungelöstes Problem dar.

Die Gründe liegen im Wesentlichen darin, dass es kaum überliefertes Schriftgut zu der Schlacht gibt – und ebenso gibt es keine archäologischen Funde, die begründete Rückschlüsse auf das damalige Schlachtfeld zuließen.⁹ Beide „Befunde“ führten dazu, dass selbst bei einer in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten boomenden Renaissance der Militärgeschichte¹⁰ zwar viele generelle Arbeiten auch zur mittelalterlichen Militärgeschichte¹¹ sowie zahlreiche und profunde Studien zu sämtlichen Facetten einer modernen Operations-, Belagerungs- und Schlachtengeschichte¹² entstanden sind – dennoch aber jene Schlacht bei Weinsberg ein „blinder Fleck“ geblieben ist.

Dieser Sachverhalt steht in Kontrast zur Geschichtsschreibung über den Krieg im Mittelalter in Staaten wie Großbritannien oder Frankreich, in denen – anders als in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg – militärhistorische Studien stets eine etablierte Teildisziplin der allgemeinen Geschichte waren. Während sich die Geschichtswissenschaft – cum grano salis – europaweit dem genuin Militärischen mehr oder weniger stets unbefangen nähern konnte, entwickelte sich die „deutsche“ Militärgeschichtsschreibung aus jener Perspektive, die sich mehr auf die Einbettung der Faktoren Militär und Krieg in sozio-kulturelle sowie gesellschaftliche Kontexte fokussierte und damit ältere, rein schlachtfeld-orientierte Betrachtungswinkel kritisch hinterfragte.

Und da sich die akademische Mittelalterforschung – zusammen mit den Germanisten – dem Themenkomplex „Weinsberg 1140“ nur in Bezug auf die „Weibertreu-Begebenheit“ zuwandte und das „pro“ und „contra“ ihrer historischen Faktizität diskutierte, gibt es bis heute keine wissenschaftliche Abhandlung zur

9 Grundsätzlich sind viele mittelalterliche Schlachtfelder „leer“, i.e. die hohen Kosten der militärischen Ausrüstung führten stets zum Plündern des Schlachtfeldes durch den Sieger. Auch im Fall der „Schlacht bei Weinsberg“ sind im Prinzip archäologische Funde auszuschließen: Die in den letzten Jahrzehnten erfolgte enorme Ausdehnung der Siedlungen im Umfeld von Weinsberg einerseits und die Anlage von Industriegebieten auf „flachem Gelände“ andererseits lassen kaum mehr auf Befunde hoffen. Sollte die Schlacht, wie vermutet, im Raum südlich von Binswangen und die Fluchtbewegung des Heeres von Welf VI. in Richtung Neckarsulm zum Neckar hin erfolgt sein, stünde der Erwartung von Bodenbefunden noch entgegen, dass genau dieses Terrain durch den Bau der Autobahn A 6 für die „Schlachtfeldarchäologie“ irreversibel verloren ist.

10 Vgl. statt vieler Jutta *Nowosadtko*: Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte (Historische Einführungen 6), Tübingen 2002; Thomas *Kühne* / Benjamin *Ziemann* (Hg.): Was ist Militärgeschichte? (Krieg in der Geschichte 6). Paderborn 2000.

11 Vgl. als kompakten Überblick Martin *Clauss*: Militärgeschichte des Mittelalters. München 2020; sodann Malte *Prietz*: Kriegführung im Mittelalter. Handlungen, Erinnerungen, Bedeutungen (Krieg in der Geschichte 32). Paderborn 2006; Hans-Henning *Kortüm*: Kriege und Krieger. 500–1500, Stuttgart 2010; Michael *Prestwich*: Armies and Warfare in the Middle Ages. The English Experience. London 1996; Maurice H. *Keen* (Hg.): Medieval Warfare. A History. Oxford 1999; Helen *Nicholson*: Medieval Warfare: Theory and Practice of War in Europa 300–1500. New York 2004.

12 Vgl. etwa Claude *Gaier*: Grandes batailles de l'histoire liégeoise au moyen âge, Liège 1980, und Jim *Bradbury*: The Medieval Siege. Woodbridge 1992.

„Schlacht bei Weinsberg“.¹³ Es blieb vielmehr im 19. und 20. Jahrhundert mehr oder weniger örtlichen Lehrern oder Hobby-Historikern vorbehalten, die militärische Vorgeschichte des Auszuges der „treuen Weiber von Weinsberg“ mit verschiedenen Szenarien und Schlachtort-Vorschlägen unterschiedlicher Plausibilität zu untersuchen und der Wissenschaft zum Diskurs anzubieten.¹⁴ Einen wichtigen Fingerzeig gab es 1984 in einem Beitrag der Heilbronner Stimme, in dem das zwei Kilometer entfernte Binswangen als Ort der „Schlacht bei Weinsberg“ vorgeschlagen wurde.¹⁵ Allerdings wurden darin – wohl aus Platzgründen – nicht alle für das Gesamtverständnis notwendigen politischen, geographischen und militärwissenschaftlichen Gesichtspunkte ausführlich genug beachtet.

Ziel des vorliegenden Beitrages ist die Darstellung jener politischen und militärischen Ereignisse, die bis zum Tag *vor* dem Auszug der „treuen Weiber“ führten. Hierzu sind zunächst die politischen Rahmenbedingungen im Vorfeld der „Schlacht bei Weinsberg“ zu skizzieren; sodann gilt es, die bisher eher stiefmütterlich behandelten militärischen Handlungen einer als „Annäherung“ verstandenen Analyse zu unterziehen.

Dabei ist aufgrund meist nicht oder oft nur spärlich vorhandener Quellen mit einer „inhärenten Logik“ zu arbeiten, die versucht „Wahrscheinlichkeiten“ aufzufinden, die dem damaligen Verlauf nahegekommen wären. Selbst wenn dieser Ansatz einer „inherent military propability“ oft akademischer Kritik unterliegt und darauf verwiesen wird, dass dieser einerseits die durch fehlende Quellen entstehenden „Lücken“ durch „die vermeintlich richtige Handlungsalternative“ ersetzen will und andererseits auch „kulturelle und regionale Besonderheiten nur unzureichend“¹⁶ berücksichtigen würde, so wäre die Alternative eben der Verzicht auf forschendes Nachvollziehen.

Anhand der Erörterung des politischen Kräftefeldes und der Einbeziehung einer Geländebetrachtung soll hier gleichwohl unter Zuhilfenahme genereller und zeitgenössischer militärischer Logik der Versuch unternommen werden, die Voraussetzungen und Bedingungen der Belagerung der Burg Weinsberg, der An-

13 Zwar wird gelegentlich auf einen wenige Zeilen umfassenden Beitrag zum Thema „Weinsberg“ von Peter-Johannes *Schuler*: Weinsberg. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, Sp. 2134 hingewiesen; dieser enthält jedoch keine Ausführungen zu der Schlacht an sich. Auch der andere wissenschaftliche Bezug auf Wilhelm *Bernhardi*: Konrad III. (Jahrbücher der Deutschen Geschichte [16]). Leipzig 1883, ND Berlin 1975, S. 190 f. hilft für eine wissenschaftliche Studie nicht weiter.

14 In der Regel aber drehten sich diese Lokalisierungsvorschläge meist um Weinsberg direkt oder das daneben liegende Ellhofen; vgl. Ferdinand Ludwig Immanuel *Dillenius*: Weinsberg, vormals freie Reichs-, jetzt württembergische Oberamtsstadt. Chronik derselben. Stuttgart 1860, S. 15.

15 Vgl. Eberhard *Hauser*: Die Schlacht, die nicht „bei Weinsberg“ war. In: Heilbronner Stimme v. 26.9.1984 und *ders.*: „Hie Welf – hie Waibling“ war der Schlachtruf. In: Heilbronner Stimme v. 27.9.1984.

16 So zuletzt *Clauss* (wie Anm. 11), S. 9 f.

marsch eines Entsatzheeres sowie das vermutliche Schlachtfeld wie auch den wahrscheinlichen Verlauf der „Schlacht bei Weinsberg“ zu rekonstruieren.¹⁷

Politische Rahmenbedingungen

Selbst wenn der frühe „romantische Blick“ der Historiker im 19. Jahrhundert auf die beiden großen Dynastien der Staufer¹⁸ und Welfen einen vorgeblichen Dauerkonflikt zwischen den beiden Familien und den jeweiligen „Oberhäuptern“ diagnostiziert hat,¹⁹ so ist dies nur eine Perspektive, die „klare Fronten“ schuf, wo gar keine waren. Vielmehr zogen sich individuelle, familiäre und politische Interessen durch deren gemeinsame Geschichte.²⁰ Die jeweils „zeitaktuellen“ Gegensätze rechtfertigen daher nicht die Konstruktion einer zwei Jahrhunderte umfassenden permanenten „Erbfeindschaft“ zwischen beiden Dynastien. Vielmehr waren es ihre jeweiligen politischen Funktionen als Fürsten, die die handelnden Angehörigen der beiden Dynastien in Opposition zueinander bringen konnten, wenn sie ihre „Rechte“ verteidigen wollten. Dabei war die Konfrontation neben der auf Konsens ausgerichteten Politik nur eine Form des Politischen. Denn tatsächlich waren die Staufer und die Welfen sehr viel mehr genealogisch und politisch miteinander verbunden, weshalb es zumindest in der zu betrachtenden Zeit auch kein koniz zu benennendes dynastisches Selbstverständnis als „Staufer“ oder „Welfe“ im Sinne einer gewissen „Lagerbildung“ gab. Sie entwickelte sich bei „den Welfen“ erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts heraus, von „den Staufern“ wurde – als Retroprojektion – erst im 13. Jahrhundert gesprochen resp. geschrieben.²¹

17 Nach der Lektüre der wissenschaftlichen Literatur über die politischen und militärischen Rahmenbedingungen sowie dem Versuch der Rekonstruktion der erweiterten militärischen Vorgeschichte der Schlacht an meinem „Schreibtisch“ führte ich im August 2020 eine Begehung der für die Schlacht in Frage kommenden Ortschaften bzw. Geländeabschnitte im „Schatten der Weibertreu“ durch, um die von mir entwickelten Thesen zu überprüfen. Mir ist bewusst, dass dies natürlich im Dezember sinnvoller gewesen wäre, aber es ging hierbei im Wesentlichen um den „Blick ins Gelände“.

18 Vgl. für das frühe 19. Jahrhundert Friedrich von *Raumer*: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit (6 Bde.). Leipzig 1823–1825.

19 Dies gilt insbesondere für Friedrich I. Barbarossa und dessen Cousin Heinrich den Löwen; vgl. dazu Ferdinand *Oppl*: Friedrich Barbarossa. Darmstadt 2009 und *Görich* (wie Anm. 3) sowie Joachim *Ehlers*: Heinrich der Löwe. Biographie. München 2008 oder Karl *Jordan*: Heinrich der Löwe. Eine Biographie. München 1996.

20 Vgl. Werner *Hechberger*: Staufer und Welfen 1125–1190. Zur Verwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft (Passauer historische Forschungen 10). Köln 1996.

21 Ebd., S. 105–183; vgl. auch *Ders.*: Die Vorstellung vom staufisch-welfischen Gegensatz im 12. Jahrhundert. Zur Analyse und Kritik einer Deutung. In: Johannes *Fried* / Otto Gerhard *Oexle* (Hg.): Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation (Vorträge und Forschungen LVII, hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte). Stuttgart 2003, S. 381–426, hier S. 387–390.

Dabei besaßen die Welfen,²² die sich als aus der karolingischen Reichsaristokratie her kommend betrachteten, unbestreitbar einen statuspolitischen „Vorsprung“: Ihren ersten „Welfen“ identifizierten sie mit Graf Welf (gest. vor 825), dem Vater der karolingischen Kaiserin Judith – die Gemahlin von Kaiser Ludwig dem Frommen –; von ihm aus wurde darüber hinaus – durchaus zeitüblich – eine Ahnengalerie bis hin zu Troja behauptet, das bekanntlich auch „der“ mystische Ursprungsort der alten Römer war. Näher war kaum an den Anfang der bekannten menschlichen Welt und der griechischen Mythologie heranzureichen, sollte nicht für profane Zwecke auf die Bibel zurückgegriffen werden.

Weniger die familiäre als die politisch relevante Geschichte der Staufer begann mit Herzog Friedrich I. von Schwaben (reg. 1079–1105).²³ Und tatsächlich ist das Jahr 1079, in dem dieser vom Salierkaiser Heinrich IV. (1050–1106) mit dem Herzogtum Schwaben belehnt wurde, das erste exakte Datum in der staufischen Familiengeschichte, das auch historisch-politisch von Bedeutung ist.²⁴ Die enge Verbindung der Staufer mit dem Geschlecht der Salier wurde dadurch dokumentiert, dass Heinrich IV. seine Tochter Agnes von Waiblingen (1072–1143), deren Name sich von dem in salischem Besitz befindlichen Ort ableitete, dem neuen Stauferherzog zur Frau gab. Sie wurde so zur „Stamm-Mutter“ der dann (reichs-)politisch relevanten Staufer. Nach dem Tod ihres Mannes im Jahre 1105 heiratete diese 1106 den Babenberger Markgrafen Leopold III. von Österreich (1073–1136).²⁵

Familiäre Beziehungen zwischen „Staufern“ und „Welfen“ (die Bezeichnungen werden hier der besseren Verständlichkeit wegen dennoch beibehalten) wurden spätestens dann irrelevant, wenn es um Machtfragen ging; dann agierten beide „Seiten“ resp. die einzelnen Akteure selbstverständlich nach ihren jeweiligen Interessen. Und dass sich unterschiedliche Ambitionen dann in Konflikten manifestieren, wenn es um das höchste Amt – die deutsche Königs- bzw. römische Kaiserwürde – geht, ist evident.

Mit Herzog Friedrich I. von Schwaben und Herzog Welf IV. von Bayern (reg. 1070/77 und 1096/1101) aber wurden nun beide Dynastien in der Reichspolitik wichtig – beide hatten innerhalb eines Jahrzehntes ihre Herzogswürden erhalten. In deren „Enkelgeneration“ kulminierten die Auseinandersetzungen um die Vorrangstellung nicht nur im deutschen Südwesten, sondern auch im Reich im Zuge des „staufisch-welfischen Thronstreits“, der bereits mit dem Jahr 1125 begann.

22 Vgl. Josef *Fleckenstein*: Über die Herkunft der Welfen und ihre Anfänge in Süddeutschland. In: Gerd *Tellenbach* (Hg.): Studien und Vorarbeiten zur Geschichte des großfränkischen und frühdeutschen Adels (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 4). Freiburg 1957, S. 71–136.

23 Vgl. Karl-Heinz *Rueß* (Hg.): Friedrich I. (1079–1105). Der erste Herzog von Schwaben (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 26). Göppingen 2007.

24 Vgl. RI III, 2,3 n. 966. In: Regesta Imperii Online.

25 Vgl. Heide *Dienst*: Agnes: Herzogin, Markgräfin, Landesmutter. In: Gesellschaft für staufische Geschichte (Hg.): Babenberger und Staufer (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 9). Göppingen 1987, S. 53–68 und Wilhelm *Muschka*: Agnes von Waiblingen – Stammutter der Staufer und der Babenberger-Herzöge. Eine mittelalterliche Biographie. Marburg 2012.

Mit dem Tod des salischen Kaisers Heinrich V. und damit dem Aussterben des salischen Kaiserhauses im Jahr 1125 machte sich der Stauferherzog Friedrich II. (reg. 1105–1147), der Neffe des verstorbenen Kaisers, Hoffnung auf dessen Nachfolge.²⁶ Aber nicht er wurde neuer König, sondern der sächsische Herzog Lothar III. von Supplinburg (reg. 1125–1137).²⁷ Aufgrund des vielfach spannungsgeladenen Verhältnisses zwischen dem Staufer und dem neuen König, der von den Welfen unterstützt wurde, kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den zwei Parteien, da die Staufer auf ihrem „Erbe“ bestanden.

Nach dem Tod des Supplinburgers sah sich Heinrich der Stolze (1108–1139) – quasi „wieder“, nun aber umgekehrt – als Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers und vor allem als Herzog von Bayern und Sachsen, als Markgraf von Tuszien sowie Herr eines reichen Hausbesitzes in Schwaben, Bayern, Sachsen, aber auch in Italien als „automatischer“ Nachfolgekandidat für das Kaiseramt. Indes galt er den anderen Fürsten aufgrund dieser Machtfülle und seines impulsiven Temperaments wegen schlichtweg als zu gefährlich und unberechenbar.²⁸

So wie sich die Staufer 1125 als „übergangen“ betrachteten, so wiederholte sich diese Wahrnehmung nun auch aus Heinrichs Perspektive. Denn die Wahl zum deutschen König, die am 7. März 1138 auf den Stauferherzog Konrad III. (1093/4–1152) fiel,²⁹ war „verfassungsrechtlich“ bedenklich, selbst wenn es eine ausdrückliche Wahlordnung noch gar nicht gab.³⁰ Zunächst wurden die „Großen“ des Reiches für Pfingsten (22. Mai) nach Mainz einberufen,³¹ dann aber erfolgte ein kurzfristig anberaumtes Treffen von relativ wenigen „Großen“ in Koblenz, wo die Königswahl sprichwörtlich „schnell durchgezogen“ wurde.

26 Vgl. Hansmartin Schwarzmaier: Pater imperatoris. Herzog Friedrich II. von Schwaben, der gescheiterte König. In: *Medievalia Augiensia. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters*. Hg. v. Jürgen Petersohn (Vorträge und Forschungen 54). Stuttgart 2001, S. 247–284.

27 Zu Lothar III. vgl. Gerd Althoff: Lothar III. (1125–1138). In: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hg.): *Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519)*. München 2003, S. 201–216 und Wolfgang Petke: Lothar von Süpplingenburg. In: Helmut Beumann (Hg.): *Kaisergestalten des Mittelalters*. München 1984, S. 155–176.

28 Vgl. Bernhard Schimmelpfennig: *Könige und Fürsten, Kaiser und Papst nach dem Wormser Konkordat* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 37). München 1996, S. 13.

29 Zu Konrad vgl. Werner Goetz: König Konrad III. In: *ders.: Lebensbilder aus dem Mittelalter. Die Zeit der Ottonen, Salier und Staufer*. Darmstadt 1998, S. 270–281 und Gerd Althoff: Konrad III. (1138–1152) mit Heinrich (1147–1150). In: *Schneidmüller / Weinfurter* (wie Anm. 27), S. 217–231.

30 Vgl. hierzu Roland Pauler: War König Konrads III. Wahl irregulär? In: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 52 (1996), S. 135–159; Gerhard Lubich: Beobachtungen zur Wahl Konrads III. und ihrem Umfeld. In: *Historisches Jahrbuch* 117 (1997), S. 311–339; Ursula Vones-Liebenstein: Neue Aspekte zur Wahl Konrads III. (1138). Dietwin von Santa Rufina, Albero von Trier, Arnold von Köln. In: Hanna Vollrath/Stefan Weinfurter (Hg.): *Köln – Stadt und Bistum in Kirche und Reich des Mittelalters*. Köln u. a. 1993, S. 323–348.

31 Vgl. Johann Friedrich Böhrer, Gerhard Baaken: *Regesta imperii IV: Lothar III. und ältere Staufer 1125–1197*. Köln u. a. 1972 = RI IV,1,2 n. 81.

Einen hierfür notwendigen Mainzer Erzbischof gab es genauso wenig wie einen geweihten Kölner Erzbischof; deshalb beauftragte Papst Innozenz II. den Trierer Erzbischof Albero (1080–1152) mit der „Wahlleitung“. Diesem gelang es schließlich, „eine kleine Minderheit von Fürsten“,³² i.e. ausgesuchte Fürsten, auf den Staufer einzuschwören. Dass sich die „Kirche“ – Albero war schließlich auch päpstlicher Legat in „Deutschland“ – für Konrad entschied, hatte wohl auch einen machtpolitischen Hintergrund. Da in den Jahren 1137/38 mehrere Bischofsstühle vakant waren, erhoffte man sich, gerade auch vor dem Hintergrund des erst wenige Jahre zurückliegenden und mit dem Wormser Konkordat 1122 beendeten Investiturstreits, vom Staufer mehr Entgegenkommen als von dem als „stolz“ und herrisch auftretenden Heinrich dem Stolzen.³³

Die Wahl Konrads zum König mag zwar auf den ersten Blick wie eine Art „Staatsstreich“ erscheinen, gleichwohl ist aber auch zu sehen, dass die anderen Fürsten eben auch keinerlei Interesse an der Machtakkumulation des „Stolzen“ hatten. Sie fürchteten wohl die Tendenz zur „Vererbung“ der Kaiserwürde und damit die Herausbildung einer zu starken zentralen Machtposition im Reich. Dennoch bleibt die Wahl insofern bemerkenswert, als Konrad von 1127 bis 1135 bereits relativ erfolgloser Gegenkönig war.³⁴ Andererseits galt er aber eben auch als getreuer Gefolgsmann der „Kirche“: Er hatte 1124–27 eine Pilgerfahrt ins Heilige Land unternommen, wurde vom Mailänder Erzbischof 1128 zum „König von Italien“³⁵ gekrönt und nahm 1136 als Bannerträger am Rom-Zug von Kaiser Lothar teil, während dem er bei den anderen „deutschen“ Fürsten und kirchlichen Würdenträgern hohes Ansehen erwerben konnte – Kaiser indes sollte er nie werden.

Nach seiner „Wahl“ legitimierten ihn die bei dieser nicht anwesenden Fürsten auf folgenden Hoftagen nachträglich. Diese nachträgliche Legitimation bedurfte keines formellen Aktes – sie ergab sich als eine de facto-Akzeptanz dadurch, dass der neue König von den anderen „Großen“ des Reiches nicht mehr infrage gestellt wurde; lediglich Heinrich der Stolze opponierte weiterhin. Konrad ließ durch einen Fürstenspruch klarstellen, dass ein Herzog nicht zwei Herzogtümer haben könne.³⁶ Konrads folgender Vorschlag, Heinrich möge sich mit nur einem

32 Alfred *Haverkamp*: Zwölftes Jahrhundert. 1125–1198 (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte 5). Stuttgart ¹⁰2003, S. 67.

33 Hierbei ist indes zu bedenken, dass *superbia* nicht nur mit dem modernen Begriff Stolz bzw. Hoch- oder Übermut zu übersetzen ist, sondern auch mit „Selbstbewusstsein“, was aufgrund seiner machtpolitischen Stellung zu diesem Zeitpunkt auch verständlich wäre; vgl. dazu auch *Ehlers* (wie Anm. 19), S. 41.

34 Wolfgang *Giese*: Das Gegenkönigtum des Staufers Konrad 1127–1135. In: ZRG GA 95 (1978), S. 202–220. Konrad gab seinen Kampf erst im September 1135 auf; vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 61.

35 Vgl. Jan Paul *Niederhorn*: Konrad III. als Gegenkönig in Italien. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 49 (1993), S. 589–600.

36 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 109; zur rechtlichen Problematik Egon *Boshof*: Staufer und Welfen in der Regierungszeit Konrads III. Die ersten Welfenprozesse und die Opposition Welfs VI. In: Archiv für Kulturgeschichte 70 (1988), S. 313–342, hier S. 322 ff.

Herzogtum bescheiden, wurde von diesem genauso ausgeschlagen wie die Huldigung des neuen Königs. Ein Reichstagsbeschluss entzog diesem daraufhin seine beiden Herzogtümer Bayern³⁷ und Sachsen.³⁸ Dieser politische Schritt Konrads war eine machtpolitische Notwendigkeit, wollte er in seinem Königtum keines auf welfischen Abruf sehen. Mit Bayern wurde Markgraf Leopold IV. (1108–1141) von Österreich aus dem Hause der Babenberger belehnt³⁹ – er war über Agnes von Waiblingen der Halbbruder von Konrad; der aus dem Geschlecht der Askanier stammende Albrecht „der Bär“ (1100–1170) erhielt Sachsen, was unmittelbar danach zu einem erbitterten Kampf mit Heinrich dem Stolzen führte.⁴⁰ Für seinen Kampf gegen Konrad konzentrierte sich Heinrich auf „sein“ Herzogtum Sachsen; sein „zweites“ Herzogtum Bayern, in dem er durch sein vorheriges Auftreten kaum noch Anhänger unter dem Adel hatte,⁴¹ sollte – bis sein Sohn Heinrich (später „der Löwe“) für großjährig erklärt würde – quasi vorübergehend in familiärer Treuhandschaft, indes ohne königliche Verfügung, von seinem Bruder Welf VI. übernommen werden.

Auch um Albrecht gegen den „Stolzen“ zu unterstützen, wurde Ende Mai 1139 auf dem Hoftag von Straßburg auf Initiative Konrads ein Feldzug gegen die Sachsen beschlossen.⁴² Nach der Versammlung der Truppen bei Hersfeld zwei Monate später trafen sich die Truppen beider Seiten Mitte August beim thüringischen Creuzburg an der Werra. Zur Schlacht kam es aufgrund der diplomatischen Vermittlung von Erzbischof Albero von Trier nicht.⁴³ Die – zeitüblichen – Argumente scheinen stichhaltig. Für viele weltliche und geistliche Akteure war der „schwebende“ Zustand der Kräfteverhältnisse durchaus akzeptabel.⁴⁴ Heinrich blieb de facto ja „nur“ der starke Mann in Sachsen; Konrad wäre bei einem Sieg über Heinrich zu stark geworden – und da auch ein Großteil der Truppen der Bischöfe auf beiden Seiten vor Ort waren, hatten die geistlichen Würdenträger auch kein Interesse daran, dass sie den „Blutzoll“ für eine weltliche Entscheidung zu erbringen hatten.⁴⁵ Grundsätzlich ist es aber auch denkbar, dass die Bischöfe „ihre traditionelle Rolle als Vermittler“⁴⁶ ausfüllten. Zudem gab es – auch dies zeitüblich – im Geheimen schon Vorgespräche im

37 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 116.

38 Ebd., n. 108.

39 Ebd., n. 128.

40 Vgl. Lutz *Partenheimer*: Albrecht der Bär, Konrad III. und die Partei Heinrichs des Stolzen im Kampf um das Herzogtum Sachsen (1138–1142). In: *Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Landeskunde* 4 (1995), S. 78–112.

41 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 124. Insofern war es logisch, dass für ihn Sachsen zum Herzogtum „erster Wahl“ wurde, vgl. Andreas *Kraus*: *Geschichte Bayerns. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1988, S. 84f.

42 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 131.

43 Ebd., n. 156.

44 Vgl. *Partenheimer* (wie Anm. 40), S. 92.

45 Interessant hierbei ist die Anzahl der Truppen des Erzbischofs Albero von Trier, der statt der zugesagten 20 Kämpfer dann aber 500 stellte, vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 151.

46 Gerd *Althoff*: *Konfliktverhalten und Rechtsbewußtsein. Die Welfen in der Mitte des 12. Jahr-*

Hinblick auf eine für alle involvierten Akteure gesichtswahrende, auch machtpolitisch begründete Konsensfindung.⁴⁷ Die Folge beider miteinander verschränkter politischer Rationale – Macht und Diplomatie – war ein Waffenstillstand auf Zeit. Das grundsätzliche Problem wurde damit natürlich nicht gelöst; es wurde vielmehr auf Pfingsten 1140 verschoben.

Nachdem Heinrich der Stolze am 20. Oktober 1139 im 32. Lebensjahr plötzlich und unerwartet gestorben war,⁴⁸ stand dessen jüngerer Bruder Welf VI. (1115–1191) als „der einzige voll rechtsfähige Vertreter des welfischen Hauses und seiner Ansprüche“⁴⁹ vor einem Problem: Er war damit, ohne einen formalen Rechtstitel, de facto Oberhaupt der „welfischen“ Dynastie. Gleichwohl jedoch hatte er durchaus eigene Ambitionen und strebte nach einer formalen Belehnung mit Bayern,⁵⁰ eine Tendenz, die sich vermutlich aufgrund der Geburt seines Sohnes Welf VII. im Jahre 1140 noch verstärkt haben dürfte. Die welfischen Besitzungen im Bereich des (formalen) Herzogtums Schwaben im Raum um Altdorf und Ravensburg waren zwar beachtlich – für den weiteren Ausbau seiner Machtstellung aber war eine bayrische Herzogswürde schon aus statusrechtlichen Gründen wichtig.⁵¹ Aufgrund der Bedeutung dieses Herzogtums für seine Ambitionen wurde Welf zum politischen Opponenten von Konrad⁵² – ohne damit jedoch dessen Königtum grundsätzlich infrage zu stellen. Sollte diese politische Frontstellung zu einer militärischen führen, so sah sich Welf VI. hierfür als erfolgreicher militärischer Führer „gewappnet“: bereits 1133 hatte er als 18-Jähriger im Raum um Weinsberg militärische Erfolge erringen können.

Exkurs: Löwenstein und Weinsberg

Die „große“ Reichspolitik spiegelte sich machtpolitisch in regionalen resp. lokalen Konstellationen wider – und dieser Sachverhalt gilt auch andersherum.⁵³ Dabei spielen familiäre Beziehungen eine ebenso große Rolle wie die Pfänder

hunderts. In: *Ders.*: Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde. Darmstadt 1997, S. 57–84, hier S. 76.

47 So Knut Görich: Wahrung des honor. Ein Grundsatz im politischen Handeln König Konrads III. In: Hubertus Seibert und Jürgen Dendorfer (Hg.): Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079–1152) (Mittelalter-Forschungen 18). Ostfildern 2005, S. 267–297, hier S. 290–293.

48 Hier wurde ausschließlich von sächsischen Autoren die Vermutung geäußert, er sei vergiftet worden. Vermutlich sollte das Streuen eines derartigen Gerüchts dem Königtum Konrads schaden.

49 Katrin Baaken: Herzog Welf VI. und seine Zeit. In: Rainer Jehl (Hg.): Welf VI. Wissenschaftliches Kolloquium zum 800. Todesjahr (Irseer Schriften 3). Sigmaringen 1995, S. 9–28, hier S. 12.

50 Vgl. Hechberger (wie Anm. 20), S. 211 sowie die Beiträge in Jehl (wie Anm. 49).

51 Hechberger (wie Anm. 20), S. 202–206.

52 Vgl. Jan Paul Niederkorn: Welf VI. und Konrad III. In: Karl-Ludwig Ay, Lorenz Maier und Joachim Jahn (Hg.): Die Welfen. Landesgeschichtliche Aspekte ihrer Herrschaft (Forum Suevicum 2). Konstanz 1998, S. 135–150 und Schneidmüller (wie Anm. 2), S. 180–188 sowie Hechberger (wie Anm. 20), S. 203 ff.

53 Ebd., S. 225.

der Machtpolitik – die Burgen als befestigte Plätze. Dynastische Verbindungen und der Burgenausbau wurden zu strategischen Pfeilern bzw. Faktoren der machtpolitischen Kultur. Je älter das Renommee und je höher „nach oben“ die familiären Beziehungen reichten, desto wichtiger war die zu spielende und zu erwartende Rolle.

Der Bau von Burgen erfolgte insbesondere aus politisch-symbolischen Gründen an höher gelegenen Plätzen, da ein Herrschaftssitz auch optisch wahrnehmbare Höhe benötigte. Selbstverständlich bildete aber die (wehr-)geographische (Höhen-)Lage stets das ausschlaggebende Argument. Die beiden Burgen – Weinsberg und Löwenstein – waren nicht nur die ältesten und bedeutendsten im Weinsberger Tal; beide besaßen eine ausgesprochene Höhenlage, was ihre Einnahme mit militärischen Mitteln erschwerte. Und beide hatten mit dem „aktuellen“ Konflikt von 1140 Berührungspunkte; der „zeithistorische“ Referenzpunkt waren die Jahre 1131/1133.

Die um das Jahr 1000 oberhalb von Weinsberg angelegte Burg auf der „Weibertreu“ war der Alterswohnsitz von Adelheid von Metz, der Mutter des ersten Salierkaisers Konrad II. Da sich der die Burg belagernde König Konrad III. eben die folgende „Ordnungszahl“ für sein deutsches Königtum auswählte, könnte sich dies auch als „familiäres“ Argument für die Inbesitznahme der Burg betrachten lassen. Schließlich betrachteten sich die Staufer als legitime politische Nachfahren des Salierhauses.⁵⁴

Die etwas später – wohl im Zeitraum von 1080–90 vom Calwer Grafen Adalbert II., der auch das Kloster Hirsau wieder errichten ließ – wohl in Grundzügen schon leidlich befestigte, dann aber stark ausgebaute Burg Löwenstein wurde neben dem „alten“ Besitz der Calwer zum zweiten strategischen Eckpfeiler der Herrschaft dieses für die Reichspolitik bedeutsamen Hauses.⁵⁵

Nach dem Tod von Adalbert II. im Jahre 1099 wurde der Besitz der Calwer geteilt. Da Albrecht III., einer von drei Söhnen, der auch am Aufbau der Burg Löwenstein beteiligt war, bereits 1094 gestorben war, erhielt dessen Sohn Albrecht IV. die Burg Löwenstein sowie deren Güter – dieser nannte sich spätestens ab 1123, wie in der Zeugenliste einer am 23. Januar 1123 in Straßburg ausgestellten Urkunde von Heinrich V. für das Kloster Alpirsbach ersichtlich, als erster Calwer fortan *Adalbertus comes de Lewinstein fratruelis eiusdem Gottefridi palatini*.⁵⁶

54 Nicht umsonst betrachteten sie sich auch als „Heinriche“. Dies gilt für den Konrad III. als Kaiser folgenden Friedrich I. Barbarossa genauso wie für diesen selbst. Insbesondere für König Konrad III. „sind die salischen Heinriche, Kaiser und Könige des 11. Jahrhunderts seine Vorfahren“ – so Jürgen *Dendorfer*: „Aus dem Geschlecht König Konrads“ / „De genere regis Cünradi“. Die Familie König Konrads III. und die frühen Staufer. In: Karl-Heinz *Rueß* (Red.): Konrad III. (1138–1152). Herrscher und Reich (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 30). S. 25–45, hier S. 30.

55 Vgl. Karl-Heinz *Dähn*: Das östliche Baukonglomerat der Burgruine Löwenstein. In: Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte 28 (1976), S. 107–117.

56 WUB 1, Nr. 279, S. 354 f.

Der Calwer Kernbesitz ging an Gottfried, da der dritte Sohn von Adalbert II. – Bruno – Geistlicher wurde (u. a. 1088–89 Bischof von Metz). Dieser Gottfried von Calw wurde zum bedeutendsten Calwer.⁵⁷ Als „Parteigänger“ der Salier wurde er von Kaiser Heinrich V. 1113 mit der Würde des Pfalzgrafen versehen; er unterstützte den Kaiser bei den Verhandlungen um das Wormser Konkordat 1122 und stand deshalb auch auf der hierzu erstellten Zeugenliste. Was der Grundstein zu einem weiteren Aufstieg hätte werden können, scheiterte daran, dass aus seiner Ehe keine männlichen Erben entsprossen.

Seine Tochter Uta⁵⁸ war daher auf dem Heiratsmarkt sehr begehrt, da ihr Ehemann darauf hoffen konnte, wichtige und reiche Besitztümer zu erhalten. Die erst sechsjährige Uta wurde Welf VI. versprochen, den sie dann einige Jahre später – aber noch vor dem 1131 erfolgten Tod ihres Vaters Gottfried – ehelichte. Andererseits machte sich auch Adalbert IV. von Löwenstein, der Cousin Utas, Hoffnungen auf das Erbe – er argumentierte damit, dass ihm als männlichem Stammeserbe ebenfalls berechnete Ansprüche zustehen würden. Dies wiederum wurde von Welf VI. zurückgewiesen, da er sämtliche Besitzungen Gottfrieds als alleiniges Eigentum betrachtete.⁵⁹ Diese waren schließlich der Grund für seine Ehe mit dessen noch sehr jungen „Erbtochter“.

Nach Gottfrieds Tod erwuchs daraus ein „Erbfolgekrieg“, der in einem größeren Kräfteressen eingebunden war. Denn zu diesem Zeitpunkt rang in einer „Endphase“ noch immer der Staufer Konrad um sein „Gegen-Königtum“ mit Kaiser Lothar III. Dies war auch ein Grund dafür, dass Adalbert von den Staufern keine Unterstützung in seinem Konflikt mit Welf VI. erhielt⁶⁰ – und Lothar III. sich in der Auseinandersetzung auf die Seite von Welf VI. stellte.

Welf VI. behielt nach einigen Anfangserfolgen Adalberts in dem militärischen Kräfteingen jedoch die Oberhand. Es gelang ihm in diesem „Calwer Erbfolgekrieg“ von 1131/33⁶¹ letztlich die das obere Sulmtal beherrschende, bis dato – wie in der „Historia Welforum“ beschrieben – „allgemein für uneinnehmbar gehaltene“ Burg Löwenstein nach einer „kunstvollen Berennung“ mit seinen

57 Vgl. Wilhelm *Kurze*: Adalbert und Gottfried von Calw. In: ZWLG 24 (1965), S. 241–308.

58 Vgl. Hansmartin *Schwarzmaier*: Uta von Schauenburg, die Gemahlin Welfs VI. In: ZGO 142 = NF 103 (1994), S. 1–18 sowie *Ders.*: Uta von Schauenburg, die Gemahlin Welfs VI. In: *Jehl* (wie Anm. 49), S. 29–42, hier S. 36.

59 Vgl. zum Besitzübergang in diesem Raum generell Sönke *Lorenz*: Herrschaftswechsel: Calwer, Welfen und Tübinger zwischen Schwarzwald und Neckar (12. Jahrhundert). In: ZGO 147 = NF 108 (1999), (FS für Meinrad Schaab zum 70. Geburtstag), S. 29–60 und insbesondere 45 f.

60 Dabei hatte Adalbert seinerseits die beiden Staufer selbst unterstützt; vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 53.

61 Für die Datierung der Auseinandersetzung werden unterschiedliche Angaben gemacht: Wilhelm *Bernhardi*: Lothar von Supplinburg (Jahrbücher der deutschen Geschichte). Berlin ²1975 (Neudruck von 1879), S. 504 ff. und Wolfgang *Petke*: Kanzlei, Kapelle und königliche Kurie unter Lothar III. (1125–1137) (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 5). Köln 1985, S. 185 (Anm. 428) nennen das Jahr 1133, Karin *Feldmann*: Herzog Welf VI. und sein Sohn. Das Ende des süddeutschen Welfenhauses (mit Regesten). Diss. Tübingen 1967, S. 4 ff. plädiert für 1131/1132; *Schwarzmaier* (wie Anm. 58), S. 32 für 1132, Niederkorn (wie Anm. 52), für den Frühherbst 1132.

Truppen unter Verlusten zu erstürmen und letztlich „auch diese Veste in Asche“⁶² zu legen. Im Zuge dieser Auseinandersetzung hat sich der junge „Feldherr“ auch der wenige Kilometer entfernt gelegenen Höhenburg Weinsberg bemächtigt. Zwar zeigte er sich am Ende Adalbert gegenüber huldvoll und setzte ihn wieder in dessen Rechte (und Besitz) ein.⁶³ Wohl auch als Gewähr dafür, dass dieser nicht erneut an einen weiteren Ausbau seiner Macht im territorialen Umfeld denken konnte, ließ Welf VI. in Weinsberg eigene Kräfte auf der Burg zurück. Dies lag zwar bereits einige Jahre zurück, bekam aber jetzt durch die veränderten Rahmenbedingungen eine neue „Brisanz“, lag doch die Burg Weinsberg – versehen mit welfischen Truppen – inmitten des staufischen Herrschaftsgebietes im schwäbisch-fränkischen Raum. Es galt also für Konrad, diesen militärischen Stützpunkt Welfs unter eigene Kontrolle zu bringen.

Weinsberg 1140 – Rahmenbedingungen

Parallel zur epochentypischen „Mehrung“ der „Hausmacht“ durch Burgen- und Städtebau sowie das Anlegen von Märkten und dem Erwerb von Klostervogteien etc. – i.e. dem Erwerb von Rechten und Besitzungen⁶⁴ – haben die Stauer, insbesondere seit Konrad, darauf gezielt, „unausgeschöpfte oder halbvergessene Königsrechte wieder zu aktivieren“.⁶⁵ Formal betrachtet, ist Konrad daher mit seinem Heer von Nürnberg aus im November 1140 nach Weinsberg gezogen, um – aus seiner rechtspolitischen Perspektive – dieses alte, nach dem Tod des Pfalzgrafen Gottfried von Calw, des Schwiegervaters von Welf, erloschene und dem Welfen daher widerrechtlich besetzte Reichslehen für das Reich zurückzuerobern.

62 Zitate nach der Ausgabe von Erich König (Hg.): *Historia Welforum*. In: *Schwäbische Chroniken der Stauferzeit*, 1. Bd. Stuttgart 1938, S. 39.

63 Zum Thema Huld vgl. Gerd Althoff: *Huld. Überlegungen zu einem Zentralbegriff der mittelalterlichen Herrschaftsordnung*. In: *Ders.: Spielregeln (wie Anm. 46)*, S. 199–228.

64 Vgl. grundsätzlich Sönke Lorenz: *Staufische Stadtgründungen in Südwestdeutschland: Aktuelle Aspekte, Tendenzen und Perspektiven der Stadtgeschichtsforschung*. In: Eugen Reinhard und Peter Rückert (Hg.): *Staufische Stadtgründungen am Oberrhein*, Sigmaringen 1998, S. 235–272; zudem als Beispiele Hans-Martin Maurer: *König Konrad III. und Schwäbisch Gmünd. Wer hat die Stadt gegründet?* In: *ZWLG 38 (1979)*, S. 64–81 und *Ders.: Zu den Anfängen Lorchs als staufisches Hauskloster*. In: Felix Heinzer, Robert Kretschmar und Peter Rückert (Hg.): *900 Jahre Kloster Lorch. Eine staufische Gründung vom Aufbruch zur Reform (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg)*. Stuttgart 2004, S. 1–28.

65 Franz Xaver Vollmer: *Besitz der Stauer (bis 1250)*. Beiwort zur Karte 5,4: In: *Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hg.): Historischer Atlas von Baden-Württemberg*, Stuttgart 1972–1988, S. 1–16, hier S. 2 sowie Werner Hechberger: *König Konrad III. – Königliche Politik und „staufische Familieninteressen“?* In: Hubertus Seibert und Jürgen Dendorfer (Hg.): *Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Stauer und das Reich (1079–1152) (Mittelalter-Forschungen 18)*. Ostfildern 2005, S. 323–340.

Dies muss für Welf VI. genauso wie für den Löwensteiner Grafen „rechtspolitisch“ ernüchternd gewesen sein, war doch deren vorheriger Waffengang damit letztlich „wertlos“. Insbesondere Adalbert IV. von Löwenstein erhoffte sich als Parteigänger Konrads sicherlich eine stärkere Unterstützung „seiner“ Erbsprüche, nachdem die Staufer ihn beim Wiederaufbau seiner zerstörten Burg unterstützt hatten.

Tatsächlich ist aber auch zu sehen, dass die generelle Position von Konrad 1139/1140 noch nicht ausreichend gefestigt war; er konnte für derartige Hoffnungen kein Verständnis haben, galt es doch zunächst, den eigenen Herrschaftsraum zu errichten und zu stabilisieren. Denn sein Königtum konnte sich, gerade im Vergleich zur vorherigen Machtfülle Heinrichs des Stolzen, nur auf eine gering ausgeprägte Machtbasis stützen – jede „Insel“, die er seinem dann durch Ministerialen verwalteten Herrschaftsbereich hinzufügen konnte,⁶⁶ war willkommen; noch mehr natürlich jene, die er seinem Konkurrenten Welf abnehmen konnte.⁶⁷ Wollte er seine königliche Autorität steigern, so brauchte es „Erfolge“ – diese sind natürlich niemals gänzlich ohne Risiko zu erlangen. Gleichwohl fand sich Adalbert IV. dennoch als staufischer Parteigänger und weil er dabei auch Rache für die erlittene Zerstörung seiner Burg Löwenstein sieben Jahre zuvor nehmen konnte, zusammen mit seinen (wohl geringen) Truppen im Lager Konrads ein.⁶⁸

Die Verquickung persönlich-dynastischer, regionaler und auf das Reich bezogene Interessen ließen sich kurz zuvor auch im Herzogtum Bayern feststellen: Um seinen Machtanspruch zu dokumentieren, zog der neue Herzog Leopold IV., dessen seit langem im Osten des Herzogtums verankertes Geschlecht über beträchtliche eigene Ressourcen und eine große Anzahl adliger Gefolgschaft verfügte,⁶⁹ mit großem Heeresgefolge an den Lech in Richtung der Besitztümer

66 Vgl. zu den Ministerialen generell Werner *Hechberger*: Adel, Ministerialität und Rittertum im Mittelalter (Enzyklopädie deutscher Geschichte 72). München 2004 sowie für den Zeitraum Karl *Bosl*: Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. Ein Beitrag zur Geschichte des hochmittelalterlichen deutschen Volkes, Staates und Reichs. Stuttgart 1951.

67 Geradezu „logisch“ setzte Konrad nach der Kapitulation der Festung Weinsberg dort Ministerialen – die späteren Herren von Weinsberg – ein. Sie sind dann ebenfalls ein Beispiel dafür, wie sich für die Zeit ab dem mittleren 12. Jahrhundert die Reichsministerialität dem Adel annäherte und ebenfalls versuchte, ihre Lehen erblich zu machen. Zu den Herren von Weinsberg gibt es keine Monographie, sondern lediglich verstreute (oft ältere) Aufsätze, wie zum Beispiel: Gustav *Bossert*: Die ältesten Herren von Weinsberg. In: *WVjH* 5 (1882), S. 296–306; Gebhard *Mehring*: Zur Geschichte der Herren von Weinsberg. In: *WVjH NF* 15 (1906), S. 279–283; Franz *Gehrig*: Der Besitz der Herren von Weinsberg im Jahre 1325. In: *ZGO* 125 (1977), S. 57–72 und Rudolf *Kieß*: Wildbänne der Herren von Weinsberg. Folgerungen für die Stauferzeit. In: *ZWL* 45 (1986), S. 137–166.

68 Vgl. Iris *Raster*: Calwische Anfänge. In: Karl-Heinz *Dähn* (Hg.): 700 Jahre Stadt Löwenstein 1287–1987. Weinsberg 1987, S. 103–112, hier S. 106.

69 Vgl. Jürgen *Dendorfer*: Von den Babenbergern zu den Welfen. Herzog und Adel in Bayern um die Mitte des 12. Jahrhunderts. In: Hubertus *Seibert*/Alois *Schmid* (Hg.): München, Bayern und das Reich im 12. und 13. Jahrhundert: Lokale Befunde und überregionale Perspektiven (ZBLG, Beiheft 29). München 2008, S. 221–247, hier S. 230–232.

Welfs. Damit wollte er den Lech als Grenze seiner Herzogsgewalt gegenüber den welfischen Positionen am Lechraim und im östlichen Schwaben betonen. Sodann belagerte er im Sommer 1140 die oberbayerische Burg Valley, die zwei Brüdern gehörte, die unter den bayerischen Großen auf der Seite Herzog Heinrichs des Stolzen gestanden hatten. Laut Otto von Freising (1112–1158),⁷⁰ dem Halbbruder von Konrad sowie einem der bedeutendsten Geschichtsschreiber des Mittelalters,⁷¹ unternahm er dies jedoch „unvorsichtigerweise“.⁷² Welf überfiel daraufhin mit seinen Kräften die Truppen Leopolds unerwartet und schlug ihn am 13. August in der Feldschlacht bei Valley an der Mangfall⁷³ „in tapferem Kampfe“, bei dem „auf beiden Seiten eine Anzahl gefallen und viele gefangen genommen waren“.⁷⁴ Leopold, der bei Valley „erhebliche“ Verluste erlitt,⁷⁵ war dann kurz in Regensburg und kehrte danach wieder an den Lech zurück; dort zerstörte er „einige Burgen seiner Gegner und verwüstete das ganze Land ringsum“.⁷⁶ Welf war also trotz seines Sieges in Valley ab Herbst 1140 im Grenzraum seines und des Babenbergers Herrschaftsbereiches im westlichen Bayern gebunden.

Dies könnte auch Konrads „Passivität“ und sein Verweilen während des Oktobers und noch Anfang November im fränkischen Raum um Würzburg und Nürnberg erklären.⁷⁷ Überhaupt scheint sich sein „königliches“ Interesse bei dieser Gesamtauseinandersetzung eher auf den süddeutschen Raum beschränkt zu haben. Hier galt es für Konrad, auf das Agieren von Welf mehr zu achten als auf die Entwicklung im weit nördlicher gelegenen Sachsen.

Andererseits ist auch zu bedenken, dass Konrad – nach den Auseinandersetzungen in Sachsen – seine militärischen Kräfte, auch durch Verhandlungen mit Verbündeten, so zu verstärken hatte, dass er an eine militärische Auseinandersetzung denken konnte; schließlich ist anzunehmen, dass diese noch nicht annähernd an jene von Welf heranreichten.⁷⁸ Zu diesem Zeitpunkt kam es dann wohl zu dem Entschluss, die temporäre Schwächung Welfs auszunutzen und ihm

70 Vgl. Joachim Ehlers: Otto von Freising. Ein Intellektueller im Mittelalter. Eine Biographie. München 2013.

71 Vgl. Hans-Werner Goetz: Das Geschichtsbild Ottos von Freising. Ein Beitrag zur historischen Vorstellungswelt und zur Geschichte des 12. Jahrhunderts (Archiv für Kulturgeschichte, Beihefte 19). Köln u. a. 1984. Von seinen Werken ist hier von Relevanz die von 1143–1146 entstandene *Chronica sive Historia de duabus civitatibus* resp. Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten; hier als Grundlage: Der Chronik des Bischofs Otto von Freising sechstes und siebtes Buch, übersetzt von Horst Kohl (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 62). Leipzig 1894.

72 Otto von Freising, *Chronica* (wie Anm. 71) VII, 25; in der *Historia Welforum* (wie Anm. 62), S. 51, heißt es hierzu, dass Leopold „die Vorsicht außer Acht ließ“.

73 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 185 und Otto von Freising, *Chronica* (wie Anm. 71) VII, 25.

74 *Historia Welforum* (wie Anm. 62), S. 51. Otto hingegen, *Chronica* VII, 25 spricht von „bedeutendem Verlust auf beiden Seiten“.

75 *Bernhardi* (wie Anm. 13), S. 183.

76 *Dendorfer* (wie Anm. 69), S. 233.

77 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 186–191.

78 Vgl. *Bernhardi* (wie Anm. 13), S. 1184.

dessen Besitz in Weinsberg abzunehmen – anders lässt sich eine Belagerung im beginnenden Winter kaum erklären. Spätestens am 15. November 1140 – vermutlich aber schon etwas früher, da am 15. November schon Urkunden von der königlichen Kanzlei in Weinsberg ausgestellt wurden⁷⁹ – begann Konrad mit der Belagerung der Burg Weinsberg. Vermutlich hoffte Konrad auf einen schnellen Erfolg. Als dieser aber ausblieb, musste er – schließlich ging es auch um sein königliches Renommee – bis „zum Ende“ ausharren oder bei einer Schlacht mit einem Entsatzheer seinen Machtanspruch bestätigen.

Welf VI. zog „seiner“ belagerten Burg zu Hilfe. Nach mehrwöchiger Belagerung – ein Angriff mit zu hohen Verlusten sollte ausgeschlossen werden – erhielt Konrad die Nachricht, dass Welf mit einem starken und gerade siegreichen Entsatzheer in Richtung Weinsberg heranzog, um seine Burg zu befreien.

Wenige Tage vor Weihnachten – am 21. Dezember – traf in der Nähe der erst im 18. Jahrhundert als „Weibertreu“ bezeichneten Burg dessen Entsatz-Kontingent auf die Belagerungstruppen des Stauferkönigs. Welf VI. erlitt dabei mit seinem Heer trotz numerischer Überlegenheit – in der kurz darauf verfassten „Kaiserchronik“ hieß es: *Welf hête mêror craft*⁸⁰ – eine vernichtende Niederlage, ohne dass dabei die militärischen Abläufe vor und während der „Schlacht bei Weinsberg“ mit hinreichender Plausibilität und Genauigkeit anzugeben wären.

Mittelalterliche Geschichtsschreibung und der fehlende Faktor Militär

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten früh- und noch hochmittelalterlicher „Kriegsgeschichte“, dass es viele Schlachten gibt, deren exakte Örtlichkeit dem Vergessen anheimgefallen sind – so auch im Fall der „Schlacht bei Weinsberg“. Das „Vergessen“ der Örtlichkeit von Schlachten hing mit der Zielrichtung mittelalterlicher Geschichtsschreibung zusammen, die – im Gegensatz zu Epen oder frühen Romanen von Dichtern, die konzeptionell auf das Betonen des aktiv Heroischen oder das Unterhalten einer höfischen Gesellschaft angelegt waren – in der Regel in Form von Chroniken oder Annalen von Mönchen vorgenommen wurde.⁸¹ Auch wenn es durchaus „kriegskundige“ Schreiber wie auch „ortskundige“ Augenzeugen von Schlachten unter diesen gab, so sahen sie doch ihre Geschichtsschreibung vornehmlich als Beitrag zur geistlichen wie auch welt-

79 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 194–196.

80 Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters 1,1: Deutsche Kaiserchronik. Hg. von Edward Schröder (MHG Deutsche Chroniken). Hannover 1892, Kaiserchronik, v 17241.

81 Vgl. Clauss (wie Anm. 11), S. 126–142. Zu den Zielsetzungen und der Form der Darstellung von Schlachten vgl. auch Hans Henning Pötz: Die Darstellung der Schlacht in mittelhochdeutschen Erzähldichtungen von 1150 bis um 1250. Hamburg 1971 sowie als moderneres Beispiel: Christine Grieb: Schlachtenschilderungen in Historiographie und Literatur 1150–1230 (Krieg in der Geschichte 87). Paderborn 2015. In der Regel ist hier auch festzustellen, dass die Schlacht bei Weinsberg aufgrund ihres „zu frühen“ Datums aus diesem Untersuchungsraaster herausfällt.

lichen „Heilsgeschichte“,⁸² was – dies lag in der Natur der Sache – in der Regel hagiographische Züge annahm.⁸³

Diese zielte erstens – unabhängig davon, ob sie an der Schlachthandlung teilnahmen – auf das „Lob“ der gekrönten Häupter, deren Eintreten für die „gerechte Sache“ und ihre „Gottesfurcht“ den Ausschlag für ihren Sieg gaben. Auch wenn sich die mittelalterliche Geschichtsschreibung in erster Linie auf den König (resp. Kaiser) fokussierte, so sollte dabei nicht übersehen werden, dass dieser bei militärischen Entscheidungen – wie sonst auch im politischen Raum – sicherlich auf einen kleinen Kreis Fachkundiger zurückgegriffen haben dürfte. Dies war nicht nur zweckmäßig, sondern entsprach auch dem Herrscherideal – ein König hatte auch Rat anzunehmen, obgleich er natürlich für seine Entscheidung dann verantwortlich war. Dennoch: diese Art säkularisierter „Heilsgeschichte“ benötigte weder soziale oder gesellschaftliche Rahmenbedingungen der „einfachen“ Menschen noch eine exakte „weltliche“ Beschreibung von Ort und Verlauf einer militärischen Auseinandersetzung – und schon gar nicht die Beschreibung der logistischen Herausforderungen von Marsch und Belagerung einer Festung. Dies galt umgekehrt auch, wenn ein Fürst eine Schlacht verloren hatte; dann waren es nicht – wie in der Antike oder in der Neuzeit – falsche militärische Entscheidungen, der Einfluss des Wetters, ungünstige Geländebedingungen oder die Überlegenheit des Gegners, sondern das Fehlen „göttlicher Unterstützung“. Aufgrund ihrer geistlichen Sozialisation „kannten“ die Geschichtsschreiber „Militärgeschichte“ nur mit respektive aus antiken oder biblischen Referenzpunkten – und darin waren Heere stets numerisch gigantisch groß. Um das „Lob“ ihrer Fürsten, die in Relation dazu nur über sehr viel kleinere Heere verfügten, nicht zu schmälern, sahen sie sich wohl oftmals „gezwungen“, die Zahlen „anzupassen“, weshalb die mittelalterlichen Zahlenangaben grundsätzlich mit Vorsicht zu behandeln sind.⁸⁴

82 Dabei ist auch festzustellen – dies lag damals wie auch heute in der „Natur der Sache“ –, dass sie meist auch eindeutige politische bzw. an einzelnen Personen festzumachende Präferenzen hatten. Unabhängig davon waren einige der Werke auch „Auftragsarbeiten“.

83 Die Absicht, aus vorherigen Kriegen, Feldzügen, Belagerungen oder Schlachten für die zukünftigen einen Lehrwert eruiieren zu wollen – also der „klassische“ kriegsgeschichtliche Ansatz – kam im Mittelalter erst später auf als in der hier thematisierten Zeit; vgl. hierzu als Beispiel: Daniel A. Rupp: Am Gegner lernen? Zur Taktik französischer Heere in den Schlachten von Kortrijk, Arques und am Pevelenberg. In: Militärgeschichtliche Zeitschrift 65 (2006), Heft 1, S. 89–112.

84 Grundsätzlich sind die Größen der Heere immer auch im Verhältnis zu den politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu sehen. Die mittelalterlichen „Chronisten“ benutzten zwar auch Zahlenangaben und Begriffe militärischer Größenordnungen; diese unterliegen aber auch zeit-historischen Begrenzungen: Zum einen kann die Größenangabe 1000 für (sehr) „Viele“ stehen, auch meint die Angabe „Legion“ wie zur Zeit der Lechfeld-Schlacht im Jahre 955 nicht, dass es sich um einen geschlossenen und einer einheitlichen taktischen Führung unterstehenden, für das Gefecht geeigneten und hierarchisch strukturierten militärischen Verband handelte. Die einzige „Konstante“ bei den „mittelalterlichen“ Zahlenangaben scheint jedoch zu sein, dass sie stets als zu hoch zu werten sind. Die Ausnahme: Verluste jener Heere, denen sich der „politische Zeithistoriker“ nahe fühlte, diese wurden in der Regel geringer angegeben als sie tatsächlich waren. Aber auch hier konnte es Ausnahmen geben, wenn zum Beispiel der sie anführende Fürst sich im Vorfeld moralischer

Zweitens wurde „Geschichte“ von Mönchen in der Regel in weit entfernten Klöstern geschrieben; daher waren sie mit den geo- und topographischen Begebenheiten vor Ort in der Regel nicht vertraut und konnten im besten Fall von überlebenden Teilnehmern der Schlacht etwas in Erfahrung bringen. Diese wiederum waren aber aufgrund der sich regelmäßig in ritterliche Einzelgefechte auflösenden Handlungen kaum in der Lage, einen exakten Schlachtverlauf wiederzugeben, zumal dem auch die Komplexität, die stete Dynamik und nicht zuletzt natürlich auch das durch den Helm begrenzte Sichtfeld entgegenstanden. Hinzu kommt: kein Ritter würde seine eigene Rolle im Gefecht zu gering veranschlagen oder gar nicht-standesgemäßes Verhalten sowie falsche militärische Entscheidungen einem Mönch mitteilen. Sein Standesethos verlangte nach heroischem Verhalten. Wer aber individuell tapfer kämpft, verliert schnell den Überblick über das Gesamtgeschehen und eignet sich daher nicht als „Chronist“.

Und drittens dürfte nicht jedem Geistlichen beim Verfassen der „Chroniken“ das Vokabular und die „innere Logik“ militärischer Abläufe vertraut gewesen sein, was dann entweder zu einem Verzicht der Beschreibung der Schlacht oder aber zu – leicht nachvollziehbaren – Verdrehungen in Bezug auf zeitliche Folgen oder Fehler bei der exakten Benennung von Örtlichkeiten führen konnte. Daher eignen sich die Resultate mittelalterlicher „Militärsgeschichtsschreibung“ nur sehr bedingt für eine auf Details – Gelände, Stärke der Truppen, Bewegungen auf dem Schlachtfeld – angewiesene Rekonstruktion des Schlachtgeschehens.

Zur Quellenlage

Während die modernere Militärsgeschichtsschreibung über mittelalterliche Kriegführung, Belagerungen und Schlachten ein immer breiter ausdifferenzierteres und konziseres Bild des „Krieges im Mittelalter“ zeichnen konnte, so ist in Bezug auf „Weinsberg“ festzustellen, dass diese Studien sich meist (1.) auf den nicht-süddeutschen Raum und (2.) in der Regel auf die Zeiträume „vor“ und „nach“ der „Schlacht bei Weinsberg“ beziehen. Der Versuch der Rekonstruktion der „Schlacht bei Weinsberg“ ist folglich aufgrund nicht respektive kaum vorhandener Quellen nicht leicht. Auch der „Umweg“, sich über eine Analogiebildung der Schlacht zu nähern, bleibt schwierig – zumal auch das Extrahieren von „typischen“ Verläufen von Kriegen, Feldzügen und Schlachten sowie das Befolgen kultureller bzw. ritueller Vorgehensweisen, die weithin mittelalterlicher Kriegführung attestiert werden, generell Grenzen unterliegt: „Man wird wiederum vorsichtig sein müssen, die an einzelnen Kriegen gewonnenen Ansichten für das gesamte Mittelalter zu verallgemeinern. Kriege wurden selbstverständlich auch im Winter geführt, der Ort des Schlachtfeldes

Verfehlungen schuldig gemacht hatte und die Niederlage dann die Folge davon war – entsprechend hoch musste sie sich dann in den Verlusten niederschlagen. Zur Diskussion über die Verlustangaben in jener Zeit vgl. *Hechberger* (wie Anm. 20), S. 214 f.

ergab sich auch zufällig oder wurde dem Gegner einfach nur aufgezwungen; Vorkämpfe fanden manchmal überhaupt nicht statt, der Sieger verweilte nicht länger auf der Walstatt, sondern verfolgte stattdessen unmittelbar den Feind, um den Sieg vollkommen zu machen.⁸⁵

Dieses hier diagnostizierte Abweichen von allgemeingültigen Regeln des mittelalterlichen Krieges klingt – so viel schon vorweg – fast so, als seien die militärischen Rahmenbedingungen der „Schlacht bei Weinsberg“ die Grundlage gewesen. Insofern könnte die „Schlacht bei Weinsberg“ dann eine von den Regeln abweichende „außergewöhnliche“ Schlacht gewesen sein.

Gleichwohl sind in Ermangelung anderer Zeugnisse jene schriftlichen Überlieferungen zu beachten, die – möglichst zeitnah – über die politischen und militärischen Ereignisse Auskunft geben und begründete Ableitungen für die Rekonstruktion des Ablaufs der Schlacht zulassen. Dabei ist zu beachten, dass diese meist mit zeitgebundenen geschichts- oder heilspolitischen Wertungen verweben sind.

Hierzu zählt (1.) die „Kaiserchronik“; diese wurde wohl zwischen 1140 und 1150, also fast unmittelbar nach der Weinsberger Begebenheit, in Regensburg verfasst⁸⁶ – zu „Weinsberg“ berichtet sie: „König Konrad belagerte Weinsberg. Welf sammelte seine Kämpfer. Er wollte die Burg entsetzen. Mit dem König focht er dort. Welf hatte die größere Kraft. Das half ihm wenig: das Reich trat hervor. Welf konnte gerade noch entrinnen. Seine Leute wurden ihm gefangen. Weinsberg hat man nun übergeben. Welf war des Kämpfens satt.“⁸⁷

Auch der später als Diplomat Konrad dienende (2.) Gottfried von Viterbo (ca. 1125–1191),⁸⁸ der bereits um 1140 als 15-Jähriger aufgrund seiner Ausbildung in der königlichen Kanzlei tätig und deshalb durchaus auch Zeuge der Schlacht gewesen sein könnte, dient als Quelle: „Diesen [Welf VI.] nun besiegte der König in einer einzigen Schlacht nahe der Burg Weinsberg leicht und streckte seine Leute in einem gewaltigen Gemetzel nieder.[...] Der Welf jedoch verliert zu diesem Zeitpunkt jegliches Ansehen.“⁸⁹

85 *Kortüm* (wie Anm. 11), S. 190.

86 Zur Entstehung vgl. Eberhard *Nellmann*: Kaiserchronik. In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. V, 1991, Sp. 856 f. Der Begriff Kaiserchronik ist freilich irreführend, da sie von einem (oder mehreren?) Geistlichen in Regensburg verfasst wurde, dessen bzw. deren christliches Weltbild Personen, Ereignisse und Prozesse nicht immer in der korrekten zeitlichen Abfolge daran maß(en).

87 Kaiserchronik (wie Anm. 80), v 17237–17247.

88 Zu Viterbo vgl. Friedrich *Hausmann*: Gottfried von Viterbo. Kapellan und Notar, Magister, Geschichtsschreiber und Dichter. In: Alfred *Haverkamp* (Hg.): Friedrich Barbarossa. Handlungsspielräume und Wirkungsweisen des staufischen Kaisers (Vorträge und Forschungen 40). Sigmaringen 1992, S. 603–621.

89 Gottfried von Viterbo, *Pantheon* part. 23 c. 48, MGH SS 22 261. Sollte er damals (noch) nicht vor Ort gewesen sein, so dürfte er von anderen Mitarbeitern in der königlichen Kanzlei sicherlich ausführlich davon erfahren haben.

Interessanterweise berichten am ausführlichsten (3.) die niedersächsischen „Pöhlder Annalen“⁹⁰ aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts: „1140: „Der König belagerte eine Burg des Baiernherzogs Welf, welche *Winesberg* (Weinsberg) heißt. Der Herzog aber gedachte, mit dem von ihm gesammelten Heere den König zu überfallen, da er hoffte, daß dieser sich zu nachlässig verhalten werde. Sowie dieser es aber erfuhr, schickte er sogleich nach seinem Bruder, dem Herzoge Friedrich, der ihn kurz zuvor verlassen hatte, und erwartete die Ankunft der Feinde, indem er aus der Nachbarschaft bei sich versammelte, wen er benachrichtigen konnte. Am Morgen des folgenden Tages zündete er die eigenen Zelte an, zog den kommenden Feinden entgegen und stürzte sich mit Wenigen vertrauensvoll in den Kampf, und da er in diesem nicht träge war, gewann er über die Gegner einen herrlichen Triumph. Denn viele wurden getödtet, mehr noch, welche auf der Flucht Rettung suchten, verschlang der Fluß Necker, an dem man gestritten hatte; außerdem wurden einige gefangen. – Jetzt erst wurde der König seines Wunsches theilhaftig und bekam die Burg übergeben.“⁹¹

Bewertung

Auch wenn die Autoren der genannten Quellen in ihren Werken zum Teil bis weit in die Geschichte zurückreichen, so sind sie, wenn es um die Thematik „Weinsberg 1140“ geht, durchaus als „Zeithistoriker“ im 12. Jahrhundert zu betrachten. Jede dieser relevanten Quellen folgt einem eigenen „Tenor“. Die „Kaiserchronik“ hat eine beinahe „staufisch-sakrale“ Reichs-Perspektive⁹² („das Reich trat hervor“) und sieht den Schlachtensieg Konrads als Ausweis seiner Königs-Legitimation, da (bzw. obwohl) Welf zwar „die größere Kraft“ (an Männern) besaß, dennoch aber nicht siegen konnte. Auch wird dieser als Fürst und ritterlicher Feldherr desavouiert; die Aussage „Welf wollte entrinnen“ erreicht weder ihm als Person noch seiner Sache zur Ehre.

Auch Viterbo weist eine politisch-symbolische Überhöhung auf, indem er den „Ansehensverlust“ des unterlegenen Wolfen hervorhebt. Sein Hinweis auf ein „gewaltiges Gemetzel“ ist als eine „Notwendigkeit“ mittelalterlicher Geschichtsschreibung zu verstehen – ein gegen einen „Empörer“ siegreicher königlicher Feldherr „muss“ im Felde den Gegner mit aller Härte „bestrafen“. Hilfreich hin-

90 Die Pöhlder Annalen, auch *Annales Palidenses*, entstanden wohl in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sie sind übersetzt und abgedruckt in: Eduard *Winkelmann*/Wilhelm *Wattenbach*: Die Jahrbücher von Pöhle (Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 61). Leipzig ²1894.

91 Pöhlder Annalen [1140] (wie Anm. 90), S. 60 f.

92 Allein die Textpassage im Kontext von „Weinsberg“ nennt das Reich in drei Versen (v 17216, v 17236, v 17243). Welf musste daher bei Weinsberg mit einer Niederlage „bestraft“ werden. Vgl. auch Monika *Pohl*: Untersuchungen zur Darstellung mittelalterlicher Herrscher in der deutschen Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts. Ein Werk im Umbruch von mündlicher und schriftlicher Tradition. Diss. Univ. München 2004; zum Kontext „Weinsberg“ insbesondere S. 344 ff. Vgl. zudem auch generell Rainer Maria *Herkenrath*: *Regnum und Imperium. Das „Reich“ in der frühstaufigen Kanzlei 1138–1155*. Wien u. a. 1969.

gegen sind seine beiden Aussagen zur Art und dem Ort der Schlacht. Die „einzige Schlacht“ kann als Umschreibung für einen schnellen Sieg interpretiert werden – i.e. es gab kein Scharmützel im Vorfeld der Schlacht – und „nahe der Burg“ schließt aus, dass sie direkt unterhalb im unmittelbaren Sichtfeld der Burg stattgefunden hat.

Für die Rekonstruktion der Belagerung, den Verlauf und den Ort der „Schlacht bei Weinsberg“ sind von allen Quellen die Informationen aus den „Pöhlde Annalen“ besonders gehaltreich: Nach der Belagerung der Burg Weinsberg durch Konrad „sammelte“ Welf ein Heer. Er musste also relativ zügig davon erfahren haben. Entweder hatte er Informanten im Umfeld des Königs, die ihn schon zu diesem Zeitpunkt unterrichtet hatten, als dieser sich von Nürnberg aus auf den Marsch nach Weinsberg begab – oder aber er ging aufgrund der machtpolitischen Logik davon aus, dass Konrad zur Festigung seiner Machtbasis eine welfische „Insel“ nicht hinnehmen konnte. Von besonderer Wichtigkeit aber ist die Tatsache, dass auch Konrad wohl frühzeitig von Welfs Anmarsch Kunde bekommen hatte – auch er also hatte, wenn nicht Informanten, so doch Zuträger, die dem König von Welfs „Kampagne“ berichteten. Konrad hatte also genügend Zeit für Vorbereitungen; er wurde folglich am Morgen des 21. Dezember 1140 nicht „überrascht“.

Neben den „harten“ Informationen beinhalten die „Annalen“ jedoch auch zeit-typische Topoi – das Anzünden der Zelte schürt eine dramatische Situation, in der es um „Alles“ ging. Und dass ein „tapfer streitender“ König „sich mit Wenigen vertrauensvoll in den Kampf“ (für eine „gerechte Sache“) wirft und einen „herrlichen Triumph“ erringt, verweist erneut auf die Verklärung des „Königsheils“. Das wichtigste Detail für die Ermittlung des Schlachortes hingegen wurde meist übersehen – er lag in der Nähe des Neckars, „an dem man gestritten hatte“.

Die Anzahl der Truppen, die Konrad für die Belagerung heranzog, wird hingegen in keiner der Quellen genannt. Entweder war daher die Belagerung keine „große“, oder aber die Chronisten wussten darum, dass die Zahlen ohnehin einen „fiktiven“ Charakter hatten. Gleichwohl musste die Anzahl zumindest so groß gewesen sein, dass die welfische Besatzung der Burg keine Möglichkeit zu einem Ausbruch haben durfte; zudem musste Konrad auch bei Herannahen eines Entsatzheeres für eine Feldschlacht über eine gewisse Heeresgröße verfügt haben. Vor dem Hintergrund des Fehlens von Zahlen bei den Besatzungs-, Belagerungs- und Einsatztruppen soll hier im Sinne einer (Näherungs-)Hypothese davon ausgegangen werden, dass auf der Weibertreu 80–100 Truppen standen, im Heereslager Konrads 4–600 waren und das Heer Welfs 8–900 Mann umfasste; diese Relation macht zumindest die folgenden Handlungsweisen verständlich.⁹³

93 Diese angenommene – indes (auch) rein hypothetische – Stärke scheint realistischer zu sein als jene, die sich aus *Bernhardi* (wie Anm. 13), ergeben würden. Dieser geht (S. 191) davon aus, dass

Die fehlenden Zahlenangaben machen es auch nicht notwendig, darüber nachzudenken, wie das Verhältnis von Rittern zu Unterstützungspersonal (z. B. leichtere Kräfte oder Knappen) vor Ort tatsächlich aussah. Vom Grundsatz aber waren die Ritter ohne Unterstützungskräfte nicht einsetzbar. Dies galt für Konrad bei seiner Belagerung genauso wie für den anmarschierenden Welf. Schließlich war es auch für Welf unabdingbar, eine gewisse Zahl an Nicht-Rittern mitzuführen, um verschiedene Unterstützungsfunktionen – wie auch das Requirieren – durchzuführen.

Aufgrund einer insgesamt schwach ausgeprägten schriftlichen Überlieferung soll hier versucht werden, aufgrund einer „inhärenten“ Logik sowohl die militärstrategischen Rahmenbedingungen der Belagerung, den Ort wie auch den Verlauf der Schlacht zu eruieren und zu belastbaren Aussagen zu gelangen. Ausschlaggebend für diese Herangehensweise sind Argumente militärischer Ratio sowie Erfahrungswerte aus der militärhistorischen Vergangenheit; sie gründet darauf, dass militärische Führer einen bestmöglichen Ansatz für ihre logistischen und taktischen Dispositionen für Belagerung und Gefecht so wählen, dass sie bei einem Blick in das Gelände, dessen topographischen Besonderheiten sowie die eigenen wie auch die feindlichen Truppen mit deren (Bewegungs-)Möglichkeiten in diesem Terrain in ihre Beurteilung der politischen wie militärischen Lage miteinbeziehen.⁹⁴

Dies soll hier anhand von mehreren Schritten verdeutlicht werden – von der Auswahl der örtlichen Bedingungen einer Belagerung, über den Anmarsch des Heeres des Welfen bis hin zur Betrachtung der verschiedenen Örtlichkeiten, die

„einige tausend Mann“ in der Schlacht gekämpft hätten. Bei diesen Zahlen wäre davon auszugehen, dass die Stärke der beiden Heere jeweils im unteren vierstelligen Bereich gelegen wäre. Dies wiederum hätte enorme Folgen für die Logistik auf beiden Seiten gehabt – bei Konrad in Bezug auf die „Hofhaltung“ in seinem dann riesigen Lager, bei Welf für den Anmarsch. Zudem wäre die Zahl der Truppen bei Konrad dann so hoch gewesen, dass er es sicherlich auf einen Sturm auf die Festung, in der sich unmöglich eine größere Zahl über eine lange Zeit aufhalten konnte (wiederum: Logistik), hätte ankommen lassen können.

94 Dies hat auch zur Folge, dass eine wesentliche und unverzichtbare „Quelle“ für die Analyse und Darstellung der „Augenschein“ bezüglich des Geländes mit Ortschaften, Erhebungen und Wasserläufen ist. Ziel ist die innere Widerspruchsfreiheit der Argumentation. Im Hinblick auf die zu Beginn erwähnte Kritik an diesem Ansatz (*Clauss*, wie Anm. 11, S. 9 f.) seien noch folgende Hinweise erlaubt: „Militärische Logik“ ist natürlich nur bedingt überzeitlich; die Kriegsbilder als Rahmen ändern sich von Epoche zu Epoche und meist auch in diesen selbst. Grundsätzlich sollte auch von der Geschichtsschreibung jedem Entscheider zugestanden werden, dass er tatsächlich die in seiner Lage, die stets vielfachen Einflüssen unterschiedlichster Art unterliegt, sinnvollste Handlungsalternative wählt. Dabei fallen für diesen i. d. R. subjektive und objektive „Richtigkeit“ in eins. Ob die Entscheidung „richtig“ oder „falsch“ war, ist oft erst später festzustellen resp. Ergebnis der Reflexion in der jeweils fortschreitenden Gegenwart. Beim Beispiel „Weinsberg 1140“ geht diese – bei tatsächlich vielen Beispielen richtige – Art der akademischen Kritik aber in die falsche Richtung. Es geht hier nicht um das plausible Ausfüllen von Lücken in der Darstellung der Schlacht in den wenigen Quellen, sondern um das Entwerfen eines bisher gänzlich fehlenden Rahmens, dessen Ausfüllen später durch (nicht mehr wahrscheinliche) Quellenfunde resp. das Auffinden archäologischer Artefakte möglich sein kann.

für die Bestimmung des Ortes der Schlacht in Frage kommen, bevor in groben Strichen der vermutliche Verlauf der Schlacht und die Flucht des Heeres von Welf thematisiert werden.

Sowohl auf Konrads Seite als auch auf jener von Welf kann dabei davon ausgegangen werden, dass diese bei ihren Entscheidungen den Rat ihrer Berater eingeholt haben. Konrad wird diese „Tradition“ sicherlich beibehalten haben, obwohl er wenige Jahre zuvor beim Italienzug von Kaiser Lothar III. bereits mehrmals als erfolgreicher Belagerer von Festungen wie auch als erfolgreicher „Feldherr“ hervorgegangen war.⁹⁵

Das Feldlager Konrads

Der im Rahmen der „inhärenten Logik“ zu rekonstruierende Beurteilungsprozess war aufseiten Konrads schon bei der Wahl eines Heereslagers für die Belagerung notwendig. Im Falle der Belagerung der Festung Weinsberg liegen keine Quellen vor. Im Grundsatz begannen mittelalterliche Belagerungen damit, dass der Belagerer das Angebot einer freiwilligen Übergabe unterbreitete. Wurde dieses abgelehnt, begann die Belagerung militärisch mit einem abgegebenen Schuss auf die Befestigung. Damit verloren die Belagerten jedes Recht auf Gnade etc.; sie mussten dann die Folgen, die nach einer siegreichen Belagerung durch die Belagerungstruppen entstanden, „ertragen“. Vom Grundsatz gab es aber auch während längerer Belagerungen auch weiterhin Verhandlungsmöglichkeiten, da dem Belagerer natürlich auch daran gelegen war, die Festung ohne Beschädigung in den eigenen Besitzstand zu bringen. Und da Konrad im Falle Weinsberg die Burg als Reichslehen wieder einziehen wollte, lag ihm gerade nicht daran, die Festung komplett zu zerstören. Da es ausgeschlossen wurde, einen verlustreichen Angriff auf die Festung auf dem wahrscheinlich nahezu von höherem Bewuchs befreiten Burgberg zu unternehmen, blieb bei einer ausbleibenden freiwilligen Übergabe zur Durchsetzung des Ziels nur eine Belagerung übrig.

Nach dem Ausbleiben der Übergabe galt es fortan, die Besatzungstruppen auszuhungern. Der Zeithorizont hierfür war in der Regel schwer abzuschätzen. Belagerungen waren daher meist auf längere Dauer einzurichten. Dies war auch in Weinsberg für Konrad durchaus zu erwarten, denn eine welfische Festungsmannschaft inmitten von Feindesland musste „robust“ – i. e. auch zahlreich und professionell verlässlich – gewesen sein und logistische Vorbereitungen für ein längeres Ausharren getroffen haben. Dies wiederum barg auch für Konrad Risiken: eine lange „Stehzeit“ bedeutete große Kosten, ein Einsatzheer konnte „drohen“, auch waren Fragen der Aufrechterhaltung der Disziplin und Kampfmoral zu beachten – hinzu trat eine weitere Gefahr: eine Belagerung war in ihrer Dauer nicht nur von der Zufuhr von Versorgungsgütern begrenzt, sondern eben

95 Vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 71–73.

auch von deren „Abfuhr“ (i.e. menschliche und tierische Fäkalien), um der Gefahr der Ausbreitung von Krankheiten bis hin zu Seuchen vorzubeugen. Die erste Aufgabe bestand darin, den Platz für sein Heereslager zu identifizieren. Von diesem aus mussten – nach dem Zernieren, also dem Festsetzen der Burgbesatzung, ohne dass dieser eine Entweichmöglichkeit offenstand – Beobachtungsmöglichkeiten bestehen, eine ungehinderte Versorgung für den täglichen Bedarf des Belagerungsheeres gesichert sein, die Kontrolle von Verkehrswegen – einschließlich Annäherungsmöglichkeiten eines Entsatzheeres – ausübbar wie auch der für eine mögliche Schlacht bestmögliche Ort schnell erreichbar sein. Aufgrund des „Heimspiels“ hatte Konrad ausreichend Zeit für das Rekonoszieren des Geländes im näheren und weiteren Umfeld von Weinsberg. Der Schemelsberg bot sich für eine Beobachtung der in Sichtweite ca. 300 Meter gegenüberliegenden Weibertreu aufgrund seiner Position geradezu an. Von dort aus war die Festung stets „im Blick“.



*Blick vom Schemelsberg auf die „Weibertreu“
(Foto: Eberhard Birk, August 2020).*

Diese Beobachtungsperspektive schloss auch aus, sich ein Belagerungshauptquartier in dem kleinen Weiler Weinsberg am Fuß des Burgbergs vorzustellen. Dies hätte stets den Blick „nach oben“ erfordert und das Heereslager dem steten Blick der Burgbesatzung sowie einem wahrscheinlich unregelmäßigen Beschuss ausgesetzt.

Darüber hinaus ist es denkbar – die Quellen schweigen hierzu auch –, dass bei Herannahen des Belagerungsheeres die Bevölkerung auf der Burg Schutz suchte und daher auch Möglichkeiten der Unterbringung und Versorgung zerstört haben

dürfte. Für eine längere Belagerung in Baracken untergebracht zu sein, dürfte sicherlich kaum königlichem Geschmack entsprochen haben. Daher war in Kauf zu nehmen, dass die Belagerer dann in mitgeführten Zelten unterzubringen waren; aufgrund der Jahreszeit war dies sicherlich kaum mit Annehmlichkeiten verbunden.

Vom Schemelsberg aus war aber auch der Verlauf der Sulm in den Blick zu nehmen. So konnte ein drohendes Entsatzheer, mit dem zu rechnen war, frühzeitig aufgeklärt werden. Dies erforderte für den Fall des Herannahens eines Entsatzheeres neben der vollständigen Einschließung auch die Kontrolle des Vorfeldes. Sicherlich hat Konrad daher das Gelände in weitem Umkreis aufklären lassen, um mögliche Gefechtsorte zu identifizieren, sollte hierzu – bei unabsehbarer Dauer der Belagerung – die Notwendigkeit bestehen.

Eine Belagerung – noch dazu eine von einem König angeführte – war aber nicht nur ein militärisches „Ereignis“. In erster Linie versammelte ein mittelalterlicher König dabei eine ganze Reihe der „Großen“ seines Reiches um sich. Schließlich verstand sich der (Wander-)Hof des Königs als politisches Gravitationszentrum des Reiches.⁹⁶ Und während einer Belagerung kann das „königliche“ Regieren natürlich nicht ruhen. Königliche Herrschaft bedeutet in erster Linie Rechtsfindung und -sprechung. Auch wurden in der Regel jede Menge Urkunden ausgestellt, um alte Rechte zu bestätigen oder neue in Kraft zu setzen. Um dies zu bezeugen, war die Anwesenheit rechtsfähiger Personen – meist Adelige und Geistliche – sowie seine Kanzlei zum Ausstellen der Urkunden notwendig. Das politische und gesellschaftliche Heerlager Konrads war daher auch ein Versammlungsort seiner zumindest südwestdeutschen Getreuen. Sie alle hatten bei einem Wechsel des Inhabers des Königtums viel zu verlieren – und dies drohte natürlich definitiv bei einer Niederlage Konrads gegen Welf VI.

Selbst wenn bei der Belagerung der „Weibertreu“ die Gefolgschaft seiner „Parteigänger“ nicht besonders zahlreich war, so befanden sich doch einige seiner „Verwandten, Freunde und Getreuen“⁹⁷ für längere Zeit vor Ort: Sein Bruder Friedrich von Schwaben, der Markgraf Hermann III. von Baden sowie die Grafen Adalbert von Löwenstein und Poppo von Lauffen als weltliche Würdenträger waren genauso anwesend wie der Erzbischof Adalbert II. von Mainz, zudem die Bischöfe Siegfried von Speyer, Burchard von Worms und Embricho von Würzburg – allesamt, wenn auch Geistliche, so doch auch „Waffengeübte“, die einen Großteil des Heeres von Konrad stellten.⁹⁸

96 Zu Konrad: Wolfram Ziegler: *König Konrad III. Hof, Urkunden und Politik* (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 26). Wien 2008.

97 Vgl. zu den Begrifflichkeiten Gerd Althoff: *Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im früheren Mittelalter*. Darmstadt 1990.

98 Sie werden in den Zeugenlisten der in Weinsberg ausgestellten Urkunden genannt; RI I (wie Anm. 31) 1,2 n. 195. Die in RI IV,1,2 n. 194 zum Teil genannten Zeugen, die in RI IV,1,2, n. 195 nicht mehr genannt wurden, könnten das Lager entweder wieder verlassen, ihre Truppen aber vor Ort belassen haben.

Während also auf dem Schemelsberg mindestens geeignete Möglichkeiten der Aufklärung bestanden, machte es aber keinen Sinn, ein größeres Heerlager auf einem Berg zu betreiben. Hier wäre Konrad ansonsten Gefahr gelaufen, von einem Entsatzheer ebenfalls belagert zu werden. Sein militärisches – und auch „gesellschaftliches“ – Hauptquartier legte der Stauferkönig daher bestimmt an den westlichen Abhang des Schemelsberges. Zudem hatte er dort auch die Sulm und den (später so benannten) Stadtseebach für die Versorgung mit Trinkwasser zur Verfügung. Auch die Versorgung seiner Truppen – wie auch der hochgestellten „Entourage“ – mit Lebensmitteln aller Art machte hier mehr Sinn als auf dem Schemelsberg.

Für die Versorgung wurden sicherlich sämtlich denkbare Möglichkeiten herangezogen, die sich aus dem „Weinsberger Tal“ resp. des nahen Heilbronn ergaben. Seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gab es dort – laut dem Codex Hirsaugiensis – einen Markt (»mercatum«), eine Münze (»moneta«) und einen Hafen (»portus«) sowie wahrscheinlich auch eine Kaufmannssiedlung.⁹⁹ Die Stadt am Neckar bot folglich die Möglichkeit, Versorgungsgüter aller Art aus weiter entfernt gelegenen Gebieten umzuschlagen, um diese dann von dort nach Weinsberg zu bringen.

Gleichwohl wurde wohl nicht nur dieses Basislager am Schemelsberg betrieben. Denn sollte Konrad sein Hauptquartier am westlichen Fuße des Schemelsbergs aufgeschlagen haben, dann lag es außerhalb des Sichtbereiches der auf der Festung eingeschlossenen Truppen – dies wäre dann aber keine tatsächliche Belagerung gewesen. Ein dafür notwendiger Belagerungsring um die Weibertreu machte folglich noch zusätzliche, weitere (Vorposten-)Stellungen einschließlich logistischer Punkte notwendig. Schließlich galt es, eine für die Burgbesatzung sichtbare physische Präsenz zu zeigen. Wahrscheinlich waren diese Posten in gleichmäßigen Abständen verteilt, da stets auch zu beachten war, dass es bei Nacht durchaus Versuche zum Entweichen oder Eindringen einzelner Kundschafter geben konnte. Deshalb ist auch davon auszugehen, dass entlang der nördlich verlaufenden Sulm wie auch entlang des Stadtseebachs oder auch in Richtung Ellhofen Vorposten bestanden. Für die Belagerung wird Konrad Fußtruppen herangezogen haben, da Ritter „stumpfen Fußdienst“ kaum als standesgemäß angesehen haben.

Deshalb ist auch anzunehmen, dass Konrad seine berittenen Kräfte Übungen abhalten ließ. Die fünf Wochen Belagerung boten einen ausreichenden Zeitraum für die Schulung der „ritterlichen“ Kernkompetenz: einerseits den Einzelkampf; andererseits bestand auch die Möglichkeit zum Einüben von taktischem Vorgehen insbesondere für die Eröffnung einer Schlacht im Verband. Für die Begegnung der ultimativen Drohung einer Belagerung – eine Schlacht mit einem

99 Vgl. Christhard Schrenk/Hubert Weckbach/Susanne Schlösser (Hg.): Von Helibrunna nach Heilbronn. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 36). Stuttgart 1998, S. 16.

Entsatzheer –, wie dann eben für die Schlacht gegen die Truppen Welfs, konnte Konrad keine leichten Kräfte – weder als Berittene noch als Fußtruppen – gebrauchen. Schließlich war bei einem Treffen die schwere Reiterei der Ritter die „Königin des Schlachtfeldes“, gegen die zu bestehen sämtliche anderen leichteren Truppen letztlich keine Chance hatten.

Dies minderte weder den Wert noch die Bedeutung der leichteren Kräfte: Diese konnten hinter seiner Linie bei einem möglichen Durchbrechen seiner Front durch Teile der Truppen Welfs diese auffangen und hinhaltend bekämpfen; sie mussten auch während des Kampfes den Schutz des Lagers sicherstellen sowie die Belagerung der Festung aufrechterhalten. Denn deren Hinzuziehung zur Schlacht wäre von der Burgbesatzung sicherlich als Möglichkeit zum Ausbruch genutzt worden.

Welf VI. und sein Anmarsch

Der Schlacht voran ging nicht nur die Belagerung der Festung durch Konrad, sondern auch der Anmarsch der Truppen von Welf. Hier sind die Beweggründe und Ziele des Welfen genauso zu analysieren wie der vermutliche Weg, den er für seinen Marsch wählte. Insbesondere letzteres stellt ein größeres Problem dar, da die Quellen hierfür keine Angaben beinhalten.

Welf musste es darauf ankommen, möglichst schnell seine Feste zu „entsetzen“. Aufgrund der sich schon über fünf Wochen hinziehenden Belagerung seiner Burg musste er davon ausgehen, dass die Insassen – zumal mit möglichem Familienanhang und der in der Burg Schutz suchenden Weinsberger Bevölkerung – kaum mehr genug Nahrungsmittel haben würden. Weshalb er im unmittelbaren zeitlichen Vorlauf der Schlacht die Annäherung von Neckarsulm aus sulmaufwärts wählte, muss zwar, wenn es um die Quellenlage geht, mit letzter Gewissheit unbeantwortet bleiben. Gleichwohl kann dies auch die einzige Möglichkeit gewesen sein, die durch seine gewählte Anmarschstrecke als direkte Annäherung an das Schlachtfeld übriggeblieben war. Möglicherweise hatte dann die Marschstrecke sogar (in)direkte Folgen für den Schlachtverlauf.

Im Rahmen der „inhärenten Logik“ besaß Welf drei grundsätzliche Optionen für seinen „langen“ Marsch von seinen Lechrain-Besitzungen aus nach Weinsberg¹⁰⁰:

(1.) Ein Marsch über Augsburg und Ulm über die Schwäbische Alb in das Unterland, um sodann in nördlicher Richtung entlang des Neckars über Heilbronn

100 Die drei vorgeschlagenen Optionen müssen nicht entlang rudimentär ausgebauter Handelsstraßen erfolgt sein. Der Faktor „Überraschung“ mag es gar notwendig gemacht haben, eben nicht entlang dieser Straßen zu marschieren – insbesondere dann, wenn Welf lediglich mit berittene Kräfte unterwegs war. Grundsätzlich aber konnte er auch zu Teilen die vorhandenen Handelsstraßen benutzt haben. Vgl. dazu auch für den „Knotenpunkt“ Heilbronn die OAB Heilbronn 1865, S. 101.

nach Weinsberg vorzustößen, hätte ihn direkt in das Herz des staufischen Herzogtums geführt. Gerade im schwäbisch-fränkischen Grenzland besaß Konrad eine starke Position.¹⁰¹ Dies wäre zwar „überraschend“, gleichzeitig aber auch gefährlich gewesen. Er wäre dabei durch Besitzungen des Lauffener Grafen gekommen – und in Heilbronn hatten die Calw-Löwensteiner wichtige Besitzrechte. Es ist kaum anzunehmen, dass diese dann mit ihren Truppen bei Weinsberg geblieben wären. Auch hätte sich Welf bei dieser Anmarschoption in eine möglicherweise missliche Lage manövriert, denn östlich des Neckars zu marschieren hätte zur Folge gehabt, dass seine Bewegung durch die Höhen im Osten Heilbronn und den Neckar im Westen kanalisiert worden wäre. Bei einem Marsch westlich des Neckars hingegen wäre er vom Auffinden einer Passiermöglichkeit abhängig gewesen – dies war bei seinem „Zeitdruck“ ein gefährliches Unterfangen. Bei dieser Option hätte die „Schlacht bei Weinsberg“ sicherlich früher und an einem anderen Ort stattgefunden.

(2.) Eine Marschstrecke, die bei einem Marsch über den Raum Augsburg in nördlicher Richtung beim Nördlinger Ries eine westliche Richtung eingeschlagen hätte, wäre letztlich durch die Schwäbisch-Fränkischen Waldberge und damit auch am Ende durch die Löwensteiner Berge gegangen. Hier wäre Welf zwar über die Straße von Schwäbisch Hall nach Heilbronn auch nach Weinsberg gelangt – indes wäre dies ein Marsch durch den Bereich der Löwensteiner Grafen gewesen. Beide Optionen hätten demnach das Überraschungsmoment stark eingeschränkt. Auch wären beide Routen für ein größeres Ritterheer problematisch gewesen: zahlreiche Geländeerhebungen, Wälder und eingeschränkte logistische Versorgungsmöglichkeiten machen einen derartigen Anmarsch unwahrscheinlich – und bei den Witterungsbedingungen Ende November und im Dezember generell nicht ratsam.

Daher spricht einiges für die (3.) Option: Nach seinem Sieg im ca. 40 Kilometer südlich von München gelegenen oberbayerischen Valley gegen die Kräfte von Leopold IV. wurde Welf kurz danach – wie bereits skizziert – durch mehrere kleinere Gefechte im Grenzraum des Lechs nahe seiner eigenen Besitzungen ge-

101 Vgl. *Feldmann* (wie Anm. 61), S. 16. Allein die Auflistung der Zeugen auf einer Urkunde, die im zentral in diesem Raum gelegenen Markgröningen am 14.10.1139 erstellt wurde, zeigt die Anhängerschaft Konrads unter dem schwäbischen Adel beeindruckend auf; neben anderen stehen darauf: Graf Adalbert von Calw, Markgraf Hermann (von Baden), die Grafen Hugo von Tübingen, Friedrich von Zollern, Poppo von Lauffen, Egeno von Vaihingen und Ludwig von Württemberg und sein Bruder Emicho; vgl. RI IV (wie Anm. 31), 1,2 n. 157. *Schwarzmaier* (wie Anm. 26), S. 279 sieht in der Zusammenkunft eine politische respektive militärische Demonstration (obgleich dieses Zusammentreffen zwei Wochen vor dem Tod von Heinrich dem Stolzen und damit noch vor der Auseinandersetzung mit Welf VI. stattfand). Folgt man dieser Bewertung, dann erscheint dies fast wie eine „Generalprobe“ für das Folgejahr. Dann konnten einige der in dieser Quelle genannten Personen, die nicht an der Belagerung Weinsbergs ab November 1140 teilnahmen, möglicherweise jene Akteure „aus der Nachbarschaft“ (Pöhlde Annalen, wie Anm. 90) sein, die noch Truppen für die Schlacht stellen konnten. Andererseits sind regelmäßige Zusammenkünfte stets auch die Grundlage der zeitgenössischen „politischen Kultur“, i.e. die Pflege der „Bündnispartner“. Gleichwohl dokumentiert dieses Treffen, dass Welf im Folgejahr kaum durch dieses Gebiet marschieren konnte.

bunden. Seinen Marsch nach Weinsberg, das seit Mitte November belagert war, wird er wohl erst im Dezember begonnen haben. Er konnte die beginnende „Winterpause“ im bayrisch-schwäbischen Raum für einen unerwarteten Abzug seiner Truppen zum Entsatz seiner Feste Weinsberg nutzen. Dabei wird er vermutlich westlich des Lechs über Augsburg in das Nördlinger Ries marschiert sein, sodann über den Raum Hohenlohe entlang von Jagst u./o. Kocher, um dann eben bei Neckarsulm einzuschwenken – die Geographie bietet hier einfachere Marschmöglichkeiten, die auch im Dezember die Verpflegung der Reittiere einfacher ermöglichte als ein Marsch über die Schwäbische Alb oder die Schwäbisch-fränkischen Waldberge. Inwiefern es bei diesem vermuteten Marsch durch das Gebiet der „Kochergaugrafen“ zu politischen Friktionen gekommen sein mag, lässt sich nicht mehr eruieren – aufgrund der Größe des Heeres von Welf aber dürfte deren Gedanke an eine militärische Konfrontation von Anfang an als aussichtslos verworfen worden sein.

Über die Größe seines Entsatzheeres schweigen die Quellen. Dies macht auch eine „inhärente“ Herangehensweise schwierig, da sich dadurch zwei grundsätzlich verschiedene Optionen ergeben: (1.) Sollte sich Welf auf den Faktor Geschwindigkeit festgelegt haben, so dürfte er vorwiegend mit schwereren und leichteren berittenen Kräften marschiert sein. Dies hat wohl trotzdem nicht einem „Eilmarsch“ geglichen, da in der Regel pro Kämpfer drei Pferde mitgeführt wurden.¹⁰² Bei einer durchschnittlichen Marschgeschwindigkeit von 50 Kilometern am Tag konnte er die angenommene Strecke bis Weinsberg in ca. einer Woche zurückgelegt haben, ohne einen größeren logistischen Tross mitführen zu müssen. Zwar war eine Aufklärung in Feindesland in der Regel nicht mit den schweren, gepanzerten Kräften, sondern eher mit leichteren berittenen Kräften sinnvoll. Dies ist zwar eine „Faustregel“; gleichwohl kann aber eine Aufklärung von den Rittern selbst durchgeführt worden sein – dann nämlich, wenn sie mit den mitgeführten, aber nicht für den Kampf bestimmten Pferden – hier war das Schlachtross ein „Muss“ – durchgeführt wurde. (2.) Sollte Welf auf den Faktor „Manpower“ gesetzt haben, so wäre sein Heer numerisch weit stärker gewesen. Das Mitführen von Fußkämpfern hätte indes zur Folge gehabt, dass er mit einem größeren Fuhrpark an Ochsenwagen und sehr viel langsamerer Marschgeschwindigkeit – in der Regel ca. 20 Kilometer am Tag – unterwegs gewesen wäre. Größe und geringe Geschwindigkeit aber hätten zu einer frühen Aufklärung führen können. Dadurch wäre auch der Faktor „Überraschung“ stark eingeschränkt worden. Konrad hätte somit – Aufklärungskräfte vorausgesetzt –

102 Dies barg in der Folge auch Probleme: Die Versorgung von Reit- u./o. Transportpferd sowie Schlachtross stellte die Logistik stets vor gewaltige Probleme und konnte dazu führen, dass der Marsch aufgrund zu erbringender Unterstützungsleistungen durch Bauern im Umland des Heereszuges früh aufgeklärt werden konnte. Bei dieser Option ist es auch denkbar, dass auch die die Ritter unterstützenden Unterstützungskräfte beritten sein konnten, war doch die (natürlich auch „militärische“) Mittelaltergesellschaft eine „horsy society“ (Ralph H.C. Davis: *The Medieval Warhorse. Origin, Development and Redevelopment*. London 1989, S. 18).

die Gelegenheit besessen, möglicherweise zusätzliche Kräfte nach Weinsberg zu beordern.

Hier soll die erste Option die weitere Grundlage sein. Auch die spärliche Quellenlage spricht nicht dagegen, schreiben doch die „Pöhlde Annalen“ über die Verfolgung nach der Schlacht: „Denn viele wurden getötet, mehr noch, welche auf der Flucht Rettung suchten, verschlang der Fluß Necker, an dem man gestritten hatte.“ Fußkämpfer konnten diese Strecke nach der Niederlage in der Schlacht nicht schneller bewältigen als Ritter; gleichzeitig aber stellte der im Dezember eiskalte Neckar für leichtere und schwerere Reiter eine tödliche Falle dar.

Welfs Kräfte bestanden folglich wohl nur aus berittenen Kriegern – schwereren und auch leichteren (für Unterstützungs- und Aufklärungstätigkeiten); mit Fußvolk hätte er nicht so schnell marschieren können – und auf Geschwindigkeit kam es an, weil er nicht wusste, wie lange sich die eingeschlossenen Kräfte noch halten konnten. Die Schlacht bei Weinsberg konnte vonseiten Welfs nur mit Rittern geführt worden sein.

Politische und militärische Dispositionen Konrads vor der Schlacht

Ob Konrad vom politischen oder strategischen Gesichtspunkt vom Herannahen seines Gegners generell überrascht war, ist fragwürdig – sollte Welf tatenlos zusehen, wie eine seiner Festungen kapitulieren musste? Dies wäre – abgesehen vom (geringeren) militärischen Schaden – eine politische Katastrophe gewesen. Oder sollte er als in Bayern siegreicher Feldherr auf einen Erfolg in Schwaben verzichten? Nein: Welf musste eine möglichst frühe Entscheidungsschlacht erzwingen. Wer die offene Konfrontation mit dem König betreibt, muss Erfolge vorweisen – auch um die Zahl der eigenen Anhänger zu erhöhen.

Die „Pöhlde Annalen“ bestätigen dies grundsätzlich: „Sowie dieser es aber erfuhr“ darf nicht so interpretiert werden, als habe Konrad die in seinem unmittelbaren Sichtbereich aufmarschierenden Truppen des Welfen gesehen, denn umgehend – so weiter – „schickte er sogleich nach seinem Bruder, dem Herzoge Friedrich, der ihn kurz zuvor verlassen hatte, und erwartete die Ankunft der Feinde, indem er aus der Nachbarschaft bei sich versammelte, wen er benachrichtigen konnte.“ Wer seinen Feind „erwartet“, handelt nicht spontan, sondern überlegt. Und die aus der „Nachbarschaft“ herangezogenen Truppen waren sicherlich nicht jene Truppen, die die Belagerung aufrechterhalten mussten, sondern – er hatte ja noch etwas Zeit – jene seiner vor Ort oder der näheren Umgebung befindlichen Getreuen.

Auch vom operativen Gesichtspunkt aus ist es deshalb wenig wahrscheinlich, dass Konrad überrascht wurde. Sicherlich wird er Späher und Kundschafter weit außerhalb des Blickfeldes des Schemelsbergs ausgesandt haben – alles andere wäre militärisch widersinnig. Als wichtige – mögliche – weitere Beobachtungspunkte Konrads kommen hier im Umfeld drei Erhebungen in Betracht: (1.) der

Stiftsberg, (2.) der Scheuerberg und (3.) der Wartberg. Von allen aus war ein feindlicher Anmarsch gut zu beobachten; vom Stiftsberg hauptsächlich in südlicher Richtung, vom Scheuerberg in (süd-)westlicher, nördlicher bzw. nordöstlicher Richtung. Die guten Beobachtungsmöglichkeiten gelten auch für den Wartberg, der „sich wie ein Vorgebirge, weit hinein in das Thal erstreckt, das vom Neckar und von der Sulm durchströmt wird.“¹⁰³ Von diesen drei Beobachtungspunkten aus konnten zwei der drei grundsätzlichen Anmarschwege Welfs frühzeitig erkannt werden. Darüber hinaus zeigt der Blick von diesen Erhebungen auch die „perfekte“ Lage eines angenommenen Schlachtfeldes (süd-)westlich bzw. südlich von Binswangen – für Welf das flache und offene Terrain, für Konrad die Möglichkeit zur Abriegelung eines Vorstoßes des Entsatzheeres bei Binswangen.

Neben der Erkundung des Geländes im Vorfeld der zu erwartenden Schlacht galt es zudem, in Erfahrung zu bringen, aus welcher Richtung und zu welchem Zeitpunkt der Gegner anmarschiert. Und genau in diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage neu, wie das behauptete „Wegziehen“ von Konrads Bruder Friedrich mit einem Teil des Heeres im unmittelbaren zeitlichen Vorlauf der Schlacht gewertet werden kann bzw. muss. Sicherlich kann er auch vom nahenden Ende der Belagerung ausgegangen sein. Weshalb aber sollte er seinen Bruder wegschicken? Sollte er beim endgültigen Erfolg der Belagerung nicht mit dabei sein, sodass die Kapitulation nur mit Konrads Namen verbunden sein würde? Dabei wäre doch sein Ratschlag für das weitere politische Vorgehen sicherlich gewünscht gewesen. Schließlich stand im Prinzip eine politisch folgenreiche Entscheidung an.

Für Konrads Entscheidung sind folgende politischen und militärischen Optionen denkbar: (1.) Konrad war siegessicher und ging von einer nun kurz bevorstehenden Kapitulation aus, wofür er die Truppen Friedrichs nicht mehr benötigte. (2.) Wenn Friedrich nicht mit der Kapitulation in Verbindung zu bringen war (es gibt ja auch keine überlieferte Niederschrift der Kapitulation und deren Bedingungen!), dann konnte Friedrich eventuell noch als „Mediator“ bei folgenden Verhandlungen die Rolle eines „ehrlichen Maklers“ übernehmen; schließlich war er mit der Welfin Judith, der Schwester von Welf VI., verheiratet gewesen. (3.) Gleichwohl scheint es aber – vom militärischen Gesichtspunkt aus – nicht ausgeschlossen resp. sogar ausgesprochen sinnvoll, dass er zu einem größeren Erkundungsritt aufgebrochen war, auch wenn die Richtung seines Ritts nicht genannt wurde. Dabei könnte es durchaus denkbar sein, dass er nach Nordosten losgezogen war – also in ein Gebiet, durch das Welf marschieren „musste“, zu diesem Zeitpunkt aber wohl schon passiert hatte. Den Quellen zufolge wurde er umgehend zurückbeordert, vermutlich weil die Kunde eintraf, dass Welf schon weiter in westlicher Richtung vorgestoßen war. Weit jedenfalls kann Friedrich noch nicht entfernt gewesen sein, zumal er am Tag vor der Schlacht

103 OAB Heilbronn 1865, S. 195.

wieder im Lager von Konrad anwesend war. Dies könnte die Vermutung bestätigen, dass er zu einer Erkundung unterwegs war.

Überlegungen zur Lage des Schlachtfeldes

Der Versuch der Identifikation eines Schlachtfeldes bzw. zur Rekonstruktion einer mittelalterlichen Schlacht hat – vereinfacht – zur Voraussetzung, dass die Einsatzgrundsätze der Streitkräfte zum Gelände „passen“ müssen. Und dies hieß für Ritterheere: (1.) ein flaches, ebenes Gelände; (2.) beim stärkeren Heer die Möglichkeit zur Umfassung oder Überflügelung des schwächeren Heeres – und daher folgerichtig – (3.) beim schwächeren Heer die Möglichkeit zur Anlehnung der Truppen an Wasserläufe, Ortschaften oder Geländeerhebungen, um dies zu verhindern. Daher gilt es – im Ausschlussprinzip – jene Orte zu eliminieren, auf die diese Voraussetzungen nicht zutreffen bzw. im Gegenzug jene Orte zu identifizieren, an denen eine derartige Schlacht möglich war.

Im konkreten Fall der „Schlacht bei Weinsberg“ ist davon auszugehen, dass die Sulm trotz einiger kleinerer Variationen ihren Lauf seit der Schlacht nicht grundlegend verändert hat. Auch die Ortskerne in der Umgebung Weinsbergs waren damals schon vorhanden; die etwas später urkundliche Erwähnung hat ja bereits vorhandene Besiedlung zur Voraussetzung. Einzig das „flache Land“ dazwischen kann sich im Laufe der Jahrhunderte durch kleinere Flurbereinigungen oder andere Erdarbeiten etwas in der Höhe oder Tiefe verändert haben. Dies indes hätte auch zur Folge haben können, dass der Blick vom Rücken der Pferde auf das vorliegende Gelände und die Stärke des gegnerischen Heeres eventuell durch „Höhenrippen“ beeinträchtigt gewesen wäre.

Die Schlacht trägt ihren Namen zwar in Verbindung mit *Weinsberg*, dennoch scheint eben eine „Schlacht bei Weinsberg“ ausgeschlossen zu sein. Die kleine Ortschaft Weinsberg entstand im hohen Mittelalter unterhalb der zu Beginn des 11. Jahrhunderts als Reichsburg an der Handelsstraße von Heilbronn und Schwäbisch Hall angelegten Festung. Im Jahre 1140 mag die Ortschaft aus einigen Häusern bestanden haben, Stadtrechte hatte die Ortschaft noch nicht – sie kamen erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Befestigt war der Ort ebenfalls nicht, wohl aber natürlich die Festung oberhalb. Weder zwischen Ortschaft und Burg noch um Weinsberg herum gab es ein für das Aufeinandertreffen von Ritterheeren geeignetes Feld. Das Heer Welfs hätte hierfür am staufischen Heerlager vorbeimarschieren müssen. Und zudem wäre es bei einer Schlacht unterhalb der „Weibertreu“ sofort zu einem Ausbruch der Burgbesatzung gekommen, zumal sich die Belagerungstruppen unterhalb davon dann nicht aus dem Schlachtgeschehen hätten heraushalten können.

Auch das in unmittelbarer Nähe von Weinsberg gelegene und im Jahr 1037 erstmals urkundlich erwähnte *Ellhofen*¹⁰⁴ scheidet als Ort der Schlacht aus – obwohl dieses in früherer Zeit ein gerne genannter möglicher Schlachtort war (weil es dort eben flacher war als bei Weinsberg).¹⁰⁵ Ellhofen als Ort der Schlacht hätte aufgrund seiner Lage ost-südostwärts von Weinsberg entweder einen Marsch der Truppen von Welf über die Löwensteiner Berge oder eine (nicht mögliche) Umgehung der belagerten Burg nördlich von Schemelsberg und „Weibertreu“ sulmaufwärts zur Voraussetzung gehabt, da ja ein Vorbeimarsch an Konrads Lager am Schemelsberg ausgeschlossen war. Gerade eine Umgehung hätte das Überraschungsmoment für Welf zudem ausgeschlossen. Er hätte sich erst durch Vorposten der Belagerungstruppen den Weg freikämpfen müssen. Es ist auch vollkommen undenkbar, dass Konrad daran denken wollte, seine Truppen so weit zurückzunehmen, wäre doch damit faktisch auch die Belagerung zu Ende gewesen.

Zudem wäre es dann auch – der Blick von der Weibertreu auf Ellhofen ist sehr gut – wie bei einer Schlacht direkt unterhalb der Burg zu einem Ausbruch der Burgbesatzung gekommen. Dieser Angriff hätte dann zu einem königlichen Fiasko führen können: entweder hätten sich die Kräfte des Heerlagers bemächtigen oder aber die Kräfte Welfs verstärken können. Ein welfischer Erfolg wiederum hätte für Konrad nur eine Absatzbewegung talaufwärts in Richtung Löwensteiner Berge belassen. Für ein geschlagenes Heer wäre dies einem Rückzug in eine Sackgasse gleichgekommen. Für die Gegenseite – auch dies ist als Argument gegen einen Schlachtort Ellhofen zu bedenken – hingegen ist (fast) auszuschließen, dass bei einer Niederlage bei Ellhofen das Heer von Welf geschlossen um Weinsberg, die Weibertreu, den Schemelsberg und dann in Richtung Neckarsulm die Flucht zum Neckar als einzige und gemeinsame Fluchtroute gewählt haben dürfte. Sicherlich wären die Reste des Heeres dann in verschiedene Richtungen zersplittert worden – dies hätte dann zwar auch viele Gefangennahmen ermöglicht, aber das Heer hätte dann nicht seine größten tödlichen Verluste in der Verfolgung oder beim Versuch des Überquerens des Neckars erlitten.

Allein diese – kontrafaktischen – Gedankengänge zeigen die „Unmöglichkeit“ des Schlachtortes Ellhofen auf; beide Heerführer hätten damit gegen alle Regeln der mittelalterlichen „Kriegskunst“ verstoßen und sämtliche topographischen Eigenheiten des Geländes um Weinsberg herum missachtet. Was in Theorie und Praxis mittelalterlicher Kriegführung natürlich auch möglich war, darf aber nicht den Historiker davon befreien, das „Veto-Recht“ der (freilich wenigen) Quellen zu beachten.¹⁰⁶

104 Die Erstnennung erfolgte im Öhringer Stiftungsbrief; vgl. WUB 1, Nr. 222, S. 263 ff.

105 So auch in der OAB Heilbronn 1865, S. 195: „Der Freund der Kriegsgeschichte überblickt das Hügelland [...], wo im Jahr 1140 Ghibellinen mit Welfen bei Ellhofen und Weinsberg gefochten.“

106 Dies gilt für das Gelände als „Quelle“ genauso wie für die geschriebenen; vgl. zu letzteren Reinhart Koselleck: Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Er-



*Blick von der „Weibertreu“ auf den Schemelsberg. Rechts neben dem Schemelsberg ist der Kayberg, der nach Erlenbach und Binswangen abfällt. Beide Orte sind von der „Weibertreu“ aus nicht zu sehen.
(Foto: Kristin Birk, August 2018).*

Dies rückt schließlich zwei weitere mögliche Schlachtorte resp. das in deren Umfeld liegende Terrain in das Zentrum weiterer Überlegungen: Erlenbach und Binswangen.

Erlenbach, das wohl als Weiler schon existent war (es wurde 1130 in einer Urkunde des Klosters Hirsau erwähnt¹⁰⁷), scheidet hingegen aus. Es lag nördlich des Zusammentreffens von Sulm und Stadtseebach. Hier wäre in diesem Dreieck kein Entfalten der Kräfte möglich gewesen. Konrad hätte dabei zugelassen, dass in unmittelbarer Nähe seines Heerlagers die Schlacht stattgefunden hätte; hier wäre er mit dem Rücken zu den beiden Wasserläufen gestanden. Damit hätte er zudem bei einem negativen Verlauf der Schlacht keine Entweichmöglichkeit besessen. Und je näher an der Weibertreu er eine Schlacht „zuließ“, desto mehr musste er damit rechnen, dass die eingeschlossenen Truppen dies mitbekamen. Konrad aber musste die Schlacht außerhalb des Sicht- und Hörbereichs der Weibertreu suchen. Deshalb musste er, um das Gesetz des Handelns in Händen zu behalten, selbst die Initiative ergreifen; seine Lage ließ nichts anderes zu als

schließung der geschichtlichen Welt. In: *ders.* / Wolfgang J. Mommsen / Jörn Rüsen (Hg.): *Objektivität und Parteilichkeit (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik 1)*. München 1977, S. 17–46, hier S. 45 f.

107 Ortsbeschreibung „Erlenbach“. In: OAB Neckarsulm 1881, S. 348–356, hier S. 354: „Um 1130. Wolfram von Weinsberg gibt dem Kloster Hirschau 2 Jauchert Weinberg, einen Hof, 3 Jauchert Acker und eine Wiese ad Erlebach. Cod. hirs. 90“.



Diese Skizze wurde erstellt von Dr. Eberhard Hause. Sie ist abgedruckt in seinem Beitrag: Die berühmte Schlacht, die nicht „bei Weinsberg“ war, in: Heilbronner Stimme vom 26. September 1984.

einen Überraschungsangriff an einem bestens geeigneten Ort – und Zeit zur Erkundung hatte er während der bis dato fünfwöchigen Belagerung genug. Er wählte daher sicherlich den für seinen Plan sinnvollsten Ort aus.

Beim in Sichtweite sulmabwärts liegenden *Binswangen* hingegen gab es eine durchaus gute Möglichkeit. Es liegt – genauso wie Erlenbach – am Fuß der Ausläufer des 317 Meter hohen Kayberges direkt nördlich der Sulm und war damals bereits als kleiner Weiler existent – die Endung des Namens verweist nämlich auf eine alemannische Gründung.¹⁰⁸ Auf der direkt nach Süden hin gegenüberliegenden Seite befinden sich die (damals bewaldeten) Ausläufer des Wartberges. Und die Enge bei Binswangen musste Welf passieren, um in Richtung Schemelsberg oder „Weibertreu“ zu gelangen.¹⁰⁹

Damit bildete die Enge südlich von Binswangen eine ideale Möglichkeit, um an dieser Stelle eine Entscheidungsschlacht zu wagen – zumindest aus der Perspektive Konrads. Hier hatte er sein sicheres Gebiet im Rücken und die beiden Flanken seines Heeres waren durch die Ausläufer der bewaldeten Erhebungen

108 Die erste urkundliche Erwähnung Binswagens datiert allerdings erst aus dem Jahre 1176, vgl. WUB II., Nr. 406, S. 179 f.

109 Vermutlich existierten zur damaligen Zeit bereits die beiden parallel verlaufenden Wege beidseits der Sulm; heute: Hauptstraße durch Binswangen und Neckarsulmer Straße südlich davon.

geschützt. Sollte hier mehrheitlich Laubwald gewesen sein, so hätte dies nur dann für Konrad ein Problem sein können, wenn er flankierend leichte Kräfte vor Feindsicht geschützt aufstellen wollte. Für das hier angenommene Szenario einer Reiter-Feldschlacht ist indes der Bewuchs weniger wichtig als die Tatsache, dass hier eine Umgehung durch berittene Truppen von Welf ausgeschlossen war. Dadurch konnte sich eine denkbare numerische Überlegenheit der feindlichen Kräfte hier nicht unmittelbar auswirken. Denn der für einen Angriff mit Reitern militärisch nutzbare Raum zwischen Sulm und den Ausläufern des Wartbergs betrug wohl lediglich 4–500 Meter. Mehr als 200 Reiter konnten bei dieser Breite kaum in der ersten Reihe zum Einsatz kommen. Für Konrad aber noch sehr viel wichtiger: eine Überflügelung seiner Kräfte durch jene des Welfen war an dieser Stelle ausgeschlossen. Aufgrund des langsamen Anrückens damaliger Ritterheere zur Schlacht und dem dann meist relativ statischen Verlauf der Schlachten, wenn sich die Ritter im Nah- und Einzelkampf auf den Gegner einließen, zog die beidseitige Begrenzung des Gefechtsfeldes einem Ausspielen numerischer Überlegenheit – wie sie zum Beispiel in Form einer Verlängerung der Schlachtlinie bzw. einer ein- oder beidseitigen Umfassung mit Tendenz zur Einkreisung bestand – enge Grenzen.

Neben diesen Indizien militärischer Rationalität kann auch der Blick auf Flurnamen hilfreich sein, da diese oft gewissermaßen die Funktion eines lokalen „kulturellen Gedächtnis“ besitzen. Im Raum um Binswangen könnte hier verwiesen werden auf die Flurnamen „Hammerstatt“ (direkt südlich davon an der Sulm) als möglichem ersten Aufeinandertreffen der beiden Heere, wenige hundert Meter in nordwestlicher Richtung auf den Flurnamen „Seele“ als möglichem Ort der Entscheidung (mit hohen Verlusten an dieser Stelle im Heer Welfs) sowie auf den Flurnamen „Gottesäcker“ als möglicher Begräbnisstätte der Gefallenen.¹¹⁰ Argumentiert man in diese Richtung weiter, so könnte auch der Standort der in der heutigen Form allerdings erst im Jahre 1768 errichteten St. Wolfgang-Kapelle ein Indiz für den Schlachtort sein.¹¹¹

110 Zur Übersicht über die Flurnamen in dieser Region vgl. Helmut *Schmolz* (Hg.): Heilbronn aus der Vogelschau (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 32). Weinsberg 1991 mit der Beilage von Heilbronner Stadtkarten aus dem Jahr 1930 bzw. 1963 mit den angrenzenden Ortschaften und Flurnamen. Eine mögliche Lautverschiebung beim Flurnamen „Seele“, i.e. eine Ableitung von einem kleinen See, kann ausgeschlossen werden, da in bekannter Zeit dort kein ruhendes Gewässer lag; auch lag beim Flurnamen „Gottesäcker“ kein Friedhof in späterer Zeit.

111 Vgl. Artikel in Heilbronner Stimme vom 18.11.2018: „St. Wolfgang-Kapelle wird 250 Jahre alt.“ Demnach soll es an dieser Stelle einen frühen Vorgängerbau gegeben haben. Dabei ist zu bedenken, dass die Kapelle damals weit südlich des Binswanger Ortskerns auf vollkommen freiem Feld stand.

Exkurs: Bewaffnung und Kampfweise

Im Zentrum militärischer Gewaltaustragung – aber auch als sozio-kulturelle und politisch-gesellschaftliche Gruppe – stand die „Ikone“ des Ritters.¹¹² Ihre Bedeutung und (Selbst-)Wahrnehmung bewegten sich in einem oftmals idealisierten, wechselseitig aufeinander bezogenen Spannungsfeld von hoher militärischer Professionalität und sozialer Stellung. Die „Lebensform“ Ritter verlangte folglich die uneingeschränkte Bereitschaft, im Kampf zu bestehen und dafür auch waffentechnischen Neuerungen gegenüber aufgeschlossen zu sein.

Mit dem Aufkommen der Distanzwaffe Lanze hat sich die Kampfweise der Heere gewandelt.¹¹³ Waffenentwicklung und Schutzinstrumente waren zum Zeitpunkt 1140 in einem Rüstungswettkampf – mit unterschiedlichen Auswirkungen: Der Ritter hatte die schwere (Stoß-)Lanze unter seinem Arm eingeklemmt. Um die Wucht vom Pferd auf die Waffe – und damit auf den Gegner – zu übertragen, waren Steigbügel und ein besserer Sitz auf dem Sattel notwendig. Der Schutz vor einem Lanzentreffer wiederum machte – über die zuvor vorherrschenden Kettenhemden hinaus – eine stärkere Panzerung für Reiter und Ross notwendig; beides führte tendenziell zu einer Professionalisierung der Waffenträger. Erhöhte Kosten – insbesondere für extra für Kriegszwecke ausgebildete Pferde – und ein längerer Trainingsbedarf (und damit weniger Ritter, die sich dies leisten konnten) waren die Folge. Ziel war es, den Gegner mit der Lanze mit einer solchen Wucht zu treffen, dass dieser kampfunfähig wird – entweder durch (tödliche) Verwundung oder einen Sturz aus dem Sattel, wenn er die Wucht des Lanzenstoßes mit seinem Schild ablenken oder mindern konnte.

Um die neue Waffe taktisch sinnvoll in der Schlacht einzusetzen, wäre es logisch gewesen, das Zusammenwirken im Verbund zu üben; diese Zeit stand indes oft nicht zur Verfügung. Ein grundsätzliches Problem des feudalen Prinzips der Aushebung bzw. Zusammenstellung der Heere lag nämlich darin, dass trotz aller „Verpflichtung“ zur Heeresfolge die Vasallen diese Pflicht nach politischen, wirtschaftlichen oder zeitlichen Opportunitätsgründen beurteilten, wodurch der Kriegsdienst oft den Charakter des „Freiwilligen“ annahm. Da „der Ritter“ sein Training meist individuell vornahm und regelmäßiges Einüben von taktischen Verfahren in größeren Einheiten kaum möglich waren, erschwerte dies auch die „Organisation der Schlacht“. Im Grunde bestand die einzige „taktische“ Maßnahme darin, mit einer möglichst geschlossenen Lanzenreiter-Phalanx einen ersten wuchtigen Stoß zur Erschütterung der gegnerischen Formation durchzuführen, bevor – ohne taktische Führung und Disziplin – im sich in ritterliche

112 Vgl. statt vieler Josef *Fleckenstein*: *Rittertum und ritterliche Welt*. Berlin 2002 und Johannes *Laudage*/Yvonne *Leiverkus* (Hg.): *Rittertum und höfische Kultur der Stauferzeit* (Europäische Geschichtsdarstellungen 12). Köln 2006.

113 Vgl. hierzu für das Folgende Malte *Prietz*: *Krieg im Mittelalter*. Darmstadt 2006, S. 77–80, mit einer Beschreibung des „typischen“ Lanzeinsatzes sowie *Clauss* (wie Anm. 11), S. 48.

Einzelkämpfe auflösenden Gefecht am Ende der Sieg eines Lagers über das andere stand.

Daher wurden Schlachten in der Regel fortan so geführt, dass sich zwei Linien zu Beginn gegenüberstanden; mit dem Zusammentreffen der beiden Linien von Lanzen führenden Rittern war das „Taktische“ – das Zusammenwirken im Verband – schon vorbei. Fortan fehlte die Dynamik des geschlossenen, wuchtig vortragenen Angriffs, der Lanzenträger war entweder „erfolgreich“ oder die Lanze (durch Zersplitterung) unbrauchbar. Wenn der Ritter im Sattel blieb, folgte der Nah- und Einzelkampf mit Schwert oder Axt; als Fußkämpfer war er hingegen weitgehend schutzlos entweder den von oben auf ihn einschlagenden Rittern oder den leichteren Fußkämpfern ausgesetzt.

Nach Beginn des Nahkampfes waren die Führungsmöglichkeiten des Feldherrn dramatisch eingeschränkt. Führen durch Vorbild oder – zumindest zur groben Orientierung – durch Feldzeichen sowie – indes eingeschränkt – der Einsatz von (nur eventuell vorhandenen) Reserven, die bei einer sich verschlechternden Lage hätten eingesetzt werden können, verblieben als Optionen. Kommandos durch Sprache entfielen – Schlachtenlärm und Helme machten dies unmöglich.

Die Bildung von Reserven – zum Einsatz gegen durchbrechenden Feind oder zur Ausnutzung des eigenen Erfolgs – stellte eher die Ausnahme dar. Generell sprach das Selbstverständnis „des Ritters“ gegen eine Reservenbildung. Kein Ritter wollte in der militärischen Auseinandersetzung „nur“ Reserve sein. Sein Status und Sozialprestige basierten auf seiner persönlichen Ehre, dem Ruhm und seiner Tapferkeit. Die aktive Teilnahme am Schlachtgeschehen war dafür unabdingbar und wichtiger als das individuelle Ein- bzw. Unterordnen in das hierarchische Gefüge „taktischer“ Disziplin. Zudem besteht grundsätzlich bei dem Einsatz der Reserven für einen Feldherrn die Notwendigkeit, das Schlachtgeschehen ständig – quasi vom Feldherrnhügel aus¹¹⁴ – im Blick zu haben. Es ist aber nicht davon auszugehen, dass Konrad – ein geübter und kampferfahrener Ritter – sich für eine derartige Option entschieden hat; sie wäre konträr zum eigenen Verständnis und der generellen Rollenerwartung – seine Ritter mussten in ihm auch sprichwörtlich einen tatsächlichen Anführer im Gefecht sehen – eines um sein Königtum kämpfenden Herrschers gewesen.¹¹⁵ Und nach Viterbo war er dann auch in den Reihen der Kämpfer an vorderster Front.

Selbst wenn die Reservebildung bei Schlachten des Zeitalters nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden kann – für Konrad bei Weinsberg schon: er hatte –

114 Bei dem hier angenommenen Szenario wäre dies ohnehin unmöglich gewesen. Erhöhte Beobachtungspunkte hätte Konrad zwar an den ansteigenden Höhen des Wartberges (indes zu nah an der geplanten Kampflinie) und des Kayberges vorfinden können, er hätte aber von dort nicht in das Kampfgeschehen eingreifen können, was natürlich bei einer Position am Schemelsberg – der dritten Option – genauso ausgeschlossen war.

115 Vgl. hierzu generell die Beiträge in Martin *Clauss/Andrea Stieldorf/Tobias Weller* (Hg.): *Der König als Krieger. Zum Verhältnis von Königtum und Krieg im Mittelalter* (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen 5). Bamberg 2015.

so die Quellen – deutlich weniger Kräfte zur Verfügung als Welf. Allein die numerische Überlegenheit des Welfenheeres ließ es angeraten sein, nicht auch noch freiwillig die eigenen Kräfte zu schwächen. Mit zu wenigen Truppen am entscheidenden Ort konnte Konrad nicht selbst die Initiative ergreifen und setzte sich gleichzeitig der Gefahr aus, dass die numerische Überlegenheit bei Welfs Truppen nach Durchbrechen von Konrads Linie den Einsatz einer Reserve vollkommen unnötig machen würde. Bei Welf hingegen könnte eine Reserveneubildung „automatisch“ dann erfolgt sein, wenn er aus Gründen des Terrains, auf dem die Schlacht stattfand, nicht in der Lage war, sämtliche Kräfte zu Beginn der Schlacht zum Einsatz in der Schlachtlinie zu bringen. Aber auch dann hätte er sie kaum zum richtigen Zeitpunkt einsetzen können, wenn er selbst aktiv am Kampfgeschehen teilnahm – und dies musste er aus dem gleichen Grund wie Konrad.

Hypothesen

Welf muss mit seinen Truppen wahrscheinlich noch etwas weiter entfernt Nachtquartier bezogen haben. Es empfahl sich grundsätzlich nicht, nach einem zu langen Anmarsch sofort zur Schlacht überzugehen. Da Ritterheere aufgrund schlecht erschlossener infrastruktureller Wegenetze nicht mit breiter Front – i.e. dutzende Reiter nebeneinander – und auch nicht besonders zügig reiten konnten, darf davon ausgegangen werden, dass die Schlacht wohl frühestens ab 10 Uhr morgens beginnen konnte. Und da der 21. Dezember eben der „kürzeste Tag“ des Jahres ist, muss sie wohl noch deutlich vor 16 Uhr beendet gewesen sein, auch wenn der Blick vom Schlachtort nach Westen einigermaßen frei auf die untergehende Sonne war. Als Näherungswert ließe sich ein Schlachtgeschehen zwischen 11 und 14 Uhr annehmen, zumal der weitere Anmarschweg genauso in Rechnung zu stellen ist wie die später – sicherlich bei Tageslicht – erfolgte Verfolgung nach der Schlacht.

Aber nicht nur Konrad hatte mittlerweile eine genauere Kenntnis der Umgebung erlangt, Welf kannte die Gegend aufgrund des „Calwer Erbfolgekriegs“ der Jahre 1132/33 ebenfalls. Es ist zudem davon auszugehen, dass auch er im Dezember 1140 genügend Aufklärungsergebnisse hatte. Denn ohne Aufklärung wird Welf sicherlich keinen Marsch – schon gar nicht über eine so lange Distanz – vorgenommen haben. Und sich darauf zu verlassen, erst unmittelbar vor dem Beginn einer Schlacht die Stärke des Gegners und das Gebiet des Aufeinandertreffens in Erfahrung zu bringen, hätte einem Hasardspiel geglichen. Für sein Ziel wäre dies sicherlich unangemessen gewesen.

Wer wie er einen überraschenden Ansatz verfolgt, musste sich zwar letztlich auf die kürzeste Anmarschstrecke im Vorfeld der Schlacht konzentrieren; dennoch wird Welf nicht „blind“ auf seinen Gegner losmarschiert sein. Er benötigte für seine Ritter ein breites und offenes sowie möglichst ebenes Gelände – für die

schwereren Schlachtrosse waren Steigungen wie auch Gefälle „Gift“. Sicherlich wäre es ihm lieber gewesen, Konrad wäre mit seinen Truppen etwas weiter westlich von Binswangen aufmarschiert, wo sich das Gelände – aus Konrads Perspektive – wie ein Trichter weit in Richtung Neckarsulm öffnet, hätte er doch dort seine numerische Überlegenheit besser nutzen können. Aber diesen Gefallen tat Konrad ihm natürlich nicht.

Wenn Konrad sich letztlich für die Enge vor Binswangen als Örtlichkeit für den Beginn der Aufnahme von Gefechthandlungen entschied, so war dies für Welf natürlich kein Grund, nicht anzugreifen. Schließlich suchte er die Entscheidung. Er musste auf einen Sieg setzen. Nur so war Konrad zu schlagen. Dies war auch die Voraussetzung dafür, dessen Lager in eigenen Besitz zu bringen, um dann sein siegreiches Heer versorgen zu können. Und die militärische sowie politische Situation der „neuen“ Lage vor Weinsberg glich doch zu sehr der „alten“ Lage vor Valley – und dort hatte er gewonnen. War es bei Valley aus seiner Sicht ein nicht rechtmäßiger Herzog, den er während einer Belagerung angegriffen und besiegt hatte, so hoffte er – wie in den Pöhlde Annalen beschrieben – nun einen etwas zu sorglosen und nachlässigen König zu überfallen; auch dieser war für ihn zu Unrecht im Amt. Es ist zu vermuten, dass ihn auch diese Analogie – zusammen mit seiner numerischen Überlegenheit – siegesgewiss, aber auch unvorsichtig gemacht hat.¹¹⁶ Auch Otto von Freising schreibt, dass Welf „durch solche Erfolge ermuthigt, auch den König, der im Lager von *Winisberg* (Weinsberg) sich befand, bald darauf anzugreifen“ gedachte.¹¹⁷

Welfs Annäherungsweg zur Aufnahme der Schlacht muss sich südlich der Sulm befunden haben. Auf der nördlichen Seite war nicht genügend Platz dafür vorhanden; der Weiler Binswangen lag genau zwischen der Sulm und dem ansteigenden Kayberg. Hier hätte Konrad auch die Möglichkeit besessen, bereits im Vorfeld kleinere Befestigungen vorzunehmen, die es auch unmöglich gemacht hätten, seine rechte Flanke zügig mit einer nennenswerten Anzahl feindlicher Kräfte zu umgehen.

Sollte Welf – was durchaus möglich war – aufgrund seines Einschwenkens vor Neckarsulm zunächst auf der nördlichen Seite der Sulm vorgerückt sein, so wäre er gezwungen gewesen, den breiten Bachlauf mit seinen Kräften zu überqueren. Dies hätte zu einem Verzögern des Vormarsches geführt und die unmittelbare taktische „Vorwarnzeit“ auf Konrads Seite erhöht. Diese „Vorwarnzeit“ in Sichtweite war umso größer, je schlechter das Wetter war, da starke Regenfälle die Sulm für gepanzerte Reiter durchaus zu einem Geländehindernis werden lassen konnten.

Dass Konrad aber am „Morgen des folgenden Tages“ – dem 21. Dezember 1140 – vor der Schlacht seine „eigenen Zelte“ anzünden ließ, muss freilich ins

116 Auch hier könnte sich – wie bei seinem Bruder Heinrich der Stolze – die schillernde Ambivalenz des Begriffs *superbia* diagnostizieren lassen.

117 Otto von Freising, *Chronica* (wie Anm. 71) VII, 25.

Reich der Legende verwiesen werden. Ein derartiger Dramaturgie-Topos war zwar zur Andeutung von bevorstehenden „großen“ Entscheidungen von mittelalterlichen Geschichtsschreibern beliebt; er ist aber nicht realistisch. Seine königliche Kanzlei und die gesamte Lagergesellschaft wären damit im Winter auf „freiem Feld“ gestanden. Konrad hätte mit einem „Abbrechen der Brücken“ kaum seine Truppen für die Schlacht motivieren können, wenn mit den Zelten sämtliche, auch sanitätsdienstliche „Logistik“ vernichtet worden wäre. Und: Kein König zieht in die Schlacht, um zu verlieren. Bei einem Sieg hätte er zudem vor Einbruch der Nacht wieder sein Heerlager benötigt, um die Belagerung weiterzuführen. Auch wären für die in der Festung befindlichen Truppen Rauchsäulen über dem königlichen Heereslager sicherlich als Zeichen für einen Abbruch der Belagerung interpretiert worden. Was bei einer Belagerung ohne drohendes Entsatzheer als eine mögliche „Kriegslist“ bzw. „Finte“ hätte interpretiert werden können,¹¹⁸ machte als Vorbereitung für eine Schlacht natürlich überhaupt keinen Sinn. Im Gegenteil: Das Abbrennen des eigenen Lagers hätte – im Angesicht des anmarschierenden Gegners – sicherlich zum Ausbruchversuch der Burgbesatzung geführt; und genau dies, nämlich einen zusätzlichen Gegner in seinem Rücken, konnte Konrad nicht gebrauchen.

Entscheidend muss der Anfang einer Schlacht natürlich nicht immer sein, vor allem dann, wenn diese länger dauert. Im Hinblick auf die Dauer einer Ritterschlacht ist aber folgende Überlegung zu beachten: Selbst wenn die Ritter als Kriegerstand großen Wert auf das Trainieren körperlicher Kraft und Ausdauer sowie die Gewandtheit im Umgang mit ihren Waffen gelegt haben, so war die Schlacht als Ort der Bewährung neben der psychischen Anspannung stets auch verbunden mit einem enormen Kraftaufwand und schneller Ermüdung. Als „Faustregel“ mag gelten: Je größer die Zahl der an einer Schlacht teilnehmenden Kämpfer – Ritter und/oder begleitendes und mitkämpfendes Fußvolk –, desto länger die Dauer. Im Fall der Schlacht bei Weinsberg ist zwar von einer bedeutenden, nicht aber „großen“ Schlacht auszugehen, weshalb sie kaum mehr als eine Stunde gedauert haben dürfte. Insbesondere bei diesen „kürzeren“ Schlachten ist daher ein überraschender Beginn in Bezug auf Zeit und Ort von großem Vorteil. Und meist können diese auch vom Angreifer bestimmt werden. Gelegentlich aber können die für die Anlage der Schlacht möglichen Vorteile missachtet werden – so, wenn die Fähigkeiten des Gegenübers als geringer eingestuft werden oder aber bei einem vorherigen Erfolg – wie eben bei Welf – die eigenen Möglichkeiten und Chancen überbewertet werden.

Natürlich hätte Welf sich auch dazu entscheiden können, mit einem numerisch etwas überlegenen Heer auch eine „Gegen-Belagerung“ aufzuziehen. Konrads Heer hätte sich dann wohl kaum aus dem oberen Sulmtal entfernen können – und hätte er dies dann doch unternommen, so wäre sein Renommee als König er-

118 Vgl. etwa *Kortüm* (wie Anm. 11), S. 166.

schüttert gewesen. Selbst eine Kapitulation der „Weibertreu“ hätte dann keinen verwertbaren Mehrwert gebracht.

Aber an eine Belagerung eines Belagerungsheeres im Winter wollte sich Welf natürlich nicht machen – schließlich hatte er genug damit zu tun, sein Heer auf dem Weg von Valley nach Weinsberg zu versorgen; für den Aufbau eines Logistikparks für eine Belagerung hatte er nicht die Mittel und zudem wäre ihm das Requirieren im Stauferland, noch dazu im Winter, bestimmt nicht leicht gefallen. Und nachdem Konrads Belagerung bereits fünf Wochen gedauert hatte, war „spontan“ sicherlich nicht mehr viel zum Requirieren übriggeblieben. Welf sah sich vielmehr – nicht zuletzt auch aufgrund seines vorherigen Sieges – als energischer junger Fürst und Feldherr. Und nachdem er bereits bei Valley „Rache“ für das seiner Dynastie zugefügte „Unrecht“ genommen hatte, drängte er auf eine schnelle, definitive Entscheidung. Welf ging wohl nicht davon aus, dass er mit einer feindlichen Eröffnung der Schlacht zu rechnen hatte. Möglicherweise ging er auch davon aus, dass Konrad erneut – so wie im Jahr zuvor bei Creuzburg – einen direkten Waffengang vermeiden wollte. Und wenn dieser dann möglicherweise noch im unmittelbaren Vorfeld der Schlacht auf „Diplomatie“ setzen wollte, konnte er ihn aufgrund seiner numerischen Überlegenheit an Truppen „werfen“. Er sah sich also als Akteur, der die Gewissheit des Sieges vor sich hatte. Und siegen musste er auch aus „statuspolitischen“ Gründen – schließlich sah er sich auch als „Getriebener“, hatte er doch kein „wirkliches“ Amt, das auf königliche Verfügung zurückging.

Auf der Gegenseite bei Konrad war es nach dem Eintreffen der Nachricht vom Herannahen des Entsatzheeres wichtig, möglichst viele Truppen dem Feind entgegenstellen zu können. Deshalb erfolgte am Vortag die sofortige Rückholung jenes Kontingentes, mit dem sich sein Bruder Friedrich zuvor vom Lager entfernt hatte. Mit den zurückgekehrten Truppen unter dem Kommando seines Bruders hatte Konrad das vor Ort mögliche Maximum an Truppen für die Schlacht verfügbar. Nun galt es, die vorgeplante Ausgangsstellung vor Binswangen zu beziehen. Auch dies war kein übereiltes Handeln – er „zog den kommenden Feinden entgegen und stürzte sich mit Wenigen vertrauensvoll in den Kampf“, heißt es in den Pöhlde Annalen. Und dies hieß: Konrad muss sich – trotz seiner numerischen Unterlegenheit – passable Chancen auf eine siegreiche Schlacht ausgerechnet haben. Nichts war überstürzt. Im Gegenteil: Konrad konnte davon ausgehen, dass Welf ungestüm die Entscheidung suchen wollte.

Ergo: die Schlacht wurde von beiden Seiten als „klassische“ Ritterschlacht geplant und durchgeführt. Dies heißt aber nicht, dass die Ritter – wie zu späteren Zeiten – versucht haben, in schnellem Angriff – dem Choc – in die feindlichen Reihen zu stürmen. Sie konnten nicht im Galopp angreifen. Dafür waren sie mit ihrer Panzerung viel zu schwer, und auch die Pferde hatten 1140 mindestens eine leichtere Schutzpanzerung.

Klassische Ritterschlachten begannen daher damit, im langsamen Trab anzureiten – und dies bei der Schlacht bei Weinsberg erst recht, ist doch davon auszugehen, dass das Feld des Aufeinandertreffens witterungsbedingt keine rutschfreie Unterlage war – sei es aufgrund der direkt ans Feld angrenzenden und bei (möglichem stärkerem) Regen oft über die Ufer tretenden Sulm oder auftauendem Reif des Morgens. Auch wenn es keine exakten Wetteraufzeichnungen des Tages bei Weinsberg gibt, so ist doch aus anderen Chroniken zu erkennen, dass der Winter 1140/41 ein kalter war, selbst wenn jener Zeitabschnitt in der mittelalterlichen Warmperiode lag. Ob die Schlacht von den Ritterheeren mit Lanzen, die um 1100 ihren „Siegeszug“ angetreten hatten, oder hauptsächlich Schwertern geführt wurde, ist aus den Quellen nicht ersichtlich, wohl aber als Annahme zugrunde zu legen.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich Konrad dazu entschloss, Welfs Truppen zunächst „kommen“ zu lassen. Sicherlich wird das Erreichen der Enge südlich von Binswangen zu einem „Ziehharmonika“-Effekt bei den Truppen Welfs geführt haben. Konrads Truppen versperrten den weiteren Vormarsch an der engsten Stelle. Dadurch entstand wohl bei den Truppen im hinteren Bereich ein Stau resp. ein „Getümmel“ von jenen, die die Front nicht sehen konnten, d.h. ein großer Teil der Ritter kam wohl zum Stehen. Ob Welf befürchtet hat, dass leichte, versteckt gehaltene Kräfte seine Flanken bedrohen konnten, kann nicht ausgeschlossen werden. Möglicherweise führte dies zu einem Zögern aufseiten Welfs.



Blick von der Kirche in Binswangen auf Teile des vermuteten Schlachtfeldes. Vorne links die Wolfgangs-Kapelle, im Mittelgrund der Verlauf der A 6, dahinter die Ausläufer des Wartberges (Foto: Eberhard Birk, August 2020).

Zum Verlauf der Schlacht

In diesem Moment muss Konrad das Zeichen zum Angriff gegeben haben. Damit war das Momentum auf staufischer Seite.¹¹⁹ Auch wenn er aus einer Position der Defensive heraus zum Angriff gegen ein numerisch überlegenes Heer antreten ließ, so führte diese Dynamik des Angriffs auf die ersten Reihen des welfischen Heeres zu einer Überlegenheit. Wahrscheinlich hat bereits dieser Lanzenangriff eine enorme psychologische Wirkung aufseiten Welfs entwickelt. Darüber hinaus dürften auch die Verluste auf seiner Seite nach dem unerwarteten Überraschungsangriff von Konrad relativ hoch gewesen sein. Dies war deshalb nicht ausgeschlossen, da die Marsch- bzw. geplante Angriffssachse der Truppen Welfs in südöstlicher Richtung verlief. Die Ritter Konrads stürmten folglich – auch dies bestätigt die bisherige Gedankenführung – nicht nur mit ihren eingelegten Lanzen, sondern auch mit der Sonne im Rücken auf die Truppen Welfs vor. Damit dürfte die Schlacht wohl zwischen 10 und 11 Uhr begonnen haben.

Auch wenn es theoretisch denkbar war, die Ritter nach dem ersten Angriff wieder zu sammeln und für einen erneuten Lanzenangriff in geschlossener Formation zu gruppieren, so dürfte dies in dieser Schlacht als ausgeschlossen betrachtet werden. Damit wäre – einige Verluste aufseiten der Truppen von Welf vorausgesetzt – für Konrad keine bessere, eher sogar schlechtere Lage entstanden, da das Sammeln von Truppen aufseiten von Welf diesem eine bessere Ausgangsposition gebracht hätte – seine numerische Überlegenheit wäre ja nicht gebrochen gewesen. Auch hätte damit die Initiative auf den Kontrahenten von Konrad wechseln können. Es scheint daher so gewesen zu sein, dass das Welf überraschende erste Anreiten der Truppen von Konrad tatsächlich die entscheidende Aktion der Schlacht darstellte.

Diese Dynamik des Anfängererfolges in einer Schlacht, die sich natürlich wie jede Ritterschlacht fortan als Kampf Mann gegen Mann gestaltete, führte zu einem siegesgewissen Überlegenheitsgefühl der staufischen Truppen. Und dass der König – „tapfer streitend“ – mitkämpfte, steigerte zudem die Motivation der anderen Ritter.

Ob er dabei dem feindlichen Fahnenträger tatsächlich – wie Viterbo schreibt – „das Haupt vom Rumpfe trennt“,¹²⁰ muss unbeantwortet bleiben. Grundsätzlich gehört eine derartige Tat – das damit verbundene Fallen des eigenen Feldzeichens galt als Beginn der drohenden Niederlage – aber auch zum „Meister-Narrativ“ mittelalterlicher Geschichtsschreiber, wenn der „eigene“ König im

119 Die Darstellung einer Schlacht, von der es keine materiellen und schriftlichen Quellen gibt, bleibt selbstverständlich „im Ungefähren“. Dieser Sachverhalt gilt indes genauso für Schlachten, über die es zahlreiche Quellen gibt. Jede Schlachtenbeschreibung ist aufgrund ihrer Komplexität stets eine „Annäherung“. Daher ist es auch möglich resp. wahrscheinlich, dass jeder Historiker mit den gleichen Quellen zu einer anders gelagerten Analyse, Darstellung und Interpretation kommen kann.

120 Gottfried von Viterbo, Pantheon part. 23 c. 49, MGH SS 22 261.

Kampf schon nicht seinen zentralen Opponenten erschlägt. Und Welf überlebte bekanntlich die Schlacht.

Auch die Jahrhunderte alte Frage, ob die legendären Schlachtrufe „Hie Welf“ – „Hie Waibling“ erschollen, muss natürlich unbeantwortet bleiben. In einer Zeit, in der jedoch die Ritter noch nicht anhand ihrer Wappen erkennbar waren – und wenn, im Schlachtengetümmel einer größeren militärischen Auseinandersetzung sind sie ohnehin kaum mit Gewissheit einem Kriegsherrn zuzuordnen –, mag ein kurzer Schlachtruf zur Orientierung natürlich hilfreich gewesen sein. Deshalb konnte er auch nur unmittelbar vor Beginn der Schlacht erklingen sein, was aber wiederum zur Voraussetzung hatte, dass er zuvor schon auf beiden Seiten hätte bekannt gewesen sein müssen. Während der Schlacht konnte er nicht zur Orientierung dienen; er wäre im Kampflärm untergegangen.

Es scheint eher so zu sein, dass der Schlachtruf erst als eine Retroprojektion aus dem späteren 12. Jahrhundert – wenn nicht sogar noch später – „legendär“ wurde, zumal 1140 die vielfach verschlungenen genealogischen Verbindungen zwischen „Welfen“ und „Staufern“ noch zu offensichtlich waren. Sehr viel wahrscheinlicher hat ein findiger Chronist dann Weinsberg, vor dem es (1.) eine Schlacht und diese noch dazu (2.) in Schwaben, dem Ursprungsort beider Dynastien, gab, für die definitive Unterscheidung eine „klare“ militärische Auseinandersetzung den fluiden politischen Verhältnissen „vorgezogen“.

Letztlich: Von der Dynamik des staufischen Heeres überrascht, brach in Welfs Heer Panik aus. Da auch Welf in den vordersten Reihen agierte, dürfte er nur mit großem Glück den ersten Lanzenangriff des „staufischen Heeres“ überlebt haben. Möglicherweise war er im anschließenden Einzelkampf für seine Truppen kaum mehr wahrnehmbar; vielleicht betrachteten einige seiner Kämpfer ihn schon als „gefallen“. Die Ungewissheit über den Verbleib des militärischen Führers machte eine geordnete Führung nicht mehr möglich – weder zur Weiterführung der Schlacht noch zur geordneten Absatzbewegung vom Schlachtfeld.

Die Truppen des Welfen wandten sich zur Flucht. Die Truppen flohen wohl auf genau jenem Weg, den sie zuvor zum Anmarsch benutzt hatten. Da es in solchen Situationen auf die Rettung des eigenen Lebens ankommt und jede Geschwindigkeitsreduzierung mit dem Tod durch Erschlagen enden konnte, dürften die Ritter auch nicht mehr die Überquerung der Sulm in nördlicher Richtung im Sinn gehabt haben; es blieb nur der direkte Weg in Richtung Neckar übrig. Fluchten, in denen keine Gegenwehr mehr praktiziert werden kann, enden in der Regel furchtbar – so, wie es eben die „Pöhlde Annalen“ bestätigen: „Denn viele wurden getötet, mehr noch, welche auf der Flucht Rettung suchten, verschlang der Fluß Neckar, an dem man gestritten hatte.“

Insofern scheint die Grundlage der Pöhlde Annalen tatsächlich von einem Teilnehmer bzw. Augenzeugen der Schlacht zu stammen, denn (1.) „kriegskundig“ ist der Hinweis, dass während der Flucht der Truppen von Welf mehr Kämpfer umkamen als in der Schlacht selbst. Damit ist auch deutlich, dass der Schreiber kein zeitübliches rhetorisches Narrativ verfolgte, das bei einem Sieg möglichst

viele tote Gegner „verlangt“; (2.) „ortskundig“ ist der Hinweis, dass die Schlacht in der „Nähe“ des Neckars stattgefunden hatte. Er bestätigt damit auch (in-)direkt den Schlachtort Binswangen; von allen anderen möglichen Orten um Weinsberg liegt Binswangen am nächsten zum Neckar.

Die Verfolgung nach siegreicher Schlacht wirft aber noch eine ganz andere Frage auf: nämlich jene nach dem „ritterlichen Ethos“. Natürlich kämpft der Ritter, da dies seine Standespflicht ist, auf der seine gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Position basiert. Er mag seinem Lehensherrn verbunden sein und seiner Vasallenpflicht auch aus persönlicher Loyalität nachkommen. Er mag während der Schlacht auch in aussichtslosen Lagen bis zum Ende „ehrenhaft“ weiterkämpfen. Er darf aber auch ehrenhaft den Kampf beenden.

Und gerade diese Schlacht von 1140 zeigt dann doch etwas, das unüblich war: Verfolgungen von bereits geschlagenen Gegnern war in der damaligen Zeit im Grundsatz nicht gängige Kriegspraxis. Nach dem Gefecht wurden normalerweise die eigenen Gefallenen und Verwundeten vom Schlachtfeld geborgen und die Hinterlassenschaften des toten Gegners in eigenen Besitz gebracht. Dies ist auch der Grund dafür, dass es von mittelalterlichen Schlachten kaum Funde gibt. Dies gilt (bisher) auch für die Schlacht von 1140.¹²¹ Daneben erfolgte dadurch auch die wichtige symbolische Demonstration, dass man eben das „Schlachtfeld behauptet“.¹²²

Nach der Schlacht bei Binswangen aber wurde eine kilometerweite Verfolgung durchgeführt. Dies zeigt dreierlei: Erstens musste das staufische Heer straff geführt gewesen sein, da es nach den Anstrengungen der Schlacht und der Witterung dennoch – freilich mit „ausgeruhteren“ Pferden als aufseiten der Truppen Welfs – zur Verfolgung antreten konnte. Zweitens hatte Konrad wohl außerordentlich geringe Verluste zu verzeichnen, Welf dagegen wohl deutlich höhere,¹²³ zumal

121 Es ist davon auszugehen, dass die (Aus-)Rüstungsgegenstände und Pferde der Gefallenen aufgrund ihres hohen materiellen Wertes in den Besitz der Sieger übergingen. Die Waffen und Pferde, die Welfs fliehende Reiter mit in den Neckar nahmen, sind wohl unwiederbringlich verloren. Über die Bestattungsmodalitäten der „auf dem Feld“ gebliebenen Ritter geben die Quellen keine Auskunft. Hierzu folgende Überlegung: In Abhängigkeit der tatsächlichen Höhe der Verluste auf beiden Seiten ist davon auszugehen, dass viele der Gefallenen der Truppen von Welf wohl im Umfeld des Schlachtfeldes ihr Grab gefunden haben. Die in der Nähe von Binswangen liegenden Flurnamen „Seele“ und „Gottesäcker“ könnten ein alter Hinweis dafür sein. Jene, wohl deutlich weniger Gefallenen aus dem Heer Konrads dürften, wenn sie aus der Nähe stammten, an ihre Heimatorte überführt worden sein. Generell denkbar wäre aber auch für diese eine Sammel-Begräbnisstelle im Umfeld des Schlachtfeldes. Hier wird es eines Zufallsfonds bedürfen. Möglicherweise sind diese beim Bau der Autobahn A 6 für immer verschwunden.

122 Vgl. Martin *Clauss*: *Kriegsniederlagen im Mittelalter* (Krieg in der Geschichte 54). Paderborn 2010, S. 122.

123 Angaben über die Verluste auf beiden Seiten liegen nicht vor. Zu den unterschiedlichen Umschreibungen in den zeitgenössischen Quellen zur Zahl der Gefallenen siehe *Hechberger* (wie Anm. 20), S. 214, Anm. 64. Generell scheint in der Mittelalterforschung diesbezüglich Unklarheit zu herrschen; während einerseits die geringen Verluste bei Schlachten „präferiert“ werden, so wird andererseits auf die insgesamt „blutige“ Dimension der Auseinandersetzungen hingewiesen. Wenn aber der Ritter sein politisches und soziales Prestige aus seiner militärischen Funktion ableitete, so

auch noch in den Quellen die Rede davon ist, dass zahlreiche seiner Kräfte gefangengenommen wurden, was aufseiten Konrads die Notwendigkeit mit sich brachte, diese eben auch zu bewachen. Auch wenn, wie in der Frage der Größe der Heere der Zeit, darauf verwiesen wird, dass es in vielen Schlachten relativ geringe Verluste gegeben haben soll, so ist im Falle der Schlacht bei Weinsberg dem entgegenzuhalten, dass kaum anzunehmen ist, dass Welf die Anstrengung eines langen Anmarsches auf sich genommen haben wird, um nach einem verlustarmen „Geplänkel“ den Rückzug anzutreten. Dafür stand für ihn in dieser Situation politisch zu viel auf dem Spiel. Für ihn als „kriegsgeübten“ Fürsten und Feldherrn, der auf eine numerische Überlegenheit seiner Truppen setzte, dürfte eine sich anschließende Flucht erst nach durchaus höheren Verlusten erfolgt sein. Der Verweis darauf, „daß in der mittelalterlichen Fehde die Tötung des Gegners lieber vermieden wurde“¹²⁴, mag zwar generell zutreffen, nicht aber für die Auseinandersetzung im Umfeld von Weinsberg.

Und drittens muss die politische Dimension der Auseinandersetzung im Denken Konrads so sehr von einem unerbittlichen Gegensatz geprägt gewesen sein, dass er sich durch die Dynamik des Gefechtsverlaufs zu einer weitgehenden physischen Zertrümmerung des militärischen Potentials von Welf hat hinreißen lassen. Vielleicht aber wollte er – spontan – nach dem Erfolg in der Schlacht durch die Verfolgung auch die Niederlage seines Halbbruders Leopold vom August 1140 „rächen“.

Welf selbst konnte sich wohl nur knapp retten. Es ist zu vermuten, dass er permanent hart südlich der Sulm floh, in der Hoffnung, diese an einer geeigneten Stelle doch noch überqueren zu können. Dabei konnten ihm wohl einige seiner Getreuen kurzfristig den Rücken freihalten, damit er die Sulm noch knapp vor Neckarsulm in nördlicher Richtung passieren konnte. Damit entrann er auch seiner Gefangennahme mit sich anschließender „Demütigung“. Für Konrad war dies vermutlich der einzige „Schönheitsfehler“ bei seinem „herrlichen Triumph“.

Nach der Schlacht

Welf hat Schlacht und Flucht zwar überlebt, aber seine Ambitionen hatten einen herben Rückschlag hinnehmen müssen – er „verliert zu diesem Zeitpunkt jegliches Ansehen“, wie es bei Viterbo heißt. Für die Forschung war auch noch fast 750 Jahre nach der Schlacht die politische Bedeutung wichtiger als der militärische Verlauf: „An sich war die Schlacht bei Weinsberg gewiß nicht bedeutend; kaum werden einige tausend Mann gegeneinander gefochten haben.

dürfte die gesellschaftliche Akzeptanz seiner Position nicht zu ständigen „blutleeren“ Schlachten geführt haben.

¹²⁴ Otto Brunner: Land und Herrschaft. Grundlagen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter. Wien 1965, S. 78.

Die strategischen und taktischen Erfolge konnten auch im Sinne jener Zeit nur für geringfügig gelten, da Welf den Widerstand gegen den König mitnichten aufgab. Wohl aber äußerte der Sieg bei Weinsberg eine politische Wirkung, auf welche es dem König in jener Epoche vor allem ankommen mußte: das Reichsoberhaupt stieg in der Achtung der Bevölkerung; Konrad's erste Waffenthat als König bedeutete eine Niederlage seiner Feinde.¹²⁵

Dabei sind sicherlich einige Angaben zu hinterfragen. Denn zumindest war die Schlacht taktisch hervorragend angelegt; auch sind die strategischen (oder besser operativen) Dispositionen klug gewählt worden. Ob Konrad Wert auf die Wirkung bei der „Bevölkerung“ legte, ist darüber hinaus vollkommen ungewiss. Richtig aber ist: Mit seinem Sieg in der „Schlacht bei Binswangen“ hatte Konrad seinen Widersacher in einer krisenhaften Situation aus dem Felde geräumt und sein Königtum stabilisiert. Es ist damit festzustellen, dass die politische Wirkung seines Sieges für Konrad sehr viel wichtiger war als der Verlauf der Schlacht an sich.

Dennoch ist auch mit so großem zeitlichem Abstand verwunderlich, dass genau dieser historisch-politisch höchst folgenreiche militärische Sieg der Staufer kaum militärhistorisches Interesse gefunden hat. Denn in gewissem Sinne war er – die Faktizität des hier rekonstruierten Verlaufs vorausgesetzt – ein in höchstem Maße außergewöhnlicher Erfolg: geringe eigene Kräfte, überlegener Sieg und Ausnutzung durch Verfolgung.

Da die verheerende Niederlage Welfs offensichtlich war, führte dies selbstverständlich nicht zu einer beabsichtigten Weiterverbreitung bei „seiner Partei“. In der *Historia Welforum* wird die Schlacht mit Verlauf und Ausgang nur mit einem Satz „gewürdigt“: „Als Welf hier in der Woche vor Weihnachten mit seinem ritterlichen Aufgebot einen unvorsichtigen Angriff auf ihn (den König, d. Verf.) unternahm, verlor er mehrere seiner Leute, viele wurden gefangen, und mit nur wenigen entrann er fliehend aus dem Kampfe.“¹²⁶

Dass Konrad hingegen – bzw. die „staufische Geschichtsschreibung“ – nicht stärker darauf einging, scheint etwas erklärungsbedürftig. Einerseits war der Erfolg tatsächlich evident, andererseits aber war seine königliche Hofkanzlei sogar vor Ort. Wenn also der militärische Verlauf nicht in den Fokus gerückt wurde, so musste dies wohl politische Gründe gehabt haben. Und tatsächlich wäre dann zu argumentieren, dass es generell um die „Gesichtswahrung“ der Kontrahenten ging. Konrad konnte es nicht um die „Demütigung“ des Welfen gehen. Schließlich war auch königliche Herrschaftsausübung auf Konsens ausgelegt. Bereits sein „Verzicht“ auf eine Schlacht im Jahr zuvor bei Creuzburg ließe sich dann als Versuch des „Ausgleichs“ begreifen, i.e. Konrad dürfte zu diesem Zeitpunkt bereits an ein „Arrangement“ mit Heinrich dem Stolzen ge-

125 *Bernhardi* (wie Anm. 13), S. 191.

126 *Historia Welforum* (wie Anm. 62), S. 51. Immerhin bleiben diese Aussagen erstaunlich objektiv – der Angriff erfolgte „unvorsichtig“ und Welf „entrann...fliehend“.

dacht haben (was ja dann durch dessen Tod verhindert wurde). Generell war es aber aufgrund der Offensichtlichkeit des Sieges und der Zerschlagung des militärischen Potentials von Welf wohl nicht mehr notwendig, den Sieg auszuschnücheln; denn je größer und ausführlicher diese Beschreibung ausgefallen wäre, desto größer wäre auch die „Schmach“ des Welfen gewesen.

Und schließlich zeigte sich laut der „Deutschen Kaiserchronik“, dass durch den Schlachtenerfolg „das Reich hervortrat“, i.e. die Legitimation von Konrad nun offensichtlich und der Welfe „des Kämpfens satt“ war. Deshalb ging es politisch darum, genau die königliche Befähigung zur Konsensfindung und zukünftigen Konfliktvermeidung hervorzuheben. Diese aber verträgt sich nicht mit der ausführlichen Schilderung des militärischen Erfolges. Der König – so das Herrscherideal – war zwar einerseits „Kriegsherr“, andererseits aber auch – und dies war wichtiger – Garant der göttlichen und weltlichen Ordnung. Diese war durch den militärischen Erfolg wiederhergestellt. Eine weitere Hervorhebung des Schlachtenverlaufs schien nicht mehr notwendig. Der Schlachtenerfolg bestätigte als „Gottesurteil“ ausdrücklich das „Königsheil“ von Konrad.

Gleichwohl musste die Niederlage für Welf ein dramatischer Absturz in seinem bisherigen jungen Fürstenleben gewesen sein – von 1133 bis „Weinsberg“ schien ihm noch eine glänzende Zukunft vor Augen.

Die Bereitschaft Konrads, einen „Ausgleich“ mit den welfischen Ansprüchen politisch umzusetzen, dokumentierte bereits 1142 die Belehnung des minderjährigen Heinrichs „des Löwen“ mit dem Herzogtum Sachsen.¹²⁷ Damit war auch der „Unruheherd“ Sachsen „befriedet“, der Anspruch Welfs VI. auf das Herzogtum Bayern aber blieb fortan ein eher „theoretischer“, weil ihm das Potential genauso wie das „Ansehen“ nach der Niederlage fehlten. Deshalb wurde nach dem Tod des Babenbergers Leopold IV. 1141 dessen Bruder Heinrich II. Jasomirgott (1107–1177) Herzog von Bayern.¹²⁸ Dessen Heirat mit Gertrud, der Witwe Heinrichs des Stolzen, sollte also das Gesamtverhältnis zwischen „Staufern“ und „Welfen“ etwas befrieden und dem Reich unter Konrad kurzfristig „Ruhe“ bringen. Die Rückerinnerung an vorangegangene Schlachten war hierfür kontraproduktiv.

Fazit

Die sich – unabhängig von ihrer historischen Faktizität – für politische, gesellschaftliche und kulturelle Reflexionen im Hinblick auf Geschichtsbilder überregionaler und lokaler Art hervorragend eignende Weibertreu-Begebenheit des Jahres 1140 überlagert nach wie vor den Blick auf deren politische und vor allem militärische Voraussetzungen: Ohne die Schlacht am Vortag, die am

127 Vgl. RI IV (wie Anm. 31) 1,2 n. 240.

128 Ebd., n. 265.

21. Dezember 1140 zwischen den beiden Heeren unter der Führung von Konrad III. und Welf VI. ausgetragen wurde, hätte es weder die Kapitulation der später so genannten „Weibertreu“ noch den Auszug der „treuen Weiber von Weinsberg“ gegeben. Die historische „Schieflage“ in der Wahrnehmung des Themenkomplexes „Weinsberg 1140“ sollte mit der vorliegenden Studie behoben werden.

Im Zuge der vorgenommenen Untersuchung wurden erstmals – ausgehend von der Belagerung der Burg Weinsberg durch König Konrad III. über den Anmarsch des Entsatzheeres von Welf VI. bis hin zur (vermutlichen) Lage des Schlachtfeldes des 21. Dezember 1140 – die militärischen Rahmenbedingungen einer ausführlicheren Erläuterung unterzogen. Selbst wenn die überlieferten Quellen nahezu zu allen relevanten Ereignissen keine Angaben machen, so war es doch möglich, durch die Einbeziehung geographischer Gegebenheiten und einer inhärenten militärischen Logik die Verhaltensweisen der beiden „Feldherren“ sowie deren militärischen Dispositionen vor der Schlacht in solchem Maße „einzuengen“, dass – im Zuge einer inneren Widerspruchsfreiheit – fast sämtliche militärischen Handlungen vor und während der Schlacht rekonstruiert werden konnten. Durch die Eliminierung einiger denkbarer (und früher präferierter) Schlachttorte blieb am Ende nur die Ebene südlich von Binswangen als Stelle der entscheidenden militärischen Konfrontation der beiden Heere übrig. Die „Schlacht bei Weinsberg“ war daher die „Schlacht bei Binswangen“. Ob der Versuch der Eruiierung der militärischen Rahmenbedingungen sowie der Lokalisierung des Schlachtfeldes der Kritik der Mittelalterforscher standhalten, wird sich zeigen müssen. Zumindest liegt nun erstmals eine ausführlichere wissenschaftliche Diskussionsgrundlage vor.

Die Wandmalereien in der Martinskirche in Schrozberg-Krailshausen

VON ROSEMARIE WOLF

Die über 1000-jährige Geschichte der Kirche liegt weitgehend im Dunkeln. Befunde zur Baugeschichte und zur Besitzgeschichte geben nur spärliche Hinweise. Anlässlich einer Renovierung 1968 nahm Günter Stachel Grabungen vor und dokumentierte den Befund eines ersten Baues aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Ein Folgebau entstand laut Stachel im 11. Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammen die ältesten erhaltenen griechischen Weihekreuze. Im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts wurde die Chorbogenmauer errichtet. Stachel erbrachte den Nachweis eines Altarfundaments rechts am Fuß des Chorbogens. Er vermutet einen Seitenaltar mit einer gestifteten Reliquie.¹ Anlässlich dieser Renovierung 1968 wurden die bis dahin übertünchten Malereien aufgedeckt.



*Gesamtansicht der Wandmalereien an der Nordwand des Kirchenschiffes
(Alle Bilder: Rosemarie Wolf).*

1 Günter *Stachel*: Die Filiationkirche St. Martin zu Krailshausen, Gemeinde Schrozberg, Kreis Schwäbisch Hall. In: 750 Jahre Schrozberg. Hg. von der Stadt Schrozberg. Red. Birgit *Kirschstein-Gamber*. Schrozberg 1999, S. 282–304.

Erst um 1400 ergeben sich über die Besitzgeschichte konkretere Fakten. Um oder kurz nach 1400 wurden gleichzeitig der gotische Chor und das Schiff auf den Grundmauern aus dem 11. Jahrhundert erbaut. Der Chor erhielt ein Kreuzrippengewölbe und das Schiff und vielleicht auch der gesamte Chor wurden mit Wandmalereien ausgeschmückt. Davon sind an der Nordwand des Schiffes Reste erhalten.

Eine Tafel aus gebranntem Ton an der Südseite des Chores zeigt die Wappen der Herren von Rothenburg und von Neuenstein. Diese weisen auf Anna von Rothenburg und ihren ersten Mann Götz von Neuenstein als Stifter hin.



Stiftertafel. Gebrannter Ton, ca. 50 x 70 cm.

Ungeklärt: Die Frauenbüste über der Helmzier der beiden Wappen.

„[...] es handelt sich zweifellos um ein Allianzwappen, bezogen auf ein Ehepaar. Den Schild- und Helmformen nach ca. 2. Hälfte 14. Jahrhundert. Vorn und höher der Mann, Neuenstein, in Silber auf rotes Gerät, vermutlich eine Art Hammer, Helmzier ein Flug. Hinten und tiefer die Frau, Rothenburg, ein hier auffällig

kleiner Helm mit zwei runden Geräten als Helmzier. [...] Danach handelt es sich um den ritteradligen Gottfried von Neuenstein und seine Gemahlin Anna, Tochter des Heinrich von Rothenburg.² Die Herren von Rothenburg besaßen bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts reiche Pfründen in Lohr bei Rothenburg. Über die weibliche Linie kamen sie in den Besitz eines Teiles der Burg Schrozberg und ließen sich nach der Zerstörung ihres Lohrer Sitzes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts dort nieder. Sie erweiterten ihren Schrozberger Herrschaftsanteil durch Zukäufe. Schon 1357 kam Krailshausen so in ihren Besitz.³ Fassbar wird Heinrich, der Vater Annas, auf einem Siegel vom 12. März 1369.⁴ Schließlich werden 1397 Anna, ihr erster Mann und ihr Vater gemeinsam genannt, als König Wenzel *Heintzen von Rotenburk, gesessen zu Schrotzberg, und zu Im Gözen von Newenstein und Anna sein Weipe, desselben Heinzen Tochter mit dem Teyle, den der egenannt Heincz an der egenannten Vesten Schrotzberg hat mit allen und iglichen seinen zugehorungen belehnt.*⁵

Die Ehe zwischen Anna von Rothenburg und Götz von Neuenstein muss also vor 1397 geschlossen worden sein. Höchstens neun Jahre war Götz von Neuenstein Herr des Rothenburger Anteils der Burg Schrozberg. Mit seinem Tod um 1406, und mit dem Tod von Annas Vater fiel zunächst ein Viertel des Schrozberger Besitzes an Anna zurück, als einziges Kind des Heinrich. In ihrer Witwenzeit kaufte sie von Friedrich/Dietrich (ihrem Onkel?) ein weiteres Viertel, so dass ihr nun die Hälfte des Schrozberger Besitzes gehörte. König Ruprecht belehnte sie mit beiden Vierteln.⁶

1409 heiratete sie Friedrich von Berlichingen. Dieser starb um 1440 und wurde im Kloster Schöntal begraben. Von Anna fehlen alle Lebensdaten. Warum wählten Anna und ihr erster Mann Götz von Neuenstein die kleine Kirche in Krailshausen, um sie neu auszustatten? Die Kirche in Schrozberg war damals wohl noch unter anderem Patronat, wogegen die Martinskirche in Krailshausen ein Filial der Marienkirche in Wildentierbach war. Beide Kirchen waren frühe Gründungen des Bistums Würzburg. Wildentierbach gehörte nicht zum Rothenburg-Schrozbergischen Besitz. So bot sich dem Ehepaar Krailshausen an, das vielleicht seine Eigenkirche war und als Grablege vorgesehen war. Anna trieb auch in dem Zeitfenster von drei Jahren während ihrer Witwenschaft die Ausstattung voran. Nach ihrer Wiederverheiratung 1409 brach dies ab. Die Besitz-

2 Karl Borchardt per E-mail am 12. September 2018, 9:07 h an Helmut Möhring, Reichsstadtmuseum Rothenburg ob der Tauber. Die Autorin hatte Dr. Möhring um Hilfe gebeten, dieser nahm den Kontakt zu Prof. Borchardt auf.

3 Peter Schiffer: Von den Anfängen bis zum Anfall an Hohenlohe 1249 bis 1558. In: 750 Jahre Schrozberg (wie Anm. 1), S. 48–73, hier Anmerkung S. 52. Land Baden-Württemberg Bd. IV, S. 531.

4 Ludwig Schnurrer: Urkunden Rothenburg, Stadtarchiv Rothenburg U 340 573 Nr. 1433.

5 OAB Gerabronn 1847, S. 231.

6 Ebd.

geschichte lässt eine Datierung der Malereien auf Ende des 14. und auf den Anfang des 15. Jahrhunderts annehmen, wohl vor 1397 bis etwa 1409.

Die formale und die stilistische Analyse bestätigt dies. Die Malereien sind nicht homogen, denn die dargestellten Personen zeigen, ihrer Bedeutung entsprechend, eine klare Hierarchie. Dies betrifft sowohl den Raum, den sie innerhalb der Malereien einnehmen, als auch die Chronologie ihrer Entstehung. Auch die formalen Darstellungsformen differieren:

Die großformatige Simultandarstellung aus der Martinslegende wird konterkariert durch zwei größere statische Einzelfiguren. Schließlich findet sich auch ein narrativer Bilderzyklus bei dem Pilgerzug. Man nimmt an, dass „Bilderzyklen und Simultandarstellungen [...] ein spezifisches Merkmal mittelalterlicher Kunst“ darstellen.⁷ Um oder nach 1400 lösen sich „Bildzyklen [...] zu Gunsten einzelner Szenen auf oder werden von diesen unterbrochen.“⁸ Auch diese formale Besonderheit bestätigt die Datierung.

Folgerichtig wurde der Kirchenheilige Martin zuerst gemalt (vor 1400). Auch gemäß der Lesart von links nach rechts beginnt die Bildfolge mit der Martinsdarstellung. Danach entstanden die Bildzyklen und die Einzelfiguren um 1406–1409.

Die bekannteste und verbreitetste Episode aus der Martinslegende ist die Mantelteilung, bis heute Ausdruck für Mitgefühl und Armenpflege. Dies zu zeigen ist nur möglich in einer gefestigten Kirche, die Kontemplation ermöglicht.

Hier jedoch geht es um Mission. Folglich wählte der Auftraggeber eine andere Episode aus der Martinslegende, und der Maler hielt sich genau an die Vorlage: „In ähnlicher Weise gehorchten ihm auch die Pflanzen. An einem Ort hatte Martinus einen Tempel aus uralter Zeit zerstören lassen und wollte auch eine dem Teufel geweihte Fichte fällen. Die Bauern und Heiden widersetzten sich ihm, und einer von ihnen sagte: Wenn du wirklich Vertrauen in deinen Gott hast, so wollen wir diesen Baum zum Fallen bringen, du aber fange ihn auf! Wenn dein Gott, wie du ja behauptest, bei dir ist, wirst du mit dem Leben davorkommen. Martinus willigte ein, schon war der Baum angehauen, schon neigte er sich gegen Martinus, [...]. Da machte der Heilige das Zeichen des Kreuzes gegen ihn, der Baum neigte sich auf die entgegengesetzte Seite und erschlug fast die Bauern, die auf der sicheren Seite standen. Da sie nun dieses Wunder sahen, bekehrten sie sich zum Glauben.“⁹

7 Lianne *Wepler*: Was sind eigentlich Narreme? Amsterdam 2016, S. 595.

8 Georg Sigmund *Graf Adelmann von Adelmansfelden*: Mittelalterliche Wandmalereien in Nordwürttemberg. Aufdeckungen 1945–1956. In: Erich *Endrich* (Hg.): Heilige Kunst. Diözese Rottenburg. Stuttgart 1956, S. 5–29, hier S. 12.

9 *Jacobus de Voragine*: *legenda aurea*. Aus dem Lateinischen übertragen. Zürich 2000, S. 371–375.



Legende des Hl. Martin. Simultandarstellung. Alle wichtigen Stationen seines Lebens werden nicht in ihrer zeitlichen und örtlichen Abfolge dargestellt, sondern in einem Einzelbild zusammengefasst: Wüste – Einsiedler, Tours – Bischof, Klostergründung, die Episode mit dem Baum.



Der Hl. Martin hält in der Hand einen rotulus, eine Schriftrolle mit einem Bibeltext, der in einer Holzröhre aufgewickelt und durch Abrollen gelesen und danach wieder mit einer Drehvorrichtung zusammengerollt wurde, befestigt und zu lösen mit einem Band. Dessen Ende ist unterhalb der rechten Hand Martins zu sehen.

Trotz vieler Fehlstellen im Bild ist die Fichte, deren Wipfel sich drohend über Martin neigt, zu sehen. Durch Martins Einfluss bewegt der Stamm sich in die Gegenrichtung. Allerdings schlägt er nicht das Kreuz, sondern hält dem Baum einen *rotulus* entgegen, wohl mit dem Wort Gottes als Inhalt. Drei rote Dreiecke im Wipfel der Fichte stehen für den zerstörten Tempel. Dies ist das zentrale Geschehen. Links des Baumes sind Hausdächer zu sehen, darunter wohl ursprünglich die Bauern/Heiden. Simultan von rechts unten seine Legende: Öde Steine für sein Eremitenleben. Links ein Gebäude, das Schloss in Tours aus dem 11. Jahrhundert, wo er zum Bischof gewählt wurde (der Maler kannte es demnach aus der Anschauung). Schließlich rechts über ihm das Kloster, das er außerhalb der Stadt gründete, um mit Jüngern „in großer Einfachheit und Zucht zu leben.“¹⁰ Auch die Berichte über sein Aussehen sind getreu der Legende wiedergegeben: „Martinus sei seiner Erscheinung nach häßlich und von unschönem Gesicht [...], trug ein raues Kleid und einen schwarzen herabhängenden Mantel [...].“¹¹ Martins Gesicht wirkt fremdartig: weit auseinanderstehende Augen, eine flache Stirn, wulstige Lippen in einem struppigen schwarzen Bart. Der Kopf ist eng von einer Kapuze umschlossen. Auffällig sind die feingliedrigen Hände. Am unteren Rand, nicht bündig angesetzt und von anderer Hand gemalt, setzen sich die Malereien nach rechts mit dem gut erhaltenen Bild des Hl. Ägidius und einer gleich großen Frauenfigur fort. Beide sind einander zugewandt. Dabei steht Ägidius als einzige Figur der Malerei nicht vor einem tiefroten, sondern vor einem hellen Hintergrund. Auch steht er auf leicht bräunlich getöntem Boden. Alle anderen Figuren bewegen sich auf türkisfarbenem Boden, vielleicht Gras darstellend.

Ägidius ist als Abt gekleidet. Er trägt eine Mitra mit grünen Pendilienbändern, ein Amikt ist andeutungsweise zu sehen. Unter dem weiten Chormantel scheint er noch eine Albe oder einen anderen Habit zu tragen. In der linken Hand hält er den Abtsstab. Die Hirschkuh, sein Attribut, steht zu Füßen des Heiligen auf den Hinterbeinen, ihre Ohren sind nach hinten gelegt, und sie ist ganz auf Ägidius fokussiert. Ägidius lebte als Einsiedler in der Camargue. Der Legende nach nährte ihn dort eine Hirschkuh mit ihrer Milch. Diese Hirschkuh wollte der Westgotenkönig Wamba auf einer Jagd erlegen. Ägidius schützte sie mit der Hand und wurde selbst von dem Pfeil getroffen oder er fing ihn in der Luft auf. Wamba war so beeindruckt, dass er Ägidius gestattete, ein Kloster zu gründen (680, St. Gilles). Dort wurde Ägidius Abt. Wallfahrten zu seinem Grab wurden so bedeutend wie die nach Rom oder zu Jakobus nach Santiago de Compostela – auch, weil der Ort am Weg dorthin lag.¹² Eine Hypothese für die Wahl des Hl. Ägidius innerhalb dieser Malereien wäre demnach ein Zusammenhang mit

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Ökumenisches Heiligenlexikon. [https:// www. heiligenlexikon.de/ Biographien](https://www.heiligenlexikon.de/Biographien). Aufgerufen am 25.6.2020.



Untere Bildzeile: Ägidius und eine Frauenfigur. Nach rechts Farbspuren auf einer quadratischen Fläche. Zwei Weihekreuze aus dem 14. Jahrhundert, ein älteres griechisches Weihekreuz um 1100.

der Pilgerreihe in der oberen Zeile. Denkbar wäre auch ein Zusammenhang mit der Ägidiuskirche in Lohr, dem einstigen Sitz der Familie von Rothenburg. Dort sind Zuwendungen an diese Kirche belegt.¹³

Der Oberkörper der heiligen Frau, deren gotisch geschwungene S-Haltung angedeutet ist, wurde vom Restaurator im oberen Bild Drittel ergänzt. Sie ähnelt der Pilgerin in der oberen Bildzeile. Ikonografisch lässt sie sich nicht eindeutig zuordnen, die leere Bildfläche rechts neben ihr zeigt Reste von Malereien, die darüber vielleicht Aufschluss geben könnten. Naheliegend wäre, dass es sich um Maria handelt, die Kirchenheilige der Mutterkirche Wildentierbach. Sie trägt ein langes Untergewand mit roten Farbresten, darüber einen offenen Mantel mit grüner Fütterung, der in lockeren Wellenfalten bis zum Boden reicht. Die Hände sind vor dem Oberkörper wohl in einer Gebetshaltung zusammengeführt. Im schwarzverfärbten Mantel sind Reste von Grün erhalten. Sie steht vor einem teilweise ergänzten tiefroten Hintergrund.

Die Bildrahmen beider Heiliger sind ebenso wie das Martinsbild zur Hervorhebung ihrer Bedeutung mit schwarzen Haken-Ornamenten verziert. Das schmale Feld zwischen Ägidius und Maria ist in großen Flächen verloren. Allerdings ist es undenkbar, dass es ganz leer war, dagegen spricht der *horror vacui* (lat. Schrecken vor der Leere). Der Begriff bezeichnet in der Kunst den Wunsch, alle leeren Flächen mit Darstellungen oder Ornamenten zu füllen. Seinen Ursprung hat dieser Begriff in der mittelalterlichen Philosophie und

¹³ Karl Borchardt: Kirchen, Bürger und Bauern. Ausgewählte Studien zu Rothenburg ob der Tauber und seinem Umland. Jahrbuch des Vereins Alt-Rothenburg 2016, S. 230- 608, hier S. 232.



Hl. Ägidius.



Hl. Ägidius, Detail.

diente als Begründung der Vorstellung von einer durchgehend geordneten Natur, in der es keine Leere gibt.

In der Vergrößerung zeigen sich folglich auch Reste von Farbspuren. Aus welchem Grund dieser Zwischenraum angelegt wurde, bleibt unklar. Eine Hypothese wäre hier, ikonographische Sinnzusammenhänge voneinander abzugrenzen. Demnach wäre Agidius dem Martin zuzuordnen oder er stünde allein, wogegen die Maria nach rechts weiter definiert würde. Auch einfache räumliche Gründe könnten gelten, um das Rechteck der gesamten Malerei zu sichern.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts dringt allmählich das Diesseits in die Darstellung von Glaubensinhalten. In der Krailshausener Pilgerreihe deutet sich dies noch sehr verhalten an, was mit der frühen Datierung um 1406 erklärt werden kann.

Die Pilgerreihe besteht aus einer Dreiergruppe und einer Zweiergruppe, jeweils in einem Rahmen und jeweils eine eigene Erzählhandlung darstellend. Ein drittes Bild nach rechts ist so zerstört, dass darüber nur vermutet werden kann.

Die Pilger, jeder mit dem Pilgerstab, bilden einen erzählenden Hintergrund und sie kontrastieren mit ihrem In-Bewegung-Sein die Statik der beiden Heiligen darunter. Es sind heilige Pilger, wie unschwer an ihren Heiligenscheinen zu er-



Hl. Frau (Maria).



*Zum Vergleich:
Maria, Mistlau, Nikolaus-
kirche, um 1430.*

kennen ist. Näher zu bestimmen sind sie nur in Kleidung, Alter und Geschlecht. Attribute fehlen.

Das Eindringen der Lebenswirklichkeit in dieser Bildzeile beginnt mit Alltagsgegenständen und mit zeitgenössischer Mode. Vor allem aber beginnen die Personen zu interagieren: In der Dreiergruppe links wendet sich der mittlere Pilger an den jungen, die Pilgerin dreht sich zu den beiden um. Offenbar gibt es eine Beziehung zwischen ihnen. Ein Gespräch scheint im Gang zu sein. Die Pilgerin wendet sich zurück zu den beiden Männern, ihr Pilgerstab ruht, ihre linke Hand hat sie betroffen auf die Brust gelegt. Dasselbe gilt für die Zweiergruppe. Der angekommene Pilger wird von der Nonne empfangen, die sich zum Empfang nach vorne beugt, ihm zugewandt. An die Stelle der Typologie tritt das reale Menschenbild mit unverwechselbaren subjektiven Eigenschaften.



Leere Fläche zwischen dem Hl. Ägidius und der Frauenfigur.



Obere Bildzeile, Pilgerzug.

Die Pilger bewegen sich auf hellem Boden, der wohl ursprünglich grün war, und vor demselben roten Hintergrund wie er bei Maria und Martin erscheint. Auf der Höhe der Köpfe wurde die gesamte Bildfolge nachgemalt. Nur zwei Gesichter in der Pilgerreihe sind noch erhalten. Diesen lebensnahen Pilgerzug in dieser abgelegenen Kapelle zu finden, ist erstaunlich. Der ikonographische Zusammenhang erschließt sich heute nicht mehr.¹⁴ Dennoch erlaubt die bloße Beschreibung einige Rückschlüsse.



Obere Bildzeile: Pilger, Dreiergruppe.

Die beiden männlichen Pilger veranschaulichen sowohl das ständeübergreifende als auch das altersunabhängige Pilgern. Links drängt ein junger und der Kleidung

¹⁴ Über Wege, Ziele und Gründe der Pilgerfahrt s. z. B. Toni *Börner*: Pilgern im Mittelalter. Ein ständeübergreifendes Massenphänomen. Studienarbeit. Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Hauptseminar: Grenzerfahrungen und Grenzüberschreitungen Europas im 13. Jahrhundert. WS 2007/2008, S. 6–8. Norderstedt 2008.

und Ausrüstung nach reicher Mann vorwärts: Der Pilgerstab ist mit ausgestrecktem Arm nach vorne gesetzt, er trägt einen schwarzen Pilgermantel, darunter eine zeitgenössische Cotte, in edlem Grün, mit einer Passe an der Vorderseite und mit einem abgesetzten Saum. Seine braunen Stiefel sind knöchelhoch und wirken bequem. In der Hand hält er einen metallenen Pilgerbecher oder einen Kelch. Die längsrechteckige Form ist wohl eine der aufwendigeren Pilgertaschen, die für die Pilgerfahrt besonders geweiht wurden. Der mittlere Pilger ist älter, mit braunem Haar und Bart. Er ist schlicht gekleidet mit einem langen Untergewand, darüber trägt er einen kurzen Umhang mit einfachem Verschluss am Hals, wohl einen Pilgermantel, und spitze schwarze Schuhe.



Obere Bildzeile: Pilger, Zweiergruppe. Pilger und Nonne.

Er hat sich mit Kopf, Körper und Fussstellung nach dem Jungen umgewandt und stellt ihm seinen Pilgerstab in den Weg.

Die Pilgerin trägt einen Schleier, ein langes Untergewand, ein grünes kurzes Obergewand darüber und einen kurzen Mantel, dazu ein Brusttuch und einen Schleier oder eine Haube, denn kleine Stoff-Fältelungen sind links am Kopf angedeutet. Die Zweiergruppe zeigt die Ankunft am Pilgerziel oder an einem Ort auf der Pilgerfahrt: ein Nonnenkloster.

Auch hier zeigt die Position des Pilgerstabes die Befindlichkeit des Pilgers. Hier steht ein Pilger fest vor der Nonne und signalisiert Ankunft. Vom Pilger ist ein brauner Vollbart erhalten. Er trägt ein bodenlanges braungrünes Gewand, dessen Knopf am Hals ist deutlich sichtbar. Auffällig ist der schwere Pilgersack, der im Nacken mit einem schwarzen Band befestigt ist und den der Pilger seitlich und vor der Brust trägt. Die heilige Nonne ist eine Stufe, rechts unten, heraufgekommen, um ihn zu empfangen. Sie trägt einen schwarzen Habit oder ein schwarzes Skapulier, darüber einen weißen Chormantel. Ihr Schleier (Wimpel) bedeckt Kinn und Hals. Seine Querlage über der Stirn ist noch andeutungsweise zu sehen. Die linke Hand ist erhoben und umfasst einen goldfarbenen Stab, offenbar einen Äbtissinnenstab, der in einer Krabbe endet. Auf dem abgewinkelten rechten Arm liegt ein Buch. Auffällig ist ihre Augenpartie:



*Obere Bildzeile:
Nonne mit Stab und Buch (Äbtissin).*



Hl. Ottilie.¹⁵

15 Ökumenisches Heiligenlexikon ebd. (wie Anm. 12).

Das rechte Auge fehlt völlig und das linke ist eigenartig blicklos im Vergleich zu denen der anderen erhaltenen Gesichtern. Auch schaut sie den Ankömmling nicht an, sondern ist leicht von ihm abgewandt. Der Kopf ist zur Seite geneigt, als ob sie sich mehr auf das Gehör verlässt. Das legt die Hypothese nahe, dass es sich um die heilige Ottilie handeln könnte. Sie wurde blind geboren, kam in ein Kloster, wurde durch die Taufe wieder „sehend“, so die Legende. Das von ihr gegründete Kloster Niedermünster südlich von Straßburg, das auch ein Pilgerhospiz umfasste, war eine wichtige Pilgerstätte im ausgehenden Mittelalter, auch eine Station auf dem Weg nach Santiago de Compostela. Ein neues Bildfeld rechts von ihr zeigt die Andeutung eines Habits einer weiteren Nonne.

Dass die Wandmalereien von zwei verschiedenen Malern stammen, lässt sich an einigen stilistischen Unterschieden festmachen. Der Martinskünstler malt anatomisch stimmige Hände, während der Maler der übrigen Bilder damit Probleme hatte. Dort sind die Hände unstrukturiert und plump. Auch die Gesichtsdarstellungen differieren. Das frühe Martinsbild, wie oben beschrieben, unterscheidet sich erheblich von den anderen erhaltenen Gesichtern aus der zweiten Ausmalungsphase nach 1400 mit ihren langen, gebogenen Nasen und den deutlichen Nasenlöchern, den großen Augen mit den betonten Unterlidern und den schmalen Lippen. Aus dieser Zeit und von dieser Hand stammen auch die Symbole der vier Evangelisten im Chorgewölbe.

Die Kirchengründungen der Bistümer in der Ausbauzeit aus dem 8. und 9. Jahrhundert waren gebautes Programm der Christianisierung, deren Speerspitzen und Bollwerke. In Krailshausen ging es um Mission und Bekehrung. Zur Bekräftigung dieser Wortbekenntnisse bedurfte es der Taufe. In unmittelbarer Nachbarschaft diente die Taufkirche St. Bonifatius in Oberstetten aus dem 9. Jahrhundert (um 800) dieser Intention. Hier wie dort blieb dieser ursprüngliche „Zweck“ über Jahrhunderte im Bewusstsein. Das belegen die Wandmalereien, die diese Gründungsabsichten erneut ins Bild setzten.



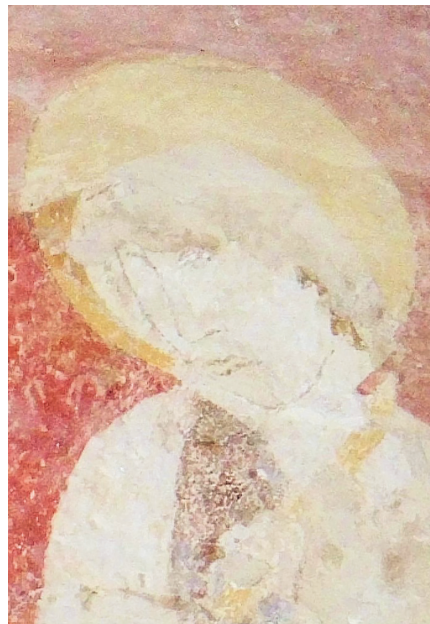
Martin.



Ägidius.



Die Pilgerin.



Die (blinde) Nonne.

Jakob von Landshut in Hohenlohe?

VON FRIEDRICH RUDOLF BECKER

Im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein findet sich unter der Signatur GA 5 U 3687 eine auf den 23. April 1490 datierte Bestallungsurkunde, in der ein Steinmetz mit Namen Jakob von Landshut auf fünf Jahre durch Graf Albrecht II. von Hohenlohe-Neuenstein († 1490)¹ angestellt wird. Ein gleichnamiger Meister ist durch seine Tätigkeit am Straßburger Münster zwischen 1495 und seinem Tode 1509 bekannt. Dieser schuf dort die an der Nordseite des Münsters gelegene Laurentiuskapelle (Abb. 1) mit ihrer aufwändigen Portal- und Fassadengestaltung.²

Ziel dieses Beitrages ist es, die genannte Urkunde hinsichtlich ihres Inhalts näher zu untersuchen und in den Werdegang dieses berühmten Meisters einzuordnen. Hierzu seien zunächst einige bekannte Zusammenhänge in Bezug auf dessen Lebensweg wiedergegeben. Es sei vorausgeschickt, dass hier eine Vielzahl von Verknüpfungen politischer und künstlerischer Art zum Tragen kommt und daher bisweilen erhebliche geographische Sprünge unternommen werden. Der aus Landshut stammende, vermutlich um 1440 als Sohn des dortigen Stadtwerkmeisters Ulrich Isarecker († um 1458)³ geborene Steinmetz, tritt erstmals um 1470 an der Peterskirche in Worms-Herrnsheim aus dem Dunkel der Geschichte.⁴ Hier wurde ein romanischer Bau im spätgotischen Stil umgebaut und erweitert. Als Auftraggeber traten die Herren von Dalberg auf, die als Kämmerer der Wormser Bischöfe zu Macht und Ehren gelangten.⁵ Unter Philipp von Dalberg († 1492)⁶ wurde Herrnsheim und damit auch Schloss und Kirche zu einer ritterlichen Residenz ausgebaut.⁷

1 Vgl. Hans-Georg *Boehm*: Hohenlohe. Landschaft. Grafschaft. Fürstentum. Mainfränkische Hefte. Nr. 44. Bad Mergentheim, 1964, S. 11.

2 Vgl. Barbara *Schock-Werner*: Das Strassburger Münster im 15. Jahrhundert. Stilistische Entwicklung und Hüttenorganisation eines Bürger-Doms. Köln 1983, S. 200 f.

3 Vgl. Volker *Liedke*: Ulrich Isarecker, Stadtwerkmeister zu Landshut und Meister Jakob von Landshut, Münsterbaumeister zu Strassburg. In: *Ars Bavarica*. Gesammelte Beiträge zur Kunst, Geschichte, Volkskunde und Denkmalpflege in Bayern und in den angrenzenden Bundesländern. 35/36 (1984), S. 119.

4 Vgl. ebd., S. 120 f; Anm.: Die Annahme gründet sich auf einer Urkunde aus dem Jahre 1469, in der ein Sohn Ulrich Isareckers mit Namen Jakob, als „außer Landes“ bezeichnet wird.

5 Vgl. Friedhelm Wilhelm *Fischer*. Die spätgotische Kirchenbaukunst am Mittelrhein 1410–1520 an charakteristischen Beispielen dargestellt, nach Schulen geordnet und mit historisch-topographischen Darlegungen verknüpft. Heidelberg 1962, S. 144 f.

6 Vgl. ebd., S. 144.

7 Ebd.



Abbildung 1: Portal der Laurentiuskapelle am Straßburger Münster.



Abbildung 2: Blick in den Chor der Herrnsheimer Peterskirche.

Der Chor der Peterskirche (Abb. 2) zeigt zahlreiche niederbayerische Elemente (Gewölbe, Konsolen, Strebpfeiler) und auch das dort dokumentierte Steinmetzzeichen Jakobs von Landshut (Abb. 4) lässt an eine Verbindung mit der Landshuter Bauhütte und dortigen Werkmeistern (Abb. 3) wie Hans Stethaimer († um 1460)⁸ denken.⁹ Weitere Bauten die stilistische Übereinstimmungen mit dem Herrnsheimer Kirchenbau aufweisen und der niederbayerischen Architektur nahestehen sind die St. Valentinus-Kirche in Kiedrich (um 1470–1491/93),¹⁰ die Kirchen in Rauenthal und Bechtolsheim (1482–1496),¹¹ St. Stephan in Simmern (1486–1509)¹² sowie die Pfarrkirchen in Sankt Martin (nach 1488)¹³ und Herxheim (nach 1510).¹⁴ Außerdem konstatierte man Ähnlichkeiten an der Spitalkirche in Deidesheim (1494/1496) und der Nikolauskapelle in Gimmeldingen-Lobloch (um 1490).¹⁵

8 Vgl. *Liedke* (wie Anm. 3), S. 46.

9 Vgl. *Fischer* (wie Anm. 5), S. 150.

10 Ebd., S. 156 f.

11 Ebd., S. 151.

12 Vgl. *Liedke* (wie Anm. 3), S. 121.

13 Vgl. *Fischer* (wie Anm. 5), S. 173.

14 Ebd., S. 144 ff., *Liedke* (wie Anm. 3), S. 121.

15 Vgl. *Fischer* (wie Anm. 5), S. 156.

Es kann somit festgehalten werden, dass in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bayerische Werkleute und unter ihnen Jakob von Landshut am Ober- und Mittelrhein und damit im direkten Einflussbereich der einstigen Kurpfalz tätig waren.¹⁶ Die Herren von Dalberg als Auftraggeber stellen hier ein wichtiges Bindeglied dar, denn Johann von Dalberg († 1503),¹⁷ der seit 1482 den Bischofssitz zu Worms bekleidete, war zwischen 1481 und 1497 auch kurpfälzischer Kanzler unter Pfalzgraf Philipp I. (reg. 1476–1508).¹⁸ Wie die Handwerker letztlich nach Herrnsheim kamen, lässt sich nicht zweifelsfrei belegen. Da jedoch seit 1452 Jodok Dotzinger aus Worms († um 1472)¹⁹ in Straßburg dem Münsterbau vorstand, erscheint eine Vermittlung über die elsässische Bischofsstadt denkbar.²⁰ Die wechselseitigen Beziehungen beider Städte lassen sich auch anhand anderer Werkmeister nachweisen. So leitete in unmittelbarer Nachbarschaft zu Herrnsheim, im heute ebenfalls zu Worms gehörigen Neuhausen, der vormalige Parlier Dotzingers, Peter Bischof von Algesheim († nach 1480),²¹ zwischen 1464 und 1468 den Wiederaufbau der nicht erhaltenen Cyriakuskirche. 1473 wurde derselbe zum Stadtmaurermeister in Straßburg ernannt und war noch bis mindestens 1478 im Elsass tätig.²² Auch der Amtsvor-



Abbildung 3: Meisterwappen des Hans von Burghausen an der Landshuter Martinskirche.

16 Ebd., S. 249.

17 Vgl. Kurt *Andermann* (Hg.): Ritteradel im Alten Reich. Die Kämmerer von Worms genannt von Dalberg. Epfendorf 2009, S. 39.

18 Ebd., S. 39. Vgl. auch Meinrad *Schaab*: Zeitstufen und Eigenart der pfälzischen Territorialentwicklung im Mittelalter. In: Mittelalter. Schloss Heidelberg und die Pfalzgrafschaft bei Rhein bis zur Reformationszeit. Hg.: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg. Regensburg 2002, S. 36.

19 Dazu Jürgen *Julier*. Studien zur spätgotischen Baukunst am Oberrhein (Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen 13). Heidelberg 1978, S. 182.

20 Vgl. *Fischer* (wie Anm. 5), S. 150.

21 Vgl. Norbert *Diehl*: Der Baumeister Peter Bischof von Algesheim. In: Heimatbuch Landkreis Mainz-Bingen: Beiträge zur Geschichte und Gegenwart des Landkreises Mainz-Bingen. Hg.: Vereinigung der Heimatfreunde am Mittelrhein e.V. und Kreisverwaltung Mainz-Bingen. Selzen 2015, S. 78.

22 Vgl. Marga *Dörr*. Peter Bischof von Algesheim, ein Baumeister und Bildhauer des 15. Jahrhunderts. In: Anton Philipp *Brück* (Hg.): 600 Jahre Stadt Gau-Algesheim: aus Kultur und Geschichte



Abbildung 4: Jahreszahl 1505 und Meisterzeichen Jakobs von Landshut am Türsturz der Straßburger Laurentiuskapelle.

gänger und spätere Mitarbeiter von Landshuts in Straßburg, Conrad Sifer von Sinsheim († um 1501),²³ scheint in den 1480er Jahren in Worms ansässig gewesen zu sein. Er wird mit den eindrucksvollen Reliefs aus dem dortigen Domkreuzgang (Abb. 5) in Zusammenhang gebracht.²⁴

Entscheidend erscheint auch die Verbindung der kurpfälzischen Territorien zum Bistum Straßburg. Denn zwischen 1440 und 1506 hatten zwei Angehörige aus den kurpfälzischen Nebenlinien Pfalz-Simmern und Pfalz-Mosbach die dortige Bischofswürde inne.²⁵ Gerade Albrecht von Pfalz-Mosbach

der Stadt. Gau-Algesheim 1955, S. 94–97; *Diehl* (wie Anm. 21), S. 76–79. Das Cyriakusstift in Neuhausen stand spätestens seit dem 14. Jahrhundert unter direktem Einfluss der Kurpfalz. 1460 wurde der Ort und die Kirche von Truppen des Mainzer Erzbischofs vollständig zerstört. Vgl. Philipp Walter *Fabry*: Das St. Cyriakusstift zu Neuhausen bei Worms (Der Wormsgau. Beiheft 17). Worms 1958, S. 24.

²³ Vgl. Marie-Luise *Hauck*: Der Bildhauer Conrad Sifer von Sinsheim und sein Kreis in der ober-rheinischen Spätgotik. In: *Annales Universitatis Saraviensis*. Philosophische Fakultät. IX. Fasc. 1 (1960), S. 240; Meister Conrad ist im Jahre 1501 das letzte Mal fassbar und wird in Zusammenhang mit dem Relief der Laurentiusmarter am gleichnamigen Portal genannt.

²⁴ Ebd., S. 179 ff.

²⁵ Dazu Anneliese *Seeliger-Zeiss*: Die Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft der Spätgotik. In: *Mittelalter. Schloss Heidelberg und die Pfalzgrafschaft bei Rhein bis zur Reformationszeit*. Hg.: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg. Regensburg 2000, S. 127–153, hier S. 150.



Abbildung 5: Wurzel-Jesse-Relief im Dom zu Worms.

(† 1506)²⁶ trat während seiner Regentschaft durch die Förderung der Künste hervor. So entstanden etwa die Münsterkanzel (1486) von Hans Hammer († nach 1519),²⁷ eine persönliche Grabkapelle an der Zaberner Stiftskirche (um 1496) oder auch die bereits erwähnte Laurentiuskapelle.²⁸ Bemerkenswert ist zudem, dass der Begründer der letztgenannten Linie, Otto I. (1410–1461),²⁹ mit Johanna († 1444),³⁰ einer Tochter Heinrichs des Reichen von Bayern-Landshut (reg. 1393–1450),³¹ vermählt war.³² Aber auch Philipp I. ehelichte 1474 eine Prinzessin aus diesem Geschlecht.³³ Diese politischen Verbindungen zwischen Kurpfalz und den Herzögen von Bayern-Landshut dürfen daher zweifellos als Grundvoraussetzung angesehen werden, dass eine Wanderung bayerischer Steinmetzen an den Rhein in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfolgte. Als analoges Beispiel sei an dieser Stelle die Grafschaft Württemberg-Urach angeführt, wo

26 Günther *Wüst*: Pfalz-Mosbach (1410–1499). Geschichte einer pfälzischen Seitenlinie des 15. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Territorialpolitik. Diss. Heidelberg 1976, S. 3.

27 Vgl. *Schock-Werner* (wie Anm. 2), S. 181.

28 Vgl. *Seeliger-Zeiss* (wie Anm. 25), S. 150.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Dazu Franz *Dambeck*: Hans Stethaimer und die Landshuter Bauschule (Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern 82). Landshut 1957, S. 5.

32 Vgl. *Seeliger-Zeiss* (wie Anm. 25), S. 150.

33 Vgl. <https://www.deutsche-biographie.de/sfz74519.html> (Stand: 02.09.20, 13:49 Uhr).

unter der Regentschaft Mechthilds von der Pfalz (1419–1482)³⁴ vermehrt mittelrheinische Werkleute nach Schwaben kamen.³⁵

Wie stellte sich aber das Verhältnis von Kurpfalz und Hohenlohe im 15. Jahrhundert dar? Bereits unter Friedrich I. (1449–1476),³⁶ dem Siegreichen, wurden mit dem Kauf von Neuenstadt am Kocher, der Herrschaften Möckmühl und Weinsberg sowie mit der Grafschaft Löwenstein eine kurpfälzische Expansion in den nördlichen Neckarraum unternommen.³⁷ Damit lag der Kurfürst in direkter Nachbarschaft zu den hohenlohischen Grafschaften. Des Weiteren waren die Hohenloher Lehensleute des Pfalzgrafen. Ihr großes Gewicht kann beispielhaft an ihrer Vermittlerrolle zwischen den Teilnehmern des Pfälzer Krieges (1461–1462) im Jahre 1464 in Öhringen dargelegt werden.³⁸

Richten wir an dieser Stelle die Aufmerksamkeit auf die eingangs erwähnte Urkunde. Diese sei hier in ihrem originalen Wortlaut wiedergegeben:

Zu mercken, das der wolgeborn herr, herre Albrecht grave von Hohenloe und zu Ziegenhain etc., meister Jacoben von Landshuot, den steinmetzen, funff jare die nechsten, die sich uff hewt datum diser zettel anvahen, oder als lange der durchleuchtig hochgeborn furste pfaltzgrave Philips kurfurste etc. sollichs verwilligen und zu geben will, zu einem werckmeister bestellet hat, also das der genant meister Jacob dem obgemelten grave Albrechten von Hohenloe zu seinen bewen, wo er die fürnemen, dartzu er ine erfordern, allewegen, so offt das not thun wirdt, nach seinem besten versteen getrewen ratt geben und helfen sol, damit sollich bewe nach dem fugligosten vollenfurt und ufbracht werden. Ob aber der vorgeant meister Jacob von Landshuot zu den zeytten, so ine grave Albrecht zu dinste erfordern, durch des obgenanten meins gnedigen hern des pfaltzgraven gescheffte, damit er beladen were, verhindert wurde, das er seinen gnaden [Albrecht] deshalb nit zu dinste kommen oder zu willen werden mocht. so sol er doch dem egenanten grave Albrechten, so bald sollich meins gnedigen hern des pfaltzgraven geschefft zu ende lauffen und ine nit mere verhindern, auch gewarten und dienen, in massen wie vor gemelt ist, vnd umb sollichen seinen dinste sol und will ime grave Albrecht jerlichen und eins yeden jars besünder zu sold geben sechs gulden reinisch und einen winter rock als sein gnade andern knechten gibt, und dartzu futter und male, so offt er ine zu seinen geschefften braüchet. Daruff hat der genant meister Jacob mit handt gebenden trewen gelobt, grave Albrechts obgenant schaden zu warnen, fromen und bestes zu werben, seinen gnaden in massen, wie vor stet, getrewenlichen zu dienen und zu gewarten.

34 Vgl. <https://www.deutsche-biographie.de/sfz59668.html> (Stand: 02.09.20, 13:48 Uhr).

35 Hans Koepf: Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben. Stuttgart 1958, S. 45 f.

36 Dazu Seeliger-Zeiss (wie Anm. 25), S. 151.

37 Vgl. Schaab (wie Anm. 18), S. 34.

38 Rüdiger Becksmann: Corpus Vitrearum Medii Aevi. Die mittelalterlichen Glasmalereien in Schwaben von 1350 bis 1530: ohne Ulm. Berlin 1986, S. 142.

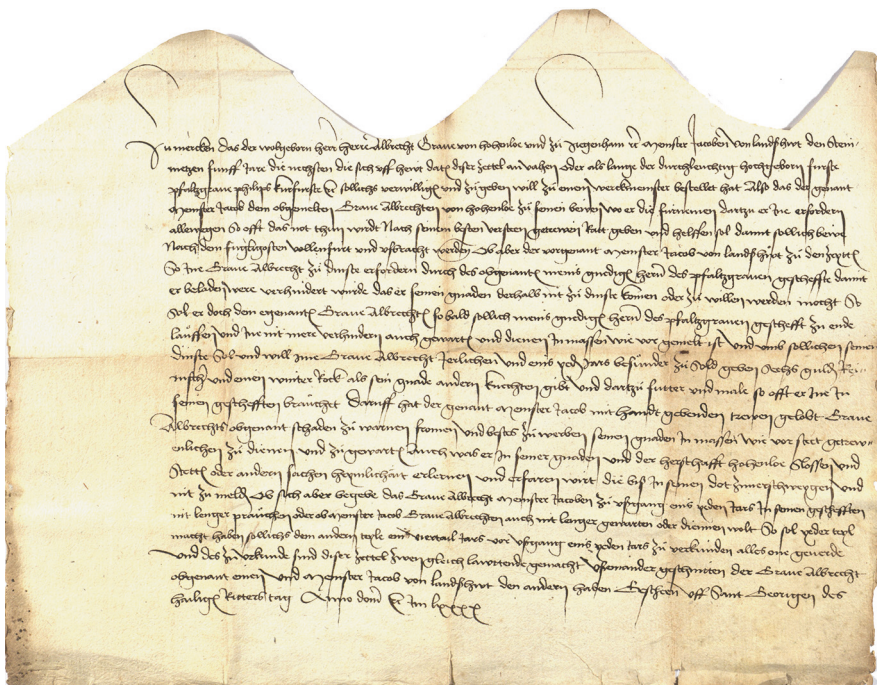


Abbildung 6: Bestallungsurkunde aus Neuenstein (HZA Neuenstein, GA 5_U3687), 1490.

Auch was er zu seiner gnaden und der herschafft Hohenloe slossen und steten oder anderen sachen heymlichait erlernen und erfahren wirt, die bis zu seinen dot zuverschweygen und nit zu melden. Ob sich aber begeben, das grave Albrecht meister Jacoben zu usgang eins yeden jars zu seinen geschefften nit lenger präuchen oder ob meister Jacob grave Albrechten auch nit lenger gewarten oder dienen wolt, so sol yeder teyl macht haben, sollichs dem andern teyle ein viertail jars vor usgang eins yeden jars zu verkunden, alles one geverde. Und des zu urkunde sind diser zettel zwey gleich lawttend gemacht ußeinander geschnitten, der grave Albrecht obgenant einen und meister Jacob von Landshuot den andern haben. Gescheen uff Sant Georgigen des heiligen ritters tag, anno domini Christi im lxxxix.³⁹

Fassen wir zusammen: Graf Albrecht von Hohenlohe stellt *meister Jacoben von Landshuot, den steinmetzen*, auf fünf Jahre an, damit dieser ihm *zu seinen bewen* beratend und ausführend behilflich sei. Soweit scheint es sich um keine außer-

39 Vgl. HZA Neuenstein, GA 5_U3687; Groß- und Kleinschreibung wurden standardisiert, die Interpunktion eingefügt.

gewöhnliche Bestallungsurkunde zu handeln. Lesen wir jedoch weiter, so erhalten wir eine für weitere Überlegungen entscheidende Information, denn es wird ersichtlich, dass der Werkmeister zum Entstehungszeitpunkt der Urkunde im Dienste des oben genannten Pfalzgrafen Philipp steht. Er soll diesem auch nach wie vor zur Verfügung stehen, denn Albrecht will die Dienste des Werkmeisters lediglich in Anspruch nehmen *als lange der durchleuchtig hochgeborn furste pfaltzgrave Philips kurfurste zu sollichs verwillige und zu geben will*. Jakob von Landshut soll deshalb, sobald er die *gescheffte* des Pfalzgrafen vollendet hat oder für diese nicht mehr benötigt wird, nach Hohenlohe kommen, um seinem Vertrag mit dem Grafen nachzukommen. Als Lohn soll er jährlich sechs rheinische Gulden sowie eine ebenso hohe Sonderzahlung *eins yed jares* erhalten. Zudem wird ihm ein *winter rock als sein gnade andern knechten gibt* und Futter und Malz, wohl für sein Pferd, *so oft er ine zu seinen geschefften braüchet* gewährt. Interessant erscheint der Zusatz, dass der Meister *mit handt gebenden trewen gelobt* hat, dass er *bis zu seinen dot* keinerlei Informationen über *der herschafft Hohenloe slossen und stetten* an andere weitergeben dürfe. Bemerkenswert ist ferner die modern anmutende Regelung, dass jeder Partei ein Kündigungsrecht eingeräumt wird *ein viertail jares vor ußgang eins yeden jares [...] one geverd* den Vertrag zu lösen. Abschließend ist vermerkt, dass die vorliegende Urkunde in zweifacher Ausfertigung als sogenannter Kerbbrief, bei dem die beiden gezackten Enden zum Beweis der Echtheit ineinander passten, sowohl für den Hohenloher Grafen als auch für den Werkmeister *gleich lawttend gemacht* wurde.

Gerade dieser letzte Abschnitt lässt weitere Überlegungen aufkommen. Denn Meister Jakob von Landshut – und/oder sein Dienstherr – scheint Wert darauf gelegt zu haben, möglichst unabhängig agieren zu können. Hierfür spricht das erwähnte Kündigungsrecht und die eingangs genannte Einschränkung, dass der Steinmetz nur für den Hohenloher tätig sein soll, wenn der Pfalzgraf seiner Dienste nicht bedarf. Dieser Sachverhalt lässt auf vorausgegangene Verhandlungen schließen, die offensichtlich zugunsten des Meisters ausgefallen sind. Auch die jährliche Sonderzahlung kann hierzu angeführt werden. Im Gegenzug behielt sich der Graf ebenfalls das Recht vor, den Vertrag zu lösen, und ließ den Steinmetzen einen Schwur ablegen, um die Sicherheit seiner Länder zu gewährleisten. Resultierend aus diesen Überlegungen lässt sich eine bedeutende und sicher auch viel beschäftigte Stellung ableiten, die der Meister beim Pfalzgrafen wahrgenommen haben muss. Eine Anstellung als kurpfälzischer Hofwerkmeister erscheint hier naheliegend.⁴⁰

40 Für die Zeit um 1490 ist noch eine weitere Person in dieser Position belegt: Jakob (Bach) von Etlingen († 1534), der auf Empfehlung des Pfalzgrafen sowie der Stadt Worms und Johans von Dalberg an den Frankfurter Dombau gelangt sein soll. Bis 1494 scheint dieser in Worms ansässig gewesen zu sein und sich dort einen Namen gemacht zu haben. Die Empfehlungsschreiben aus den Jahren 1491 und 1492 sind durch Hanns Hubach veröffentlicht worden. In den Dokumenten wird der Werkmeister jedoch in allen drei Fällen lediglich als *meister jacob* bezeichnet. Mit Blick auf die

Wie lässt sich die Urkunde also einordnen? Handelt es sich bei dem angeführten Steinmetzen tatsächlich um den späteren Straßburger Münsterbaumeister? Welche Bauten könnte dieser in Hohenlohe oder auch im Dienste des Pfalzgrafen geplant oder ausgeführt haben? Und beendete der vorzeitige Tod des Grafen Albrecht (1490) den geschlossenen Vertrag oder wurde er möglicherweise von dessen Amtsnachfolger, Graf Kraft VI. († 1503),⁴¹ verlängert?

Hierzu soll im Folgenden die Stiftskirche von Öhringen als Ausgangspunkt weiterer Überlegungen dienen. Denn die zitierte Urkunde wurde bereits zuvor auf dieses Bauwerk bezogen. Karl Schumm hat das Dokument zuerst in einem Kirchenführer aufgegriffen.⁴² Bei früheren Autoren⁴³ wurde kein Hinweis auf das Schriftstück gefunden. Eberhard Knoblauch wiederum folgte Schumm in der Annahme, der Werkmeister sei um 1490 in Öhringen tätig gewesen und bezog seine Überlegungen vor allem auf das nördliche Seitenschiffgewölbe, das er mittelrheinischen Vorbildern verpflichtet sah.⁴⁴ Der Autor gab zudem an, von Landshut könnte nach seiner Öhringer Tätigkeit bereits 1492 in Straßburg ansässig gewesen sein.⁴⁵ Dieses Datum wiederum bezieht sich, Barbara Schock-Werner folgend, auf eine in zwei Versionen überlieferte Inschrift vom verlorenen Grabmal des Meisters. Es erhält durch einen erhaltenen Planriss (Abb. 7), der ihm aufgrund seiner Signatur zweifelsfrei zugewiesen werden darf, eine hohe Wahrscheinlichkeit.⁴⁶ Der Riss wird etwa von Böker als Entwurfsskizze gesehen, der der Aufnahme als Münsterbaumeister vorausging. Analog hierzu könnten die

Neuensteiner Urkunde mag es daher berechtigt erscheinen, hier zu fragen, ob nicht auch Jakob von Landshut für diese Empfehlungen in Frage käme. Chronologisch könnte dies zutreffen. Einzig das Dokument Johanns von Dalberg, der von Landshut aus seiner Herrscheimer Zeit sicher persönlich kannte, mag hier den Ausschlag zugunsten Jakobs von Ettligen geben. Denn hier wird schon im Registraturvermerk darauf hingewiesen, dass es sich um „den von Heidelberg“ handelt und im Text selbst heißt es, *steynmetzen und werckmeister, ainer meister jacob genannt*, was darauf schließen lässt, dass eben dieser Jakob dem Bischof nicht näher bekannt war. Zudem mag die Tatsache, dass sich auch der Wormser Rat, als dessen Mitglied er genannt wird, für den Werkmeister einsetzte und ausdrücklich betont, dass er in der Stadt bereits *merglichen und wercklichen buewe gemacht* habe, dafür sprechen, dass er in erster Linie städtische Bauten versorgte. Vgl. Hanns Hubach: Johann von Dalberg und das naturalistische Astwerk in der zeitgenössischen Skulptur in Worms, Heidelberg und Ladenburg. In: Gerold Bönnen/Burkhard Keilmann (Hg.): Der Wormser Bischof Johann von Dalberg (1482–1503) und seine Zeit (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte; 117). Mainz 2005, S. 209; Walter Karl Zülch: Frankfurter Künstler 1223–1700. Frankfurt a. M. 1935, S. 239 ff.

41 Dazu Gerhard Taddey: Öhringen im späten Mittelalter (1250–1500). In: Stadt Öhringen (Hg.): Öhringen. Stadt und Stift. Sigmaringen 1988, S. 64.

42 Karl Schumm: Die Stiftskirche Öhringen. Öhringen 1954, S. 6.

43 Joseph Albrecht: Die Stiftskirche zu Öhringen. Öhringen 1837; Adolf Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe. I. Theil, Stuttgart 1866; Derselbe: Beiträge zur Geschichte des Collegiatstifts zu Öhringen. In: Joseph Albrecht (Hg.): Archiv für Hohenlohische Geschichte, 2. Bd. Öhringen 1870, S. 151–214; Ernst Boger: Die Stiftskirche zu Öhringen. In: WFr NF 2 (1885), S. 1–80.

44 Eberhard Knoblauch: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen bis zum Ausgang des Mittelalters. Textband. Diss. Stuttgart 1970, S. 528, 480, 377.

45 Ebd., S. 480.

46 Schock-Werner (wie Anm. 2), S. 200 f.



*Abbildung 7: Blick in das Gewölbe des nördlichen Seitenschiffes
in der Öhringer Stiftskirche.*

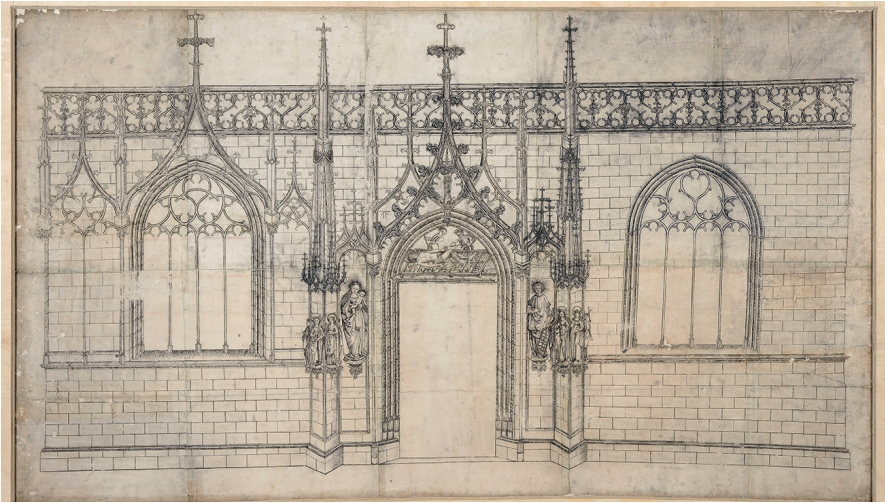


Abbildung 8: Jakob von Landshut, Riss für die Fassade der Laurentiuskapelle, D.22.995.0.21, um 1494, Musées de la ville de Strasbourg, M. Bertola.

oben genannte Kanzel von Hans Hammer oder auch der Taufstein von Jodok Dotzinger (1453)⁴⁷ ebenfalls als Fähigkeitsbeweise angesehen werden, die letztlich als Voraussetzung zur Anstellung als Werkmeister in Straßburg dienten.⁴⁸ Weiterhin wird der Baubeginn der Laurentiuskapelle nach der Kleinen Münsterchronik mit 1494 angegeben, was ebenfalls für einen früheren Aufenthalt des Meisters in der Münsterstadt sprechen würde. Gesichert ist allerdings nur, dass von Landshut 1495 zum Werkmeister in Straßburg bestellt wurde.⁴⁹ Doch zurück nach Öhringen. Dem Wortlaut der hier behandelten Bestellung folgend, ergeben sich Zweifel an der durch Schumm und Knoblauch geäußerten These. Denn der genannte Graf, Albrecht II., residierte nach der hohenlohischen Gebietsteilung von 1455 in Neuenstein. Öhringen hingegen wurde bis 1486 gemeinschaftlich verwaltet.⁵⁰ Geht man davon aus, Jakob von Landshut habe in Öhringen gewirkt oder wurde eigens für den dortigen Bau angestellt, so wäre in dem angeführten Schriftstück zumindest die Erwähnung des Grafen Kraft VI. als Stadt- und Landesherr anzunehmen. Da hier jedoch ausschließlich Albrecht II. als Auftraggeber auftritt, darf angenommen werden, dass es sich bei den hier

47 Julier (wie Anm. 19), S. 183.

48 Johann Josef Böker/Anne-Christine Brehm/Julian Hanschke/Jean-Sébastien Sauvé: *Architektur der Gotik. Rheinlande*. Salzburg 2013, S. 227.

49 Schock-Werner (wie Anm. 2), S. 200 f.

50 Fischer 1866 (wie Anm. 43), S. 135 ff.; Knoblauch (wie Anm. 44), S. 558; Albrecht wurde bei der Gebietsteilung mit Neuenstein, Bartenstein, Langenburg, Niedernhall, Michelbach und weiteren Ortschaften bedacht. 1475 kam Ingelfingen hinzu.

angesprochenen *bewen* lediglich um Projekte in seinem eigenen Herrschaftsgebiet handeln sollte. Welche Bauten hier genau angesprochen sein könnten, bleibt hingegen fraglich. Die Recherche hierzu hat gezeigt, dass die meisten Kirchen oder auch Schlösser in den hohenlohischen Landen erst nach dem Ableben Albrechts größere Umbauphasen erfuhren. Beispiele finden sich in Langenburg, das erst um 1500 eine eigene Kapelle erhielt,⁵¹ oder in Ingelfingen, wo zwischen 1490 und 1502 eine neue Kirche ausgeführt wurde.⁵² Auch in Niedernhall wurden erst im 16. Jahrhundert größere Veränderungen vorgenommen.⁵³ Die Kirche in Neuenstein wiederum war bereits zur Mitte des 15. Jahrhunderts fertiggestellt.⁵⁴ Das dortige Schloss mag in Frage kommen, doch bleibt dies Spekulation, zumal das Gebäude über die folgenden Jahrhunderte mehrfach umgestaltet wurde.⁵⁵

Mit Blick auf die obenstehende Urkunde, in der betont wird, dass der Meister Informationen über die hohenlohischen *slossen und stetten* nicht weitergeben dürfe, liegt die Vermutung nahe, dass Jakob von Landshut eben hierfür eingesetzt werden sollte. Auch die Anstellung auf fünf Jahre könnte für eine großangelegte Planung sprechen, die möglicherweise mehrere Orte einbeziehen sollte. Zudem scheint es sich um geplante Neu- oder zumindest Umbauten zu handeln. Denn in der Urkunde heißt es: *bewen wo er die fürnemen*, d. h. übertragen, die er sich vornehmen will bzw. sich vorgenommen hat und *damit sollich bewe nach dem fugligosten vollenfurt und ufbracht werden*. In Bezug auf die Ausführung dieser Bauten muss zudem gefragt werden, wie Jakob von Landshut diese hätte bedienen können, wenn er zugleich weiterhin im Dienste des Pfalzgrafen stehen sollte. Hier darf m. E. davon ausgegangen werden, dass es sich von vorneherein eher um eine beratende oder planerische Tätigkeit handeln sollte. Wie dies auch andernorts nachweisbar ist, wäre dem Meister hier eher die Überwachung der verschiedenen Baustellen übertragen worden als die praktische Ausführung. Diese wäre dann von einheimischen Kräften, vielleicht unter Leitung eines Parliers aus dem Umkreis des Meisters, versehen worden.

Richten wir an dieser Stelle den Blick nochmals nach Öhringen und auf die Baugeschichte der dortigen Stiftskirche. Nachdem um 1467 die Arbeiten des zur Mitte des Jahrhunderts begonnenen Chorbaues vollendet waren, kam es erst nach 1486, als Kraft VI. in den Vollbesitz der Stadt gelangte, wieder zu einer größeren Bautätigkeit. Der Graf ließ möglicherweise hierfür noch im selben Jahr 300 fl vom Heilbronner Rat.⁵⁶ Eine 1487 datierte Entlohnung des Bildhauers Utz

51 Vgl. Carlheinz Gräter/Jörg Lusin: Kirchen, Klöster und Kapellen in Hohenlohe. Geschichte und Geschichten. Tübingen 2007, S. 49.

52 Ebd., S. 69.

53 Ebd., S. 71.

54 Ebd., S. 36.

55 Vgl. <http://schloss-neuenstein.de/zur-geschichte/> (Stand: 05.09.20, 12:21 Uhr).

56 Vgl. Knoblauch (wie Anm. 44), S. 376 f.; UB Heilbronn 2 (1476–1500), S. 354.

Phun aus Schwäbisch Hall⁵⁷ wurde von Schumm und Knoblauch deshalb auf Öhringen bezogen. Allerdings tritt auch hier ausschließlich Albrecht als Auftraggeber in Erscheinung. Lediglich die in der Urkunde als Zeugen genannten Steinmetzen, *baid bürger zu Öringen*,⁵⁸ stützen die Annahme, Phun sei hier tätig gewesen.⁵⁹

Möglich erscheint indes, dass die Obliegenheiten der Kirche und damit auch deren Förderung stärker durch den frommen Albrecht – dieser blieb aus politischen Gründen unvermählt⁶⁰ – betreut wurden, während sich sein Neffe eher den allgemeinen Verwaltungsaufgaben der Grafschaft zuwandte. Auch für seine Kirche in Neuenstein stiftete Albrecht eine Vielzahl von Geräten.⁶¹

Eine entscheidende und schon häufig zitierte Nachricht aus dem Jahre 1491 würde dies ebenfalls unterstreichen. Denn in dieser wird den beiden Werkmeistern Bernhard Sporer († 1526) und Hans von Urach († 1505) zugesichert 100 fl., die eine Stiftung des mittlerweile verstorbenen Grafen Albrecht waren, über zwei Jahre hinweg ausgezahlt zu bekommen.⁶² In dem Schriftstück ist ausdrücklich davon die Rede, dass die Werkleute schon vor dem Ausstellungsdatum der Urkunde in Öhringen gewirkt haben: *die den gemelten bawe zu machen bestanden han*.⁶³ Wenige Jahre später (1498) entwickelte sich aus der Tätigkeit der mittlerweile in Heilbronn und Schwäbisch Hall ansässigen Handwerker ein Rechtsstreit wegen Baumängeln, dessen Ausgang leider nicht wörtlich überliefert ist.⁶⁴ Aufgrund der späteren Tätigkeit Sporers am Öhringer Kreuzgang (um 1506)⁶⁵ und an der dortigen Friedhofskapelle St. Anna (um 1522)⁶⁶ scheint er jedoch zuletzt gütlich gelöst worden zu sein.⁶⁷ In jedem Fall wird aus der Korrespondenz ersichtlich, dass Hans von Urach zu Beginn der Bauphase der leitende Meister war bzw. sein sollte. Bernhard Sporer, dessen Meisterzeichen im Gewölbe zu sehen ist, übernahm, wohl aufgrund der Abwesenheit von Urachs –

57 HZA, GL 5 Schubl. 39 Nr. 10/78.

58 Ebd.

59 *Knoblauch* (wie Anm. 44), S. 376 f.

60 *Fischer* 1866 (wie Anm. 43), S. 138 f.

61 *Gräter/Lusin* (wie Anm. 51), S. 35 f.

62 *Knoblauch* (wie Anm. 44), S. 377, 466, 478.

63 Ebd., S. 377; *Albrecht* (wie Anm. 43), S. 10.

64 *Knoblauch* (wie Anm. 44), S. 474 f.

65 Vgl. u. a. *Gräter/Lusin* (wie Anm. 51), S. 33, Eberhard *Knoblauch*: Der Kreuzgang der Öhringer Stiftskirche. In: Schwaben und Franken. Heimatgeschichtliche Beilage der Heilbronner Stimme. 5 (1960).

66 Gerhard *Taddey*: Der Baumeister Bernhard Sporer und sein letztes Bauwerk: Die St. Anna-Kapelle in Öhringen. In: ZWLG 68 (2009), S. 157–183.

67 Hans *Koepf*: Bernhard Sporer. Baumeister und Bildhauer. Um 1450–1526. In: Max *Miller*/Robert *Uhland* (Hg.): Lebensbilder aus Schwaben und Franken 7. Stuttgart 1960, S. 18–29; *Ders.*: Baumeister Bernhard Sporer. In: Schwaben und Franken. Heimatgeschichtliche Beilage der Heilbronner Stimme. 4 (1959), 12; Möglicherweise war Sporer auch der Entwerfer des Ingelfinger Chores. Das Netzgewölbe erinnert an jenes in Schwaigern, die Fratzenkonsolen an die Bauten von Sporers Lehrzeit (Waiblingen, Marbach) und die Konsolen entsprechen in ihrer Form denen von St. Anna in Öhringen. Vgl. *Knoblauch* (wie Anm. 44) S. 503 ff.

dieser ist bereits 1491 in Schwäbisch Gmünd nachweisbar⁶⁸ – im weiteren Verlauf die Bauleitung.⁶⁹

In Zusammenhang mit Sporer tritt sowohl in Heilbronn als auch in Bad Wimpfen der später in Wien ansässige Anton Pilgram († um 1510) auf.⁷⁰ Da dieser die heute in Berlin befindliche, fragmentarisch erhaltene Öhringer Kanzel geschaffen hat,⁷¹ sei die Frage berechtigt, welcher Anteil Jakob von Landshut überhaupt zugestanden werden dürfte, wäre er, entgegen aller bisherigen Argumente dennoch in der hohenlohischen Residenz tätig gewesen.

An dieser Stelle sei daher das von Schumm und Knoblauch angesprochene nördliche Seitenschiff des Langhauses (Abb. 7) aufgegriffen und hinsichtlich stilistischer Übereinstimmungen mit den gesicherten Bauten des Jakob von Landshut untersucht. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass von den oben aufgeführten Bauten, abgesehen von der Laurentiuskapelle in Straßburg, lediglich in Worms-Herrnsheim zweifelsfrei die Mitarbeit Jakobs von Landshut anhand seines Steinmetzzeichens nachweisbar ist. Die übrigen Beispiele werden zwar häufig seinem Oeuvre zugeordnet, doch wurde dort weder sein Zeichen aufgefunden, noch sprechen die architektonischen Übereinstimmungen zwingend für eine Zuweisung an den niederbayerischen Meister. Zudem mag Jakob von Landshut zu seiner Herrnsheimer Zeit noch recht jung gewesen sein.⁷² Es ergeben sich daher Zweifel, ob er hier bereits den Meistertitel trug und den Entwurf fertigte. Zutreffender könnte eine Stellung als Parlier oder Meisterknecht sein. Immerhin wurde sein Zeichen hier lediglich an Werksteinen von Fenstern und Strebepfeilern gefunden.⁷³

Bei den später begonnenen Bauten von Bechtolsheim und St. Martin wäre aufgrund der Auftraggeberschaft derer von Dalberg eine direkte Vermittlung des Meisters und damit auch eine planerische Tätigkeit denkbar.⁷⁴ In letzterem Falle hat sich aus dem Spätmittelalter allerdings lediglich der Chor (Abb. 11) erhalten, der Fischer zufolge um 1510 angesetzt werden darf und damit bereits in die Zeit nach dem Ableben des Landshuter Meisters fallen würde.⁷⁵ Bisweilen wird der Chor jedoch auch zwischen 1488 und 1492 datiert, wodurch eine Autorschaft von Landshuts wieder plausibel erschiene.⁷⁶ Das dortige Schildrippengewölbe,

68 *Koepf* (wie Anm. 35), S. 33.

69 *Knoblauch* (wie Anm. 44), S. 475.

70 *Ebd.*, S. 420, 474 f.

71 *Ebd.*, S. 582.

72 *Fischer* (wie Anm. 5), S. 150.

73 Ernst *Wörner*: *Kunstdenkmäler im Grossherzogthum Hessen: Inventarisierung und beschreibende Darstellung der Werke der Architektur, Plastik, Malerei und des Kunstgewerbes bis zum Schluss des XVIII. Jahrhunderts: Provinz Rheinhessen: Kreis Worms. Darmstadt 1887, S. 66.*

74 Vgl. Bayerischer Architekten- und Ingenieur-Verein / Pfälzische Kreisgesellschaft (Hg.): *Die Baudenkmale in der Pfalz. Ludwigshafen 1889–1892. Bd. 2. S. 79 ff.; Fischer* (wie Anm. 5), S. 155.

75 *Fischer* (wie Anm. 5), S. 173.

76 Vgl. https://sankt-martin-pfalz.de/heimatmuseum_extras/pfarrkirche/sankt_martin_pfalz_pfarrkirch.shtml (Stand: 20.10.20, 15:21 Uhr). Da hier im Gewölbe auch ein Schlussstein mit dem Wappen Ludwigs von Helmstadt (reg. 1478–1504) vorkommt, darf die Errichtung des Chores m. E.



Abbildung 9: Blick in das Gewölbe der Dalberg-Kapelle in Herrnsheim.



Abbildung 10: Wappentragender Engel als Gewölbeanfänger im Öhringer Langhaus.

das im Übrigen eine zeichnerische Entsprechung in der Wiener Akademie hat,⁷⁷ lässt sich auch an einer Portalvorhalle der Landshuter Spitalkirche (Abb. 12) nachweisen.

Die Dorfkirche zu Bechtolsheim (Abb. 13) zeigt in jedem Fall deutliche Übereinstimmungen zu Herrnsheim in Bezug auf Konsolen, Gewölbe, Maßwerk und Strebepfeiler und vermittelt von allen mittelrheinischen Kirchen wohl am augenfälligsten eine niederbayerische Formensprache und eine Verwandtschaft zu Stethaimer-Bauten. Ein unzweifelhaftes Element bilden hierbei die oblongen Achtkantpfeiler, die Entsprechungen in Landshut, Neuötting und Wasserburg haben. Aufgrund der äußerst gelungenen Gesamtkomposition und der qualitätvollen Ausführung der Bechtolsheimer Kirche mag eine Zuschreibung an Jakob von Landshut durchaus berechtigt erscheinen. Im nördlichen Seitenschiff in Öhringen nun sind die Gewölbe einheitlich als sechsteilige Sterne ausgebildet,

noch in jedem Fall in dessen Regierungszeit, die bis zu seinem Tod 1504 währte, gesetzt werden. Vgl. Anneliese Seeliger-Zeiss: Die Inschriften des Großkreises Karlsruhe (Die deutschen Inschriften 20). München 1981, S. 38.

⁷⁷ Fischer (wie Anm. 5), S. 174.



Abbildung 11: Blick in das Chorgewölbe der Pfarrkirche in St. Martin.



Abbildung 12: Vorhallengewölbe an der Heilig-Geist-Kirche in Landshut.



Abbildung 13: Blick in das Langhausgewölbe zu Bechtolsheim.



Abbildung 14: Kopfkonsole in der Dalberg-Kapelle.

die durch Gurtbögen klar voneinander getrennt werden. Die mehrfach gekehlten Rippen münden hier in Trichterkonsolen (Abb. 10), die meist auf Wappen oder wappentragenden Engelsfiguren ruhen. Entsprechende Details treten in Kombination mit anderen Gewölbeformen im gesamten Öhringer Langhaus auf. In der Herrnsheimer Peterskirche, genau genommen in der dortigen Grabkapelle (Abb. 9), ist ein durchlaufendes Sternnetzgewölbe über zwei Joche vorhanden.



Abbildung 15: Konsolkopf in einer Vorhalle der St. Martinskirche in Landshut.

Hier münden die Rippen, wie es Fischer formulierte, in „[...] Trichterkonsolen mit Figurenbüsten [...], die auf Kopf, Attribut und Hände beschränkt [sind].“⁷⁸ Das ist eine Gestaltung, wie sie auch in St. Martin in Landshut (Abb. 15) zu finden ist. Allerdings sind die Konsolen der Grabkapelle (Abb. 14) deutlich von denen im Chor abzugrenzen, da erstere weitaus naturalistischer gestaltet sind.⁷⁸ Zusammengenommen sind bis hierher also recht wenige Übereinstimmungen festzustellen.

Ein „Unikum ohne Vorbild und Nachfolge“ bildet das Herrnsheimer Langhaus mit seinen vegetabilen Rippenanfängern (Abb. 16).⁷⁹ Diese erscheinen hier als senkrecht aus den Gewölbekappen ragende Baumstämme, an deren Enden zum Teil Wappen angebracht sind. Dieser vegetabil-naturalistische Zug erscheint für die Architektur von Landshuts ebenso wenig passend wie die vergleichsweise konservative Gestaltung in Öhringen.⁸⁰ Maßwerkformen, um diese noch anzusprechen, können in Herrnsheim nicht befragt werden, da diese bis auf eine

⁷⁸ Ebd., S. 149 f., 154 f.

⁷⁹ Leonhard *Emmerling*: *Gotik und Renaissance in der Pfalz. Landau/Pfalz 1994*, S. 305.

⁸⁰ Bisweilen wird hier eine Schaffenszeit des jungen Benedikt Ried angenommen, da sich Elemente seiner späteren Werke auch in Herrnsheim finden lassen. Die genannten Gewölbeanfänger könnten m. E. durchaus hierzu passen. Vgl. Götz *Fehr*: *Benedikt Ried. Ein deutscher Baumeister zwischen Gotik und Renaissance. München 1961*, S. 108.

Ausnahme nicht mehr den Originalzustand wiedergeben.⁸¹ In Bechtolsheim, nehmen wir dieses Beispiel hinzu, erscheinen die Maßwerfenster jedoch deutlich bewegter als in Öhringen. Und richten wir noch den Blick auf die an den Bauten dokumentierten Steinmetzzeichen, so lässt sich feststellen, dass diese in keinem Fall mit Öhringen übereinstimmen und vor allem das Zeichen Jakobs von Landshut hier im Hohenlohischen offenbar nicht aufgefunden wurde.⁸² Auch die Gesamtkonzeption des Öhringer Langhauses, dem Typus nach eine dreischiffige Staffelhalle mit zwischen den Strebepfeilern ein-

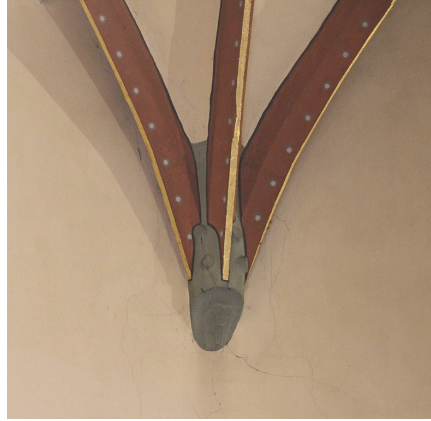


Abbildung 16: Gewölbeanfänger des Herrnsheimer Langhauses.

gezogenen Kapellennischen,⁸³ lässt sich ohne Weiteres von neckarschwäbischen Bauten ableiten. Selbstredend gibt es auch am Mittelrhein und in Niederbayern entsprechende Beispiele, doch gerade in Schwaben, namentlich in Schwäbisch Gmünd, stellten die Parler mit dem dortigen Chorbau bereits im 14. Jahrhundert die Weichen. In Stuttgart oder auch im nahegelegenen Heilbronn finden sich Nachfolgebauten, die für Öhringen vorbildhaft gewesen sein mögen.⁸⁴ Und selbst jene Bauten in Schwaben an denen nachweislich mittelrheinisch-geschulte Baumeister tätig waren, mögen hierzu besser passen, so etwa St. Michael in Waiblingen, wo jener oben genannte Hans von Urach ebenfalls anhand seines Steinmetzzeichens nachweisbar ist.⁸⁵ Im Turmgewölbe der Marbacher Alexanderkirche (Abb. 17), wo das Zeichen dieses Meisters ebenfalls vorkommt, findet sich passenderweise ein Sternengewölbe, das sich recht gut mit denen im Öhringer Nordseitenschiff vergleichen lässt. KOEPF gibt weiterhin an, dass Hans von Urach ist zwischen 1484 und 1492 im Dienerbuch von Herzog

81 Georg *Dehio*: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Rheinland-Pfalz. Saarland. Darmstadt 1972, S. 1028; *Fischer* (wie Anm. 5), S. 154.

82 *Knoblauch* (wie Anm. 44), S. 591; *Wörner* (wie Anm. 73), S. 66; Bayerischer Architekten- und Ingenieur-Verein/Pfälzische Kreisgesellschaft (Hg.): Die Baudenkmale in der Pfalz. 2. Bd. Ludwigshafen 1889–1892, S. 83.

83 *Knoblauch* (wie Anm. 44), S. 381 ff.

84 Ebd., S. 490; *Koepf* (wie Anm. 35), S. 29 ff.; ebd., S. 48 ff.; Oliver *Auge*: Kleine Geschichte der Stuttgarter Stiftskirche. Leinfelden-Echterdingen 2009, S. 50.

85 *Knoblauch* (wie Anm. 44), S. 467; Adolf *Schahl*: Die Baugeschichte der Michaelskirche in Waiblingen. In: Waiblingen in Vergangenheit und Gegenwart 1 (1962), S. 7–31.



Abbildung 17: Gewölbe des Marbacher Kirchturmes.

Eberhard im Bart (reg. 1459–1496)⁸⁶ nachweisbar ist.⁸⁷ Und auch die Tätigkeit Bernhard Sporers, der bekanntermaßen aus der Schule Aberlin Jörgs († 1493/1494)⁸⁸ hervorging,⁸⁹ spricht eher für eine Verbindung zu schwäbischen Bauzentren. Dies verwundert umso weniger, wenn man sich vor Augen führt, dass Graf Kraft VI. mit einer württembergischen Prinzessin vermählt war.⁹⁰ Dass im Öhringer Nordseitenschiff ein Sternnetzgewölbe Verwendung fand, bildet somit keineswegs ein Kriterium dafür, dass hier ein auswärtiger Meister von Nöten gewesen wäre. Es erscheint eher naheliegend das gesamte Öhringer Langhaus in Zusammenhang mit anderen schwäbischen Bauten (Abb. 18) zu sehen. Hans von Urach, folgt man hierin Koepf, mag als vom Mittelrhein stammender oder mittelrheinisch-geschulter Meister das Nordseitenschiffgewölbe entworfen und errichtet haben, bevor Bernhard Sporer die weitere Bauleitung übernahm und die übrigen Gewölbe ausführte. Die konservative Haltung

86 Vgl. Evang. Kirchengemeinde Schwieberdingen (Hg.): Zur Geschichte der Georgskirche in Schwieberdingen. Kirche und Kirchgänger im Wandel der Zeit. Schwieberdingen 1990, S. 22.

87 Koepf (wie Anm. 35), S. 140.

88 Ebd., S. 137.

89 Koepf (wie Anm. 67), S. 18.

90 Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg: Zur Geschichte der Hohenloher Fürstenhäuser. In: Harald Siebenmorgen (Hg): Hofkunst in Hohenlohe. Beiträge einer Arbeitstagung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, etc. Sigmaringen 1996, S. 13.



Abbildung 18: Gewölbeanfänger im Langhaus der Marbacher Alexanderkirche.

dieses Bauabschnitts fügt sich ohnehin nur schwer in das zum Teil expressive Oeuvre des Letzteren ein.

Was bedeutet dies aber nun für die Frage nach der Tätigkeit des Jakob von Landshut in Hohenlohe? Angesichts der dargelegten Zusammenhänge ist anzunehmen, dass dieser Meister hier keine baulichen Zeugnisse hinterlassen hat. Sowohl die Präsenz einer Vielzahl anderer namhafter Meister wie beispielsweise Bernhard Sporer, der auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten für die Hohenloher Grafen tätig war, als auch die unzureichenden stilistischen Übereinstimmungen mit den Bauten von Landshuts mögen dies bestätigen. Möglicherweise hat der Meister Pläne geliefert, die heute nicht mehr erhalten sind. Dies bleibt allerdings reine Spekulation. Dennoch darf angenommen werden, dass es sich bei dem Werkmeister in der Urkunde um den späteren Straßburger Münsterbaumeister handelt. Hierfür spricht die Vermittlung über den Pfalzgrafen. Die Anwerbung Jakobs durch Graf Albrecht II. unterstreicht zudem den hohen repräsentativen Anspruch, den die Hohenloher Grafen am Ende des 15. Jahrhunderts verfolgten. Graf Kraft setzte indes nicht auf „auswärtige“ Werkmeister, sondern rekrutierte fähige Werkleute aus den nahegelegenen schwäbischen Reichsstädten.

In jedem Fall aber lassen die erläuterten Zusammenhänge weitere Überlegungen zu. Jakob von Landshut stand 1490 in kurpfälzischen Diensten und könnte, wie dies schon häufig angenommen wurde, 1492 nach Straßburg übergesiedelt sein



Abbildung 19: Detail vom Grabdenkmal Philipps von Dalberg, um 1492.

um bald darauf die dortige Münsterbauleitung zu übernehmen. Dieses Datum würde zudem zum Ableben seines früheren Gönners Philipp von Dalberg, passen.⁹¹ Möglicherweise fertigte der Meister auch dessen Grabmal in der Herrnsheimer Kirche (Abb. 20). Details wie die flankierenden Engelsköpfe, die den Konsolen im dortigen Chor gleichen oder auch die aufwendige, vegetabile Bekrönung könnten hier als Indiz angeführt werden. Zudem wäre hiermit das Hinzuziehen zweier Bildhauer für die Figuren der Laurentiuskapelle in Straßburg erklärbar. Denn im Vergleich zu den Skulpturen Conrad Sifers erscheinen die Herrnsheimer Bildhauerstücke weitaus massiver, flächiger und weniger naturalistisch und folgen damit der Architekturauffassung der Landshuter Bau- schule. Gerade die vegetabilen Zierformen der Herrnsheimer Kanzel kommen aber auch an der Straßburger Laurentiuskapelle vor. In der Tat ist es aufgefallen, dass die „vor- und zurückschwingende[n] Baldachinkonstruktionen über den Figuren“ in Herrnsheim an die Portalbaldachine der Stethaimer-Bauten erinnern.⁹²

91 Dominique *Harster* : L'Architecture du Portail Saint-Laurent de la Cathedrale. In: Bulletin de la Cathedrale de Strasbourg 14 (1980), S. 24.

92 Anneliese *Seeliger-Zeiss*: Lorenz Lechler von Heidelberg und sein Umkreis. Studien zur Geschichte der spätgotischen Zierarchitektur und Skulptur in der Kurpfalz und in Schwaben. Heidelberg 1967, S. 56, Fußnote 174.



Abbildung 20: Grabdenkmal Philipps von Dalberg in der Herrnsheimer Peterskirche, um 1492.

Interessant erscheint weiterhin die Frage, welche Bauten Jakob von Landshut in der Kurpfalz geleitet haben könnte. War er möglicherweise am Heidelberger Schloss, an der dortigen Heilig-Geist-Kirche oder am Kloster Neuburg tätig? Oder wirkte er während seiner Anstellung beim Pfalzgrafen weiterhin in und um Worms?

Einen Hinweis könnte ein im Karlsruher Landesmuseum befindlicher Schlussstein aus dem zerstörten Wormser Domkreuzgang geben, der eine Stifterinschrift Philipps des Aufrichtigen trägt und aufgrund stilistischer Übereinstimmungen zwischen 1488 und 1494 datiert werden kann. Mit Bezug auf einen Schlussstein mit dem Dalberg-Wappen und dem oben genannten Wurzel-Jesse-Relief, erschiene eine Entstehung vor 1490 durchaus plausibel.⁹³ Könnte es daher sein, dass Jakob von Landshut im Auftrag des Pfalzgrafen und/oder Johanns von Dalberg Arbeiten am Wormser Domkreuzgang leitete? In jedem Fall wäre dies ein Referenzbau, der die spätere Anstellung in Straßburg rechtfertigen würde. Der Bau des Domkreuzgangs dauerte von 1484 bis 1514, und da der Bau immer nur „Flügel für Flügel, wenn nicht Joch für Joch fortschreiten konnte“,⁹⁴ erscheint zumindest eine Beteiligung an einem der Bauabschnitte wahrscheinlich. Es mag daher sein, dass Jakob von Landshut nach einer Ausbildungszeit in Landshut und Straßburg⁹⁵ zunächst in Herrnsheim und über Philipp und Johann von Dalberg in Worms und schließlich in den Dienst des Pfalzgrafen gelangte. Für diesen mag er am Wormser Kreuzgang und andernorts tätig gewesen sein, bevor es ihn schließlich nach Straßburg zog. In jedem Fall schließt die Erkenntnis, dass Jakob von Landshut in kurpfälzischen Diensten tätig war und von einem Hohenloher Grafen angeworben wurde, eine bisher nicht beachtete Lücke in dessen Werdegang.

93 Vgl. <http://www.inschriften.net/worms/inschrift/nr/di029-0336.html#content> (Stand: 06.09.20, 19:52 Uhr).

94 *Emmerling* (wie Anm. 79), S. 292.

95 Jüngst wurde eine fünfwöchige Tätigkeit Jakobs von Landshut in Ulm am Böblinger-Pfeiler (1478) belegt und zudem auf seine Anteilnahme an der Würzburger Mainbrücke und der Konstanzer Welserkapelle (1474–1491) hingewiesen. Vgl. Anne-Christine *Brehm*: *Netzwerk Gotik. Das Ulmer Münster im Zentrum von Architektur und Bautechniktransfer*. Stuttgart 2020, S. 130.

Johann Andreas Bach

Ein Musikerleben im 18. Jahrhundert

VON ULRICH FRÖHNER

Warum sollte man sich mit Johann Andreas Bach befassen?

Johann Andreas Bach war ein Neffe von Johann Sebastian Bach, letztes von neun Kindern des Johann Christoph Bach, des ältesten Bruders von Johann Sebastian Bach. Geboren im Jahr 1713 in Ohrdruf und dort aufgewachsen, mit 19 Jahren Oboist bei einem Regiment der Grafschaft Sachsen-Gotha, mit 24 Jahren Tafeldecker am Langenburger Hof, schwängert er dort drei Jahre später die Kindsmaid Anna Maria Hoffmann, flüchtet, als es bekannt wird, nach Öhringen, heiratet Anna Maria Hoffmann und kehrt mit ihr zusammen nach Ohrdruf zurück. Dort bewirbt er sich um eine Lehrer- und Organistenstelle und erhält diese auch. Er bleibt bis zu seinem Tod im Jahr 1779 als Lehrer und Organist in Ohrdruf.

Soweit in Kürze der Lebenslauf von Johann Andreas Bach. Von seinem musikalischen Wirken ist nur bekannt, dass sich zwei Handschriften mit Kompositionen für Tasteninstrumente im Besitz seiner Familie befanden – das „Andreas Bach-Buch“ und die „Möllersche Handschrift“. Beide Bücher enthalten Kompositionen seines Onkels Johann-Sebastian Bach und von dessen musikalischen Vorgängern (u. a. Pachelbel). An Kompositionen wird Johann Andreas Bach höchstens ein Capriccio auf das Thema b-a-c-h zugeschrieben.¹ Für die Musikgeschichte ist also nichts bei ihm zu holen.²

Warum also sollte man sich mit Johann Andreas Bach befassen?

Mir ging es so, dass mich zunächst die Geschichte zwischen Johann Andreas und seiner späteren Frau Anna Maria gerührt hat. Und dann kamen Fragen auf wie

1 Hans Joachim *Schulze*: Studien zur Bach-Überlieferung im 18. Jahrhundert. Leipzig 1984, S. 40 f. zitiert nach Peter *Schiffer*: Die Musikerfamilie Bach und Hohenlohe. In: WFr 100 (2016), S. 131–146, hier S. 143.

2 Zum Stand der Forschung über J. A. Bach siehe: Robert *Eitner*: Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1. Bd. Leipzig 1900, S. 261. Friedrich *Blume* (Hg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik. Bd 1. Erstausgabe 1949; Rolf *Benecke*: Art. Bach-Familie, Sp. 908 und 914 f. Bd. 3, Erstausgabe 1954; Margarete *Reimann*: Art. Fantasie, Sp. 1785 f. Bd. 8, Erstausgabe 1960; Peter *Hauschild*: Art. Leipziger Musikhandschriften, Sp. 577. Bd. 11 Erstausgabe 1963; Johannes *Heinrich*: Art. Schlimbach, Sp. 1823 f.; Ludwig *Finscher* (Hg): Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2. Auflage, Personenteil 1, Art. Johann Andreas Bach, Sp. 1294 und 1299.

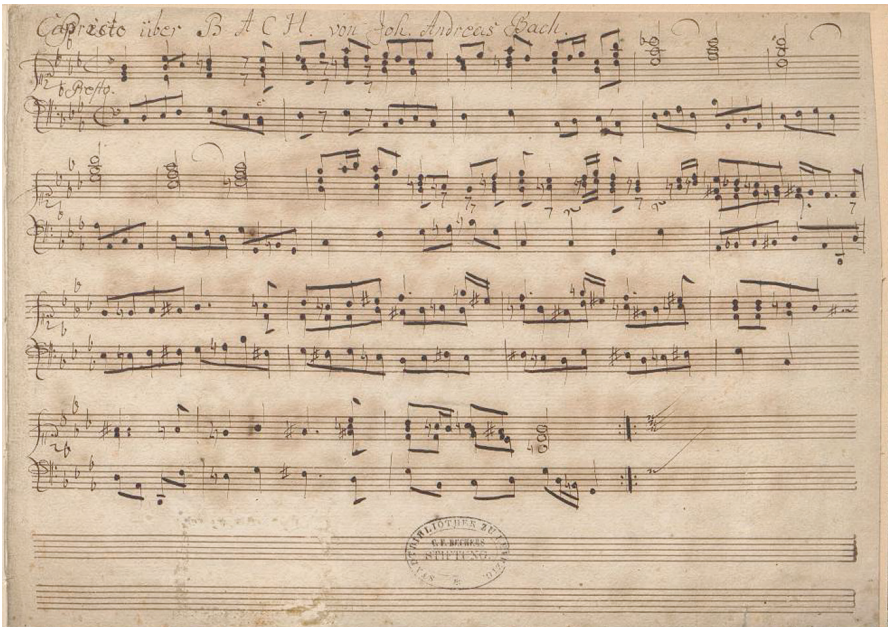


Abbildung 1: *Capriccio über B.A.C.H. von Johann Andreas Bach*³

die: Was waren eigentlich die Aufgaben eines Tafeldeckers? Und was für einen Rang hatte ein Tafeldecker am Hof? Und für wen war wohl die Kindsmagd am Langenburger Hof zuständig? Was für eine Beziehung hatte sie zu Johann Andreas? Und warum konnte Johann Andreas sie nicht einfach heiraten? Und dann weiter: Johann Andreas ist nach Öhringen geflüchtet. Er wollte nicht in Langenburg „prostituiert“ werden. Was meinte er damit? Was hatte er zu befürchten? Und wie hat er es dann geschafft, Anna Maria zu heiraten und die Stelle in Ohrdruf zu erhalten? Schließlich könnte vielleicht noch interessieren, auf was für Orgeln er in Ohrdruf gespielt hat und wie es ihm, seiner Frau und seinen Kindern in Ohrdruf ging. Kurz: Die Person von Johann Andreas Bach ist vielleicht nicht so interessant, sie bietet aber Gelegenheit, einen Blick in die damaligen Zeitumstände zu tun.

3 Ms. ca. 1760/Ex Bibl. C.F. Becker/ SLUB Leipziger Städtische Bibliotheken III.8.3 <http://digital.slub-dresden.de/id454513577/1>

Teil 1: Langenburg

Die Schwängerung der Anna Maria Hofmann durch Johann Andreas Bach

Dazu existiert das Protokoll eines Verhörs der Anna Maria durch das Konsistorium von Langenburg.⁴ Die Konsistorien waren die damaligen Verwaltungsbehörden der Kirchen. In Hohenlohe bestand das Konsistorium aus drei Personen: einem Hofrat als Vertreter der Verwaltung der jeweiligen Grafschaft, dem Hofprediger als dem ranghöchsten Theologen der Grafschaft und einem zweiten Vertreter der Kanzlei als Protokollanten. Laut dem Protokoll vom Montag, 17. März 1741, hatte die Schwängerung die folgende Vorgeschichte:

Anna Maria hat im Jahr 1736 ihren Dienst am Langenburger Hof angetreten. Sie ist damals 16 Jahre alt. Drei Jahre später kam auch Johann Andreas an den Langenburger Hof. Er ist damals 24 Jahre alt, also fünf Jahre älter als Anna Maria. Er muss sich sogleich heftig in Anna Maria verliebt haben. Sie berichtet, so bald er her zu Hof gekommen, seye er ihr nachgestrichen, und habe eine Heyrath an sie gesucht, sich auch vermeßen, wenn sie einen andern nehmen würde so würde sie weder Glück noch fröhliche Stunden haben, er würde den andern umbringen, und sie also jenes und sein Blut auf dem Gewißen haben. Habe sie dabey um Gottes willen gebeten, sich über ihn zu erbarmen, ob er gleich nicht schön seye, und ob er gleich arm seye. Nachher habe sie bey einem Jahr Ruhe von ihm gehabt. Nach dieser Zeit aber habe er seit fast zwey Jahren beständig mit den größten Vermeßungen in sie gesetzt und sogar gemeldet, er werde eher von Gott, als von ihr laßen.

Es mag an dieser Stelle angemessen sein, etwas über das Zusammenleben der Bediensteten an einem damaligen Hof zu berichten. Im Schloss zu Langenburg dürften zur damaligen Zeit etwa 50 Bedienstete gelebt haben. Es waren dies zunächst die direkten Bediensteten der Herrschaft, also Kammerdiener und Kammermägde; dazu Ammen und Kindsmägde; weiter alles, was mit der Küche zu tun hatte: Köche, Bäcker, Metzger, Käser; dann der Stallmeister und die Kutscher; für die Jagd Jäger und Büchsenspanner; schließlich die zur Kanzlei Gehörigen: Räte, Schreiber, Kanzleidiener, Boten – und über allem der Hofmeister, welcher den ganzen Betrieb zu organisieren und zu überwachen hatte. Man kann sich das Ganze als eine riesige Wohngemeinschaft vorstellen – allerdings unter strenger patriarchalischer Aufsicht.

Die ledigen Bediensteten wurden im Schloss verpflegt. Man aß in zwei Schichten an großen Tafeln. Die verheirateten Bediensteten wohnten in der Stadt und aßen mit ihren Familien, die ledigen wohnten auch im Schloss. Einzelzimmer dürfte

4 HZAN La 35 Bü 841. Die Akte umfasst 19 Schriftstücke. Sie werden im Folgenden als Q 1, Q 2 usw. zitiert. Hier: Q 1. Die folgenden Transkriptionen aus dieser Akte nach: Andrea *Dubrauszky*: Die Hohenlohischen Archive als Quelle zur Familiengeschichte der Ohrdruffer Bache. Briefe – Dokumente – *Kontexte*. Unveröffentlichte Hausarbeit 2015 (Seminar: Briefe als Musikgeschichtliche Quellen, Institut für Musikforschung der Julius-Maximilians-Universität Würzburg).

es dabei für die wenigsten gegeben haben. Eine Privatsphäre gab es damals weder dem Begriffe noch auch der Realität nach (auch nicht für die Familie des Schlossherren): Man war bei der Arbeit sowieso immer mit anderen zusammen wie auch beim Essen und Schlafen.⁵ Die persönlichen Besitztümer der ledigen Bediensteten dürften aus einer Truhe mit Leibwäsche, etwas Bargeld und vielleicht einigen kleinen Wertgegenständen oder Andenken bestanden haben. Eine Liebesbeziehung anzubahnen, war gar nicht so einfach, da die Arbeits-sphären von Frauen und Männern sich nur wenig überschnitten. So ergibt sich aus der Hofordnung, dass die Kindsmagd mit den von ihr betreuten Kindern in der Kinderstube gegessen hat, während der Tafeldecker an der Gesindetafel verpflegt wurde. Laut der Hofordnung sollten männliche und weibliche Bedienstete auch nicht alleine miteinander reden:

*Zum Dritten auch von unserem Hoffgesind sonderlich aber von den Ledigen als gegen unverheyrathen weibspersohnen ganz und gar nicht einiges zusammenschlieffen oder stehen gestatten, sondern daßelbe alles zum höchsten verboten haben, wenn es aber Sach, daß zwey ledige Persohnen Lust und lieb sich zueinander verheyrathen hetten, so sollen sie daßelbige nicht allein bald, ohne einigen verzug thun, sondern wo sie etwan miteinander zu reden, daßelbige frey offentlich, und an ohnargwöhnischen orthen, da andere Persohnen seyen fürzunehmen.*⁶

Auch ein Stelldichein außerhalb des Schlosses war nicht leicht zu vereinbaren. Erstens musste sich jeder, der das Schloss verließ, bei seinem Vorgesetzten abmelden. Und zweitens galt das Verbot der „unehrlichen Vermischung“ auch außerhalb des Schlosses.⁷

Nun sind Ordnungen das eine, ihre Durchsetzung das andere. Und wie an unserem Beispiel zu sehen, finden Liebende immer eine Gelegenheit, sich zu treffen und sich Liebe zu schwören, wobei in unserem Fall offen bleiben muss, ob die Liebe ein- oder zweiseitig war – verständlich, dass Anna Maria in einem solchen Verhör nichts über ihre eigene Rolle bei diesem Liebeswerben aussagt. Bevor ich im Protokoll fortfahre, einige Fakten zum Vorleben der beiden Protagonisten.

Anna Maria Hofmann und Johann Andreas Bach am Hof in Langenburg

Anna Maria war die Tochter eines Hofbäckers in Langenburg, Georg Niclas Hoffmann,⁸ und dessen Frau Susanna Praxedis Schrot. Ihr Vater ist im Jahr 1734 gestorben,⁹ ihre Mutter im Jahr 1739.¹⁰

5 Zum Thema Privatsphäre: Philippe *Ariès*: Geschichte der Kindheit. Koblenz 2019, S. 540 ff.

6 HZAN La 5 Bü 18233.

7 Ebd., Punkt 4.

8 Mischbuch Gnadental, Heiratsregister 27.3.1741 (Archion Bild 3).

9 Mischbuch Langenburg Bd II, 9.11.1734 (Archion Bild 226).

10 Mischbuch Langenburg Bd II, 8.1.1739 (Archion Bild 231).

Beim Dienstantritt als Kindsmagd auf Schloss Langenburg im Jahr 1736 war sie also Halbwaise. Zwei Brüder von ihr haben ebenfalls Dienste in Langenburg erhalten. Im Verhör-Protokoll wird vermerkt, dass sie als Vollwaise unter dem besonderen Schutz des Schlossherrn in Langenburg stand.¹¹

Das war damals Graf Ludwig von Hohenlohe, Herr zu Langenburg und Gleichen, Cranichfeld etc. Geboren 1696, war er im Jahr 1741 45 Jahre alt. Seit 1723 war er verheiratet mit seiner Base Gräfin Eleonore von Nassau-Saarbrücken. Zusammen hatten sie 13 Kinder. Wenn man davon ausgeht, dass die Kinder zunächst von einer Amme und ab dem 6. Lebensjahr von Erziehern betreut wurden, könnte Anna Maria als Kindsmagd mit den folgenden Kindern zu tun gehabt haben:¹²

- Louise Charlotte, * 20. Dezember 1732,
- Eleonore Juliane, * 21. Juli 1734,
- Wilhelm Friedrich Gustav, * 21. Mai 1736,
- Philipp Karl, * 3. Februar 1738.

Friedrich August, * 11. Januar 1740, dürfte sie nur am Rande oder kurz erlebt haben. Wie man sieht, könnte das eine muntere Schar gewesen sein. Außer ihr als Kindsmagd gab es auch noch eine Kindsfrau.¹³ Soweit zu Anna Maria. Und nun zu Johann Andreas.

Johann Andreas Bach wurde am 7. September 1713 als einer von zwei Zwillingenbrüdern in Ohrdruf geboren. Sein Zwillingenbruder starb acht Wochen später. Der Vater von Johann Andreas war Johann Christoph Bach, Organist in Ohrdruf. Er ist bekannt als der älteste Bruder von Johann Sebastian Bach, der diesen nach dem Tod der gemeinsamen Eltern von 1695 bis 1700 bei sich aufgenommen hat. Johann Christoph Bach ist am 22. Februar 1721 an Fleckfieber gestorben – Johann Andreas war damals 7 ½ Jahre alt. Zurück blieb die Mutter Johanna Dorothea mit neun Kindern im Alter von 7 ½ bis 26 Jahren. Auch zur Unterstützung der Mutter erhielten zwei der Brüder (Johann Bernhard, * 1700, † 1743, und Johann Christoph II, * 1702, † 1750) Stellen in Ohrdruf: Johann Bernhard als Organist an St. Michael, Johann Christoph II als Kantor.¹⁴

In seiner Lebensbeschreibung vom 16. Juli 1749 schreibt Johann Andreas zu seiner Schulbildung: *bey erlangtem 5ten Jahr, bin ich von meinen Eltern fleißig zur Schule gehalten worden, welche ich auch bis in das 19te Jahr frequentiret. Weil aber der Allmächtige Gott mich in meinem 7ten Jahr zu einem Vaterlosen*

11 Q 3 (wie Anm. 4) *derjenigen Gnade, so Sie gehabt bey ihre Gnädigste Herrschafft, welche für Sie mehr als Vätter[lich] gesorget.*

12 Geburtsdaten aus: Familienverband des fürstlichen Hauses Hohenlohe, Stammtafeln des fürstlichen Hauses Hohenlohe, 1970, Stammtafel 7.

13 Q 13 (wie Anm. 4) Bei ihrem Verweis aus dem Schloss übergibt sie den Schlüssel ihrer Truhe der Kindsfrau.

14 Daten aus: *Schiffer* (wie Anm. 1), S. 137 f.

*Weysen gemacht, so habe die Studia nicht weiter fortsetzen können, sondern mich mehrtheils auf die Music geleet.*¹⁵

Danach folgt ein Satz, der etwas schwierig zu verstehen ist: *Da ich bis ins 3te Jahr primam Classem frequentiret so wurde vom Herrn Major Schützen beredet, daß Ao 1733 den 19ten Juny als Hautboist unter das Sachsen Gothaische Dragoner Regiment... ginng.* Prima Classis ist die erste Klasse, das war die oberste Klasse einer Lateinschule. Deren Lehrstoff war in Ohrdruf in sechs Semester, also drei Jahre aufgeteilt.¹⁶ Johann Andreas hatte also die oberste Klasse bis ins dritte Jahr absolviert und damit beinahe (oder ganz?) die Hochschulreife erreicht. Üblicherweise hätte sich an die Lateinschule ein Studium angeschlossen; für jemand mit der Neigung zur Musik kam am ehesten ein Jura- oder Theologie-Studium in Frage.¹⁷ Das konnte die Mutter Johanna Dorothea für Johann Andreas offenbar nicht finanzieren. So ging Johann Andreas also als Oboist zum Militär. Über seine musikalische Ausbildung erfahren wir nichts. Zum Stundenplan am Lyzeum gehörte aber vier Stunden Chorsingen in der Woche, jeweils in der ersten Nachmittagsstunde (12 bis 13 Uhr).¹⁸ Sicher aber hat er im Rahmen seiner Schulbildung Kurrende gesungen und sehr wahrscheinlich ist, dass er das Oboe- und Orgelspiel bei seinen älteren Brüdern gelernt hat. Auch das Kopieren von Noten dürfte zum häuslichen Lern- und Arbeitsprogramm gehört haben.

Es folgen vier Jahre als Oboist bei einem Dragonerregiment der Herrschaft Sachsen-Gotha. Das gibt mir Gelegenheit etwas zu dem Verhältnis Hohenlohe, Gleichen, Thüringen und Sachsen-Gotha zu sagen. Gleichen, korrekt müsste es eigentlich Obergleichen heißen,¹⁹ war eine Grafschaft an der Nordostseite des Thüringer Waldes. Sie bestand aus der Hauptstadt Ohrdruf, sechs Dörfern im Umkreis von Ohrdruf und den beiden Exklaven Wechmar und Werningshausen. Die Grafschaft war 1631 durch Erbschaft an Hohenlohe gefallen. Die Grafschaft war allerdings nicht reichsunmittelbar, sondern gehörte zum Territorium von Thüringen. Dessen Herrscherfamilie waren die Sachsen-Gotha. Die Hohenloher waren also Lehensleute von Sachsen-Gotha. Als Herren von Gleichen waren sie zuständig für die innere Verwaltung, wozu vor allem das Kirchen- und Schulwesen, die niedere Gerichtsbarkeit mit der Polizeigewalt und ein eingeschränktes Steuerrecht gehörten.²⁰ Bei Sachsen-Gotha lag die Außenvertretung – alles, was

15 Der Lebensbericht ist abgedruckt in: Conrad *Freyse*: Die Ohrdruffer Bache in der Silhouette. Eisenach und Kassel 1957, und in Hanns-Hermann *Lohrer*: Johann Sebastian Bachs Verwandte in Hohenlohe. Crailsheim 2015, S. 24.

16 Laut Schulstatuten von Ohrdruf. HZAN GL 30 Bd. 7. Hinweis von Andrea Dubrausky.

17 Johann Christoph Bach II, Bruder von Johann Andreas, hatte Jura studiert und wurde Kantor in Ohrdruf. *Schiffer* (wie Anm. 1), S. 138.

18 Julius *Böttcher*: Die Geschichte Ohrdrufs, III. Teil. Ohrdruf 1957, S. 33.

19 Es gab daneben auch Untergleichen, das aus den Dörfern Günthersleben, Sülzenbrücken, Ingersleben und Stetten bestand. Untergleichen gehörte nicht zum hohenlohischen Besitz. *Böttcher* (wie Anm. 18) S. 11.

20 Verein für Ohrdruffer Kirchengeschichte e. V (Hg.): Die Bachstadt Ohrdruf. Kleiner Streifzug durch Ohrdruf und die Kirchenmusik. Ohrdruf 2012, S. 43.

das Reich betraf, das Militär, Münzrecht, das Jagdrecht und verschiedene Steuerrechte. In Kirchen- und Schuldingen wachte über dem Ohrdruffer Konsistorium noch das Gothaische Konsistorium. Und schließlich gab es noch die eingeschränkte Selbstverwaltung der Stadt Ohrdruf mit dem städtischen Rat, bestehend aus sechs Bürgermeistern (je zwei für drei Jahre gewählt), einem Stadtschreiber, sechs Ratsherren und sechs Gemeindevormündern.²¹ Bei Stellenbesetzungen im Kirchen- und Schulbereich mussten drei Ebenen zusammenwirken: der Rat der Stadt Ohrdruf, der ein Vorschlagsrecht hatte, das Ohrdruffer Konsistorium, welches den Bewerber prüfte, und schließlich die Grafen von Hohenlohe, bei denen die letztgültige Entscheidung lag.²²

Noch komplizierter wurde die Sache, weil auf der Ebene der Grafen von Hohenlohe mehrere Personen bzw. deren Verwaltungen zusammenwirken mussten. Dies ergab sich aus den diversen Landesteilungen von Hohenlohe. Im Jahr 1631 war die Grafschaft Obergleichen an die beiden Hohenloher Linien Neuenstein und Langenburg gefallen. Diese hatten je ein Amtshaus in Ohrdruf errichtet, von dem sie die Verwaltung der Stadt und der Grafschaft wahrnahmen. Aus den beiden Landesteilen Neuenstein und Langenburg waren bis zum Jahr 1741 vier geworden: Nämlich Neuenstein-Öhringen, Langenburg, Ingelfingen und Kirchberg. Bei Personalentscheidungen in Gleichen mussten alle vier Herrschaften dieser Grafschaften beteiligt werden. Damit aber nicht genug: Ab dem Jahr 1743 regierten in Ingelfingen drei Brüder gemeinsam. Von Öhringen hatte sich schon vorher die Herrschaft in Weikersheim abgespalten. Es waren nun also auf Hohenloher Seite bis zu sieben Excellenzen an Personalentscheidungen in Ohrdruf zu beteiligen.²³ Die Verwaltung vor Ort wurde von einer Kanzlei mit zwei Kanzleiräten wahrgenommen, dazu zwei Amtmännern zur Verwaltung der Einkünfte, getrennt für die beiden Linien Langenburg und Neuenstein, außerdem einem gemeinschaftlichen Sekretär und zwei Registratoren, ebenfalls getrennt für jede der beiden Linien.²⁴ Auch Sachsen-Gotha betrieb eine Kanzlei in Ohrdruf.

Doch zurück zu Johann Andreas. Er diente also in einem Regiment seines obersten Landesherrn. Das Sachsen-Gothaische Regiment wurde im polnischen Thronfolgekrieg (1733–1738) unter kaiserlichem Kommando an der Rheinfront gegen Frankreich eingesetzt. Laut Aussage von Johann Andreas wurde nach dem Friedensschluss das Regiment verkleinert und er entlassen. Tatsächlich wurde der Friedensvertrag erst am 18. November 1738 unterzeichnet, Johann Andreas aber schon 1737 entlassen. Am Rhein herrschte aber schon seit dem 11. November 1735 Waffenstillstand, so dass die Verkleinerung des Regiments schon vor dem eigentlichen Friedensschluss erfolgt sein kann.²⁵

21 *Böttcher* (wie Anm. 18) S. 13.

22 *Ebd.*, S. 29.

23 Familienverband (wie Anm. 12), Stammtafel 1.

24 *Böttcher* (wie Anm. 18), S. 12.

25 Wikipedia, Art. Polnischer Thronfolgekrieg.

Johann Andreas reiste nach seiner Entlassung ins Hohenlohische. Dies ist wegen der herrschaftlichen Verhältnisse zwischen der Grafschaft Hohenlohe und der Grafschaft Gleichen durchaus naheliegend; womöglich lag sein Regiment bei seiner Entlassung noch am Rhein, so dass Hohenlohe für ihn sozusagen am Wege lag. Dazu kamen noch zwei Gründe: zum einen, dass einer seiner älteren Brüder, Johann Heinrich, * 1707, inzwischen eine Stelle als Lehrer in Öhringen innehatte.²⁶ Zum andern war der damalige Graf von Hohenlohe-Langenburg, Ludwig, Kommandeur des Regiments gewesen,²⁷ in dem Johann Andreas als Oboist gedient hatte. Vielleicht auch deshalb wurde Johann Andreas als Tafeldecker auf dem Schloss in Langenburg angestellt.

Die Pflichten eines Tafeldeckers

Leider ist die Bestallungsurkunde für Johann Andreas Bach nicht erhalten. Es gibt allerdings zwei Instruktionen für andere hohenlohische Tafeldecker, aus denen sich einiges über die Pflichten auch des Johann Andreas Bach entnehmen lässt.²⁸

Zuvor sei aber dargestellt, wie das Speisen am Hof in Langenburg überhaupt von statten ging. Dies ergibt sich aus der Hofordnung für das Schloss Langenburg von 1701.²⁹ Demnach gab es einen Speisesaal für das Gesinde. In diesem Speisesaal waren zwei Tafeln aufgestellt. Gegessen wurde in zwei Schichten: Mittagessen um 10 und 11 Uhr und Abendessen um 17 und 18 Uhr. Die Schichten um 10 und 17 Uhr wurden Vortisch genannt, die um 17 und 18 Uhr Nachtmisch.³⁰

Es war genau festgelegt, wer an welcher Tafel zu sitzen hatte. Es waren dies am Vortisch (10 Uhr und 17 Uhr):

- Erste Tafel: Lakeien, Bäcker, Ausspeiser,³¹ Kanzlei-Jung,
- Zweite Tafel: Knechte, Stallmeister, (eingefügt: Hofmeister³²), Stalljung, Bäcker- und Küchenjung, Hausknecht, Hausmägde, die Leut im Viehhaus³³.

Nachtmisch (11 Uhr und 18 Uhr):

- Erste Tafel: (eingefügt: Hausmeisterin³⁴), Kammermägde, Apothekerin, (eingefügt: Burgvogt), Kammerdiener,

26 E. Seeger: Johann Heinrich Bach, Lehrer und Kantor in Öhringen, o.J. HZAN GA 98 Nr. 177.

27 *Böttcher* (wie Anm. 18), S. 38.

28 Bestallungsbrief für den Tafeldecker Engelbert Christoph Stichling in Öhringen vom 23. Febr. 1703 HZAN Oe 1 Bü 9602. Fast wortgleich: Instruktion für den Tafeldecker Johann Adam Reinhardt in Öhringen vom 15. Jan. 1724 HZAN Oe 1 Bü 15543.

29 HZAN La 5 Bü 182, Punkt 5.

30 Das ist der frühere Tisch; der spätere Tisch.

31 Dem Zusammenhang nach: Metzger? Oder wie Süßspeiser = Konditor?

32 In der ganzen Urkunde ist nach oder über dem Wort Stallmeister das Wort Hofmeister eingefügt. Die Position des Hofmeisters dürfte also nach 1701 geschaffen und die Urkunde entsprechend ergänzt worden sein.

33 Kuhstall, Hühner-, sicher auch Schweinestall mit Molkerei HZAN La 5 Bü 182, Punkt 8. Dort wird verboten, aus dem *Viehheub* Milch, Butter oder Eier an Dritte abzugeben.

34 Analog zu: Hofmeister.

- Zweite Tafel: Küchen- und Kanzlei-Schreiber, Page, Mundkoch und Kammer-Lakai.

Am Vortisch wurden also im Wesentlichen die körperlich arbeitenden (männlichen) Bediensteten gespeist; am Nachtschiff waren es die mit Verwaltungsdingen Beschäftigten und diejenigen, welche die gräfliche Familie direkt bedienten.

Zum Trinken werden ausgesetzt:

- *Pro Weibs-Person mahlzeitlich ¼ Mas Wein oder Bier,*
- *einer Manns-Person ½ Mas,*
- *vor den Cantzley- und Küchen-Jungen 1/3 Mas.*

Essen wird außerdem ausgegeben in der Kindsstube um 11 und 18 Uhr *für die Personen, so in die Kindsstuben gehören*, also in unserem Fall mindestens die Kindsmagd Anna Maria Hoffmann und eine Kindsfrau und die Kinder unter sechs Jahren.

Schließlich die Herrschaften selbst: Ihnen wird im eigenen Speisezimmer serviert,³⁵ eine Uhrzeit ist nicht überliefert. Im Jahr 1742 bestand die Grafenfamilie aus Graf Ludwig und Gräfin Eleonore und vier Kindern über sechs Jahren³⁶. Ganz sicher waren oft auch Gäste mit zu bewirten.

Was waren nun die Aufgaben eines Tafeldeckers? Ganz sicher ist, dass er die Tafel der Fürstenfamilie zu decken hatte. In der Bestallungsurkunde des Tafeldeckers Engelbert Christoph Stichling in Öhringen vom 23. Februar 1703³⁷ nimmt der Umgang mit dem Tafelsilber einen breiten Raum ein. Der Tafeldecker hat ein Verzeichnis zu führen über die silbernen Leuchter, Messer, Löffel, Gabeln und Salzfüßer und über das Weißzeug, also die Tischdecken und Servietten, und peinlich darauf zu achten, dass nichts wekommt. Geschirr wird nicht genannt. Es ist anzunehmen, dass im Jahr 1701 chinesisches Porzellan, im Jahr 1740 Porzellan aus europäischer Produktion verwendet wurde. Der Tafeldecker hatte natürlich die gräfliche Tafel einzudecken und nach dem Essen wieder abzudecken. Dazu gehörte dann auch, das Geschirr und Besteck abzuspülen und abzutrocknen. Dazu heißt es in der Bestallung:

Das Tafeldecken (eingefügt: betr.) solle er sich in specie dahin mit allem fleiß bestreben, daß es mittag als abends ordentlich und zur rechten zeith geschehe, das Taffelbrodt sofort gehohlt, und uffgelegt, Meßer. Löffel, Gläser, Becher und alles andere Tisch Gezeug sauber und reinlich gehalten (eingefügt: in specie die Tafel deller jedes mahl sauber abgewischt, und nicht so naß und schmierig uff gelegt) auch wenn die Taffel uffgehbt wird, alles wieder an sein orth gebracht und darin so rechts verfahren werden möge, daß hohe gnädige herrschaften darüber nicht zu klagen und ungnad spühren zu laßen haben.

35 Dafür liegt kein Beleg vor; der Sachverhalt dürfte sich aber von selbst verstehen.

36 Christian * 1726, Louise Charlotte * 1732, Eleonore Juliane * 1734, Wilhelm Friedrich Gustav * 1736.

37 HZAN Oe 1 Bü 9602.

Was das Tellerwaschen betrifft, muss man sich vorstellen, dass eine Mahlzeit für die Herrschaften mit Sicherheit aus mehreren Gängen bestand und dazwischen die Teller abgewaschen und wieder aufgedeckt werden mussten – und es da in der Eile wohl schon hin und wieder zu Unzulänglichkeiten kam.

Auffällig ist, dass in der ganzen Dienstanweisung die Gesindetafeln nicht erwähnt werden. Dies spricht dafür, dass der Tafeldecker nur für die Tafel der Herrschaft zuständig war. Man kann sich vorstellen, dass beim Gesinde jeder sein eigenes Geschirr hatte, es mitbringen und selber abwaschen musste. Auch das Auftragen und Auflegen der Speisen wird nicht erwähnt – auch dies gehörte offenbar nicht zu den Pflichten des Tafeldeckers.

Zu bemerken ist noch, dass der Küchenjunge (oder die Küchenjungen) um 10 Uhr und 17 Uhr verköstigt wurden, der Mundkoch (das ist der Koch, der für die Herrschaft zuständig war) beim Nachtsch um 11 und 18 Uhr. Dies macht Sinn: um 10 Uhr musste das Essen für das Gesinde fertig sein, da war der Küchenjunge entbehrlich; die Herrschaft dürfte etwas später, nämlich um 11 und 18 Uhr gegessen haben – da war die Arbeit des Mundkochs dann getan.

Wann und wo der Tafeldecker verköstigt wurde, ist nirgends zu entnehmen, genau so wenig, wann, wie und was gefrühstückt wurde. Nachdem der Tag im Sommer für die meisten Bedienten schon um 5 Uhr begonnen haben dürfte (das Schlosstor wurde um 4 Uhr geöffnet), ist kaum anzunehmen, dass die Bedienten bis 10 oder 11 Uhr nüchtern geblieben sind. In vielen Bestallungsordnungen ist angegeben, dass der Bediente jeden Tag einen Laib Brot zu erhalten hatte – der mag auch zum Frühstück gedient haben.

In der Dienstanweisung für Engelbert Stichling ist noch festgehalten, dass der Tafeldecker der Herrschaft auch für sonstige Dienste zur Verfügung zu stehen hatte. Es heißt dort: *Woferne ihme die Herrschafft zu sein oder anderer uffwartung außer dem Taffeldeckhen verlangen, oder H. Stallmeister ihme ein und das andere von Herrschaft wegen befohlen würde, soll er deme ohn verdruffe willig und gehorsamb nachkommen, nicht mürrisch seyn, oder sich über ein- und das andere beschwehren, sondern so vil an ihm nichts erwidern laßen.*

Der Tafeldecker hatte also jeden Tag mit der Herrschaft direkt zu tun. Dies setzte ein besonderes Vertrauensverhältnis voraus. Vielleicht auch deshalb war Graf Ludwig so enttäuscht und zornig, als Johann Andreas die Hoffmännin geschwängert und fluchtartig Langenburg verlassen hatte.

Wie sieht es mit der Besoldung eines Tafeldeckers aus? Der Tafeldecker Engelbert Christoph Stichling erhielt bis zu einer Gehaltserhöhung im Jahr 1699:

12 fl (Gulden) an Geld jährlich

*6 Pfund Fleisch wöchentlich oder vor jedes Pfund, wann ers anstehen läßt,
3 kr. (Kreuzer)*

1 Maß Wein täglich

1 Laiblein brod täglich

Livreè, alß Rockh, Hosen und Huth, gleich den anderen Laqueyen

Im Jahr 1699 wurde sein Gehalt erhöht auf:

15 fl an Geld jährlich
7 Pfund Fleisch wöchentlich oder vor jedes Pfund, wann ers anstehen läßt,
3 kr.
1 Maß Nachtisch³⁸ Wein täglich
1 Laiblein brod täglich
das Gemüs und übrige Kost, wie bißhero,
Gewöhnliche Livree, alß Rockh, Hosen und Huth, gleich den anderen
Laqueyen

Anfang des Jahres 1703 ging Stichling dann auf Freiersfüßen und heiratete am 24. April.³⁹ Dazu erhielt er mit der Neubestallung am 23. Februar 1703 eine gewaltige Erhöhung seines Gehalts auf:

35 fl an Geld
6 fl Haußzinß
4 Malter Korn
4 Malter Dinkel
1 Simri Erbßen
½ Simri Linßen
12 Eymer Wein
8 Clafter Holz

Als Verheirateter wohnte und aß er nicht mehr im Schloss; dafür erhielt er Geld für die Miete und Holz zur Heizung und Naturalien für die Verpflegung.

Wie zu sehen, war es auch für einen Tafeldecker durchaus möglich, verheiratet zu sein. Es stellt sich deshalb die Frage, warum Johann Andreas keinen Versuch unternommen hat, für sich und Anna Maria schon vor der Schwängerung eine Heiraterlaubnis zu erhalten. Hat er für sich als Tafeldecker keine Zukunft gesehen? War für ihn als (wie man später sehen wird) rebellischen Geist das Leben als Diener an einem Hof nicht erstrebenswert? Oder hat er zu wenig Möglichkeiten für sich gesehen, am Hof zu Langenburg Musik zu machen?

Das führt zur Frage, wie es mit Musikmachen für Johann Andreas in der Zeit in Langenburg überhaupt ausgesehen hat. Berichtet wird darüber nirgends etwas. Genug Zeit dafür sollte er gehabt haben. Wenn man für das Tafeldecken und die Aufwartung je drei Stunden am Mittag und Abend veranschlagt, dazu noch einige sonstige Dienste für die Herrschaft, bleibt immer noch genug Zeit fürs Oboespielen. Und da ihn Graf Ludwig als Oboespieler im Gothaischen Regiment kennengelernt hatte, ist anzunehmen, dass er dieses Talent des Johann Andreas auch an seinem Hofe genutzt hat. Auch das Orgelspielen dürfte Johann Andreas

38 Offenbar erhält der Nach-Tisch einen besseren Wein als der Vor-Tisch.

39 Mischbuch Öhringen Bd II, Bild 604: *Christoff Eberhard* [!] *Stichling, hochgr[äflich] Neuensteinischer* [...] *Tafeldecker allhie* [...] *..copuliert den 24ten April.*

nicht vernachlässigt haben, getraute er sich doch 1742, sich um Organistenstellen in Heilbronn und Dinkelsbühl zu bewerben. Ob es in der Kapelle im Schloss eine Orgel gab, ist nicht überliefert. Die Stadtkirche in Langenburg hatte schon seit 1613 eine Orgel.⁴⁰

Aus dem Verhör-Protokoll

Nach diesen langen Exkursen nun zurück zum Verhör-Protokoll von 1741. Anna Maria Hoffmann erzählt zuerst, wie Johann Andreas ihr drei Jahre lang den Hof gemacht hat. Dann kommt sie zum Beischlaf und berichtet:

Nun werde es 20. Wochen seyn, da die andere Magd, so neben ihr liege, früh um 3. Uhr ins WaschHaus gehen müssen, da seye er gleich nach drey Uhr zu ihr in die Cammer gekommen, habe die äußersten Vermeßungen von neuem gebraucht, sich zu ihr ins Bett getrungen, und alles ihres Bittens und Wehrens ungeachtet den sündlichen Beyschlaff mit ihr getrieben. Er habe damahls beigesetzt, da sie ihn gefragt, warum er sie denn ins größte Unglück zu bringen gedächte? Er wüßte es wohl, warum er thue, sie könnte so desto weniger von ihm laßen.

Auf die Frage:

Ob sie die sündliche Gemeinschaft nicht öfters mit ihm getrieben?

Sie gestehet mehr nicht ein. Gibt zwar an, daß in derjenigen Nacht, da der Wind so gar stark gegangen, und dem Bachen nebst dem Koch aufgetragen gewesen, auf das Feuer acht zu geben, er zu ihr in die Kinds-Stube gekommen, und bey einer Stunde von 11. biß 12. Uhr dagewesen. Anfäng[lich] seye die KindsFrau noch aufgewesen, da diese aber zu Bett gegangen gewesen, habe er ihr Unzucht angemuthet. Sie habe sich seiner aber verwehret und mit Ruffen der Kinds-Frau gedrohet wodurch sie ihn also dahin gebracht, daß er gegen 12. Uhr wieder davon gegangen.

Ob sie ihn das erste Mal nicht selbst bestellt?

Nein! er habe die Gelegenheit abgepaßt. Sie habe ihn gebethen und sich gewehret, um nicht in das Unglück zu kommen: Aber sie habe sich seiner nicht erwehren können. Geruffen habe sie nicht, aber mit Gewalt aus dem Bett gewollt. Es seye Niemand in der Nähe gewesen.

Nach heutigen Begriffen würde man hier wohl von einer Vergewaltigung sprechen. Dann wird nachgefragt, wie er ihr die Ehe versprochen. Sie antwortet: *Mit den größten Vermeßungen, daß Gott von ihm laßen sollte, wenn er von ihr ließe; Er wolle nie kein Glück haben p Dieses habe er wohl 100. mahl gethan. Gleich anfänglich, da er hergekommen, und biß auf die letzte Stunde, Da sie auch Jahr und Tage vor ihn Ruhe gehabt, hätte sie ihn nachher gar nicht geachtet, auch auf der Hofküfferin Hochzeit Verdruß wegen des Tanzens mit ihm gehabt.*

40 Vgl.: <https://www.kirchenbezirk-blaufelden.de/kirchengemeinden/langenburg/kirchen/die-langenburger-stadtkirche/>.

Er habe sie aber nachher mit seinen vermeßenen Versprechungen so lang verfolgt, biß das Unglück geschehen gewesen, nachher aber solche allzeit respectiret. Vor ungefähr 10. Wochen habe sie ihm ihr Schwangerschafft eröffnet und sehr lamentiret. Da habe er ihr dann versprochen, sich gleich nach Diensten umzusehen, seye auch weg, um sich nach Diensten zu bewerben. Sie habe dann auch zu derjenigen Zeit, da sie von seinem weiteren Weggehen gehöret, stark in ihn gesetzt, sie nicht zu verlassen: Er habe aber mit den größten Betheuerungen versichert, daß er nur weggehe, um sich eine Stelle zu schaffen, wo er sie hinbringen wolle. Dieses seye die Ursache, warum sie noch geschwiegen, zumahlen da er versichert, daß er in acht Tagen entweder wiederkommen oder ihr schreiben wolle.

Offenbar war die Hoffmännin sofort nach Bekanntwerden der Schwangerschaft aus dem Dienst am Hof entfernt und bei einem Schneider Waldmann untergebracht worden. Dieser wurde befragt und berichtete: *daß sie äußerst betrübt und niedergeschlagen seye, beständig weine und lamentire, anfänglich nicht gegeben noch getrunken, inzwischen aber fleißig gearbeitet und gebethet. Bey ihren höchst verlassenen Umständen suche sie ihre Zuflucht zu dem Pfarrer zu Dörzbach zu nehmen, wiße aber nicht, ob er sich ihrer annehmen werde. Sie selbst meynet auch, sie wolle deßen Erbarmniß anflehen.*

Der Pfarrer von Dörzbach scheint ein Onkel von Maria Anna gewesen zu sein; jedenfalls spricht er von ihr als seiner Base.⁴¹

Bei dieser Sachlage beschloss das Konsistorium, zunächst einmal abzuwarten und Erkundigungen einzuholen, ob Johann Andreas die Anna Maria verlassen habe oder tatsächlich auf der Suche nach Mitteln zu einer gemeinsamen Unterkunft sei:

Nachdeme man die in Protocoll vorliegende Umstände in genauere Überlegung gezogen und dabey befunden, daß die armseelige Hofmännin zur Zeit pro seducta [für verführt] zu halten und sich vielleicht noch Hoffnung zu machen seye, daß der impraegnator [der Schwängerer] seine hohe Betheurungen und Vermeßungen in seinem Gewißen so weit würcken laßen werde, daß er Dienste zu erhalten und sie aus ihrem Elend zu reißen, suchen dürffte; Als hält man davor, man werde sich ihrer in so weit Obrichkeitlich anzunehmen haben, daß man einige wenige Zeit mit ihr ratione [in Bezug] eines Aufenthaltes Erbarmung trage, immittelst aber sich nach ihm erkundige, ob er sie würcklich deseriret [verlassen], oder Mittel zu einer gemeinsamen Unterkunft ausfindig zu machen suche, biß dahin denn auch schimpffliche Bestrafung gegen sie zu decerniren [entscheiden], Anstand genommen werden möchte, damit er dadurch sie gänzlich zu deseriren und ihr Elend zu vergrößern, nicht daher erst Veranlaßung nehme.

Die Langenburger Obrigkeit würde also zunächst weiterhin für eine Unterkunft für Anna Maria sorgen und von einer Bestrafung absehen – auch, um Johann Andreas keinen Anlass zu geben, Anna Maria endgültig sitzen zu lassen. Anna Maria wurde zunächst nur verwarnet: *Also wurden ihr die nöthigen Erinnerungen*

41 Q 3 (wie Anm. 4).

und Ermahnungen hier und da, besonders deßwegen gegeben, daß sie die Gnade hoher Herrschafft vor sie und ihr Geschwister so muthwillig außer Augen gesetzt, sich aber dabey in das größte Unglück bey ihren verlassenen Umständen gesetzt.

Verlassen wir nun Anna Maria für eine Weile und wenden wir uns Johann Andreas zu. Dieser hatte eine Woche vor Bekanntwerden der Schwangerschaft der Anna Maria seinen Dienst in Langenburg quittiert und war abgereist, um sich anderswo eine Stelle zu suchen. Dazu hatte er ein Zeugnis von der Langenburger Herrschaft erbeten und auch erhalten. Es datiert vom 26. Februar 1741 und liest sich so:⁴²

Demnach Johann Andreas Bach, der über 4 Jahr bey hießig-gnädigster Herrschafft als Taffel-Decker, in Diensten gestanden, unterthänigst angezeigt und zu erkennen gegeben, wie ihn nunmehr eine bessere Gelegenheit, sein Fortun [Glück] anderswo zu machen, bevorstünde, zu dessen Erlangung Er, eines beglaubigten Attestati [Zeugnis] seines Verhaltens, benötigt wäre; Alß fort man hiermit der Wahrheit zu Steuer attestiren wollen, daß vermelter Johann Andreas Bach, sich während solcher Zeit, dermaßen treü und fleißig und so verhalten, daß man ihn gerne länger in dahießigen Diensten behalten mögen. Da er aber sein Glück anderswo würck[lich] besser zu machen vermeynet; So hat man ihm daran nicht hinderlich seyn, sondern solches gern gönnen wollen. Zur Urkund dessen Ich mich eigenhändig unterschreiben, und mein gewöhn[lich] Adeliches Innsiegel vorgedruckt.

So geschehen Langenburg den 26n. Febr[uar] 1741.

[Siegel] *Hans Heinrich von Seydnitz*

Hoff und Stallmeister

Man war in Langenburg also durchaus zufrieden mit seinen Diensten gewesen. Johann Andreas zog zunächst zu seinem Bruder nach Öhringen. Dieser aber hatte es abgelehnt, ihm zu helfen. Johann Andreas schrieb, sein Bruder habe ihm mitgeteilt, *daß ich [mich] ohne den geringsten Aufenthalt von hier wegbegeben, und führohin weder Hülfße noch Rath bey Ihme suchen sollte.*⁴³ Er muss sich dann an einen geheimen Ort in der Nähe von Öhringen zurückgezogen haben. Von Öhringen aus schrieb er am 6. März 1741 (am Tag, an welchem Anna Maria in Langenburg verhört wurde) einen Brief an Hofrat Loder in Langenburg:⁴⁴ Er sei eben von Heilbronn zurückgekommen, wo er sich um eine Organistenstelle beworben habe. Er bereue seine Verfehlung, bitte den Grafen um Verzeihung und stehe zu seinem Versprechen, die Hofmännin zu heiraten. Dazu brauche er aber eine Stelle, um sie ernähren zu können. Er bat um Fürsprache bei Fürst Ludwig

42 Ebd., Q 10.

43 Ebd., Q 2. Bei einem späteren Verhör in Öhringen gibt Johann Andreas an, *daß Er aber sich bißhero zu Langenburg nicht eingefunden, darzu wäre Er durch eine[n] von dem Kirchen-Schreiber Zeiher erhaltene[n] Brieff veranlaßet worden, welcher, da Er eben anhero gekommen, seine[m] hießigen Bruder zimm[lich] bedrohlich geschrieben.* Q 9.

44 Ebd., Q 2.

für eine Stelle bei der Musik oder sonst am Hof solange, bis er anderswo etwas für sich gefunden habe, und um schriftliche Erlaubnis, sich mit der Hofmännin außerhalb Langenburgs auf einem Dorf trauen zu lassen. Diese Erlaubnis bitte er, der Hoffmännin zu übergeben. Sollte er beim Grafen keine Gnade finden, müsse er Kriegsdienst annehmen und dann sehen, wohin Gott ihn führen würde. Dieser Brief ist in einer schönen, klaren Handschrift geschrieben, die Anrede an Hofrat Loder erfolgte auf Französisch. Johann Andreas hatte eine sehr klare Vorstellung davon, wie er sich die weitere Zukunft vorstellte. Mit dem Verweis auf den Militärdienst baute er schon eine Drohkulisse auf, die er später noch ausbauen sollte: Johann Andreas beim Militär würde heißen: keine Heirat mit der Hofmännin, und das würde wiederum heißen: deren Versorgung würde dem gräflichen Haus zur Last fallen.

Inzwischen versuchte man in Langenburg, für Anna Maria eine andere Bleibe zu finden. Die Hoffnung, ihr Onkel, der Pfarrer Andreas Friedrich Schrodt in Dörzbach, werde sie zu sich nehmen, zerschlug sich. In einem Brief vom Monatg, 13. März 1741, an Hofrat Loder teilte dieser mit, er wolle sie nicht zu sich nehmen, *indeme es mein[em] Ambt höchst despectir[lich] u. ärgerlich u. meinen gnäd[igen] Herrschafften unanständig* wäre. Als weiteren Grund führte er an, dass Dörzbach von lauter katholischen Dörfern umgeben sei (fürchtete er Mobbing?). Schließlich riet er von einer Verheiratung unter den derzeitigen Umständen ab, *denn im Ehestand zu leben sine subsidiis* [ohne finanzielle Mittel] *läuft auf desperation* [Verzweiflung] *hinaus*. Schrodt schließt: *Dahero wäre meines erachtens das beste mittel in Patria morari* [im Vaterland zu bleiben], *da man doch bekandte Leute* [habe], *die mit ihrem Zustand einiges Mitleiden haben*. *Hier zu Land aber würd Sie als ein Frembdling tractiret* [behandelt]. *Eur. Excellence wolle in dieser betrübt[en] Sache d[as] beste thun*. *Ich verharre nebst gött[lichen] Gnad[en ...] gehorsamster Empfehlung mit nochmals wiederholter Bitte, sich dieses armen Waysens bey gnädigster Herrschafft anzunehmen, damit Sie nicht prostituiret möge werden.*⁴⁵

Was mit dem *prostituiret werden* gemeint ist, soll später erläutert werden. Ansonsten gilt: Außer warmen Worten ist von Pfarrer Schrodt also nichts zu erwarten.

Am Monatg, dem 13. März, schickte Johann Andreas von Öhringen aus zwei Briefe ab: einen an Anna Maria,⁴⁶ den anderen an den Langenburger Stadtschreiber Beyer.⁴⁷ An sein *liebes Kind*, seine *liebwerteste Freundin* schreibt er: Er habe sich morgens um vier Uhr früh auf den Weg gemacht, um auf ihren Brief zu antworten. Sie schreibe, er soll bald kommen. Aber er habe in seiner Zeit in Langenburg die Leute dort kennen gelernt und wisse: Sie machten schöne Worte, um ihn nach Langenburg hoch zu bringen; dort aber würde er ihnen zu Schimpf

45 Ebd., Q 3.

46 Ebd., Q 6.

47 Ebd., Q 4.

Liebes Kind!

Mein Brief selber, habe ich mich schon um 4. Uhr
 früh Morgens auf den Weg gemacht, und nach Leipzig
 gegangen, aber ich dir wieder geschickt, und nach dir
 zum wieder weichen rüchweg nehmen, habe auch den
 dem Herrn Stadt-Schreiber einen Brief geschickt
 du schreibst mir ich sollte halt zu dir kommen, aber
 ich habe dir viel, weil ich bei Leoben gewesen, die Trüffe
 können kommen, wie sie es machen, die selbe geben die
 besten Kost, sie meinen mich mit Manier hinauf zu
 bringen, nach gesand wäre ich am besten verlassen, was
 du was stand und Volk ich sein können müßte,
 aber Gott wolle mich davon abhalten, und für mich was
 fahre ich dir nachmalen können beschaffen, und
 will gewiß können Mithrid gegen die Geigen; Aber
 wie ich es dan, habe keine schriftliche Erlaubnis bekommen,
 daß wir uns ander orten copuliren lassen können.

Abbildung 2: Brief von Johann Andreas Bach an Anna Maria Hoffmann

und Schande dienen. Aber wie ist es den[n], hastu keine Schriftliche Erlaubnis
 bekommen, daß wir uns ander orthen copuliren [trauen] lassen können. Wen sie
 etwan meinen, sie wollen mich dadurch hinauf griegen, wen[n] sie dich lange in
 Arrest behielten, allein sie betriegen sich sehr, und hier muß ich vor mein Geld
 leben, und von Langenburg trägt man, bey einem so schwachen Lohn wenig weg,
 ist also von nöthen, daß du dich die Schriftliche Erlaubnis ausbittest, daß du nun

also bald mit derselben herunter komest aber ie eher ie lieber, den es hat mein Bruder zu seiner Frau gesagt, das würcklich wieder ein Organisten Dienst in Dünckelspiel ledig seye, aber eher will ich nicht gerne dahin gehen, ich bin den copuliret, als dan kan ich sagen, daß ich verheyrathet bin.

Und dann folgt ein Ultimatum: Er werde bis Donnerstag, den 16. März, auf Nachricht von ihr warten, ob sie mit Heiratsurlaubnis komme – wo nicht, werde er zu den württembergischen Oboisten gehen; dort könne er jederzeit anfangen. Er habe zwar keine Lust zum Soldatenleben; aber wenn sie nicht komme (und er keine andere Stelle bekomme), bleibe ihm keine andere Wahl. Sie solle ihm doch gleich wieder durch den Belsenberger Boten zu Händen seiner Schwägerin antworten, dann bekomme er den Brief am Donnerstag.

Man merkt dem Brief an, dass er in aller Eile, um nicht zu sagen, in Panik geschrieben wurde – wie Bach selbst schreibt: *in aller Eyl geschrieben*. Zusammen mit diesem Brief ließ er einen zweiten abgehen, und zwar an den Stadtschreiber Beyer in Langenburg.⁴⁸ Dieser hatte offenbar an ihn geschrieben und ihn aufgefordert, nach Langenburg zu kommen. Johann Andreas antwortet nun, dieses Verlangen sei nicht unbillig, aber er könne ihm derzeit nicht nachkommen. Müsste er dann doch *nach empfangener gröster prostitution wieder abmarschieren*. Lieber aber wolle er sein Leben lassen. Er habe zwar an den Herrn Hofrat wegen eines Dienstes in Langenburg geschrieben; den wolle er aber jetzt nicht mehr, sondern nur noch eine schriftliche Heiratsurlaubnis für die Hofmännin, so dass sie außerhalb Langenburgs heiraten könnten. Danach würde er dann auch um ein Empfehlungsschreiben für die Organistenstelle in Dinkelsbühl bitten. Und dann folgt auch hier die Drohung mit dem Kriegsdienst: *Da ich nun nicht gesinet die Hoffmänin zu verlassen, und nur daran gehindert werde, so habe dargegen im geringsten nichts auf mein Gewißen, und kan sie mit gutem Gewißen verlassen, wann ich wegen Verzögerung unserer Copulation, und ausgehung meines Geldes zur Extremitaet gezwungen werde, mithin jederman mein Gewißen, wegen Verlaßung der Hoffmänin frey sprechen wird, welches doch geneigt ist, dieselbe mit gutem Herzen anzunehmen.*

Und nun kommt es noch ganz dicke: Im Übrigen glaube er, dass es noch mehr gefallene Leute gebe, mit denen man gnädiger umgegangen sei; und *wer von der Sünde rein ist, der kome, und werfe den ersten Stein auf mir*. Für diese *Freyheit im Schreiben* entschuldigt er sich aber sofort und bittet eben nur um die schriftliche Heiratsurlaubnis für die Hofmännin.

Dann folgt noch das folgende Postscriptum:

Wie mir mein Frau Schwägerin gemeldet, so will mein Bruder absolute haben, daß mir bald möglichst Gelegenheit machen möchten, copuliret zu werden, und die Hoffmänin im geringsten nicht verlassen solle, welches mir um so mehr lieb ist, er würde auch so viel möglich förderlich dazu seyn: Weswegen nochmahlen

gehorsamst bitte, zu beschleunigen, daß sie, mit gedachter Erlaubnis herunter kome.

Der Stadtschreiber Beyer gibt das Schreiben natürlich an die Kanzlei weiter. Dort zeigt man sich wenig amüsiert. Es existiert eine Aktennotiz, die wohl am ehesten von Hofrat Loder stammt und an seine Kollegen im Konsistorium gerichtet ist.⁴⁹ Sie liest sich so:

beykomendes Schreiben des Bachen hat mir H. Stadtschreiber Beyer communiciret, u. ich habe vor gut angesehen, es weiters zu communiciren. ich werde dadurch nicht irre gemacht, sondern bestärcket, in den Gedancken, daß man solle befließen seyn, den bößen Menschen, dem zwischen trotzig seyn u. verzagt seyn, die Wahl wehe thut, in Person bezubringen. Mit Drohungen von seiner eigenen desperation [Verzweiflung], u. von d. Hoffmännin desertion soll er hießige Regierung nicht impare insultiren [ungerechtfertigt beleidigen], u. quasi re bene gesta [nach wohlgetaner Tat] vorschreiben, wie man ihn tractiren [behandeln] soll. Er hab sich selbst mit Begehung der Sünde prostituiret, Judex [der Richter] soll gleichsam sagen: bene fecisti [gut gemacht!], u. soll sich vor seiner desperation fürchten. absit [das sei ferne!]. Will er, wie jener Tegelhiegsche[?] Laquais ein Pistol sich vor den Kopfschießen, das mag er auf seine Gefahr thun. es gebe te noch mehr solcher gohtloßen Leüthe, die mit ihrer desperation drohen könnten. Bach ist nicht nur, solange er sich nicht verantwortet, ein gohtloßer Jungfrauen-Schänder, sondern neben dem derjenige, der sein Attestat [Zeugnis] auf eine infame Art abgelogen u. abgetrogen, u. der Justiz in gefleißentlicher Schalckheit sich substrahiret [entzogen] hat.

Ob der Verfasser da auch schon den Brief des Johann Andreas an die Hofmännin gelesen hatte, in dem der sich so abfällig über die Langenburger Heimtücke geäußert hatte? Ein Wunder wäre es nicht. Im Übrigen beobachtet der Verfasser sehr gut das Schwanken des Johann Andreas zwischen Trotz und Verzweiflung.

Die Kirchenbuße

Bevor wir sehen, wie es weitergeht in Langenburg und Öhringen, hier eine Information zu der „Prostitution“, die Johann Andreas so sehr fürchtet. Prostitution ist hier zu übersetzen mit „zur Schau Stellung“. Und damit hat es folgende Bewandnis:

Die Schwängerung einer ledigen Frau galt damals sowohl als ein zivilrechtliches als auch ein kirchenrechtliches Vergehen. Zivilrechtlich, weil damit die staatliche Ordnung der Ehe verletzt wurde. Kirchenrechtlich, weil damit gegen Gottes Gebot verstoßen wurde. Zivilrechtlich wurde das Vergehen mit einer Geldstrafe geahndet, und zwar üblicherweise für beide Partner. Falls der Schwängerer die Frau heiratete, so verwandelte sich das Delikt in einen Fall von vorzeitigem Beischlaf, der schwächer geahndet wurde. Kirchenrechtlich wurden

49 Ebd., Q 5.

alle Vergehen im sexuellen Bereich als Vergehen gegen das sechste Gebot angesehen und geahndet. Wer sich gegen eines der Gebote versündigt hatte, wurde zunächst einmal vom Abendmahl ausgeschlossen. Der Ausschluss wurde aufgehoben, wenn der Sünder seine Tat bereute, beichtete und die Absolution erhielt. Dies musste streng genommen vor der Gemeinde geschehen, da der Sündige – speziell bei Vergehen gegen das sechste Gebot – der Gemeinde ein Ärgernis gegeben hatte. Deshalb hatten der oder die Sünder an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen⁵⁰ unter der Kanzel zu stehen,⁵¹ während der Pfarrer die Sünde, die Reue und die Bitte um Vergebung der Delinquenten bekannt gab. Am dritten Sonntag wurde dann den Sündigen die Absolution erteilt und er oder sie wieder zum Abendmahl zugelassen. Das ganze Verfahren wurde „Vorstehen“ genannt und interessanterweise fast oder ganz⁵² ausschließlich bei Vergehen gegen das sechste Gebot angewendet.

Dies war die strenge Form. Tatsächlich wurde sie in den Gemeinden sehr verschieden gehandhabt. In manchen Gemeinden gab es diese Praxis des Vorstehens. In anderen wurde sie ersetzt durch eine Zeremonie im Studierzimmer des Pfarrers oder der Sakristei, in welcher die Sünder ihre Schuld bekannten, Abbitte taten, und die Absolution bekamen. Je nachdem, wurden zu dieser Zeremonie einige Älteste aus der Gemeinde hinzugezogen. Schließlich gab es noch die Möglichkeit, dass an die Stelle dieser Zeremonie eine Geldstrafe trat.

Diese unterschiedliche Praxis wurde in Hohenlohe-Langenburg im Jahr 1781 – also 40 Jahre nach dem Vergehen des Johann Andreas – vereinheitlicht, indem bei einfachen Sexualdelikten – das waren die Fälle von Schwängerung von Ledigen oder vorzeitigem Beischlaf – die Zeremonie in der Studierstube vorgesehen und die Sünder danach sofort wieder zum Abendmahl zugelassen oder die Trauung sofort danach in der Studierstube des Pfarrers vollzogen wurde. Das „Vorstehen“ wurde nur noch bei doppeltem Ehebruch vorgeschrieben. Bei einfachem Ehebruch (nur ein Teil war verheiratet) hatte der Pfarrer zu entscheiden, ob nur ein Teil oder beide die öffentliche Kirchenbuße abzulegen hatten. Dort, wo an Stelle der öffentlichen Kirchenbuße die nichtöffentliche Zeremonie getreten war, wurde die Gemeinde im Gottesdienst von dem vorgefallenen unterrichtet – in leichteren Fällen ohne Namensnennung – und die Betroffenen hatten zusätzlich eine Geldbuße zugunsten des „Heiligen“ zu entrichten.⁵³ Es sei hier noch angemerkt, dass noch bis in die Zeit um 1950 in der Gemeinde Lendsiedel (heute Stadtteil von Kirchberg an der Jagst) die vorderste Kirchenbank den

50 Das dreimalige Vorstehen konnte ich für Hohenlohe nicht verifizieren. Es galt aber in Württemberg und dürfte in Hohenlohe gleich oder ähnlich gewesen sein.

51 In Württemberg stand das Paar vor dem Altar. G.A. *Süskind/G. Werner*; Repertorium der evangelischen Kirchengesetze in Württemberg. 2. Bd. Stuttgart 1862, Art. Kirchenbuße, S. 478 f.

52 War nicht möglich abzuklären.

53 HZAN La 35 Bü 1781. Als „der Heilige“ (Kasten) wurde der Opferstock und in der Folge die Kasse der Kirchengemeinde bezeichnet, aus der die laufenden Ausgaben und die Unterstützung der Armen getätigt wurden.

Namen „Büßerbank“ trug.⁵⁴ Das Abbitte-Formular ist im Anhang abgedruckt. In Württemberg wurde das Vorstehen schon im Lauf des 18. Jahrhunderts weitgehend durch Geldbußen ersetzt und diese 1806 komplett abgeschafft.⁵⁵ Mit der Einnahme Hohenlohes durch Württemberg im Jahr 1807 hatte sich die Praxis der Kirchenbuße dann auch für Hohenlohe komplett erledigt.

Bis 1781 lag es offenbar an der Tradition der Gemeinde und am Gutdünken des Pfarrers, welche Form der Kirchenbuße ausgeübt wurde. Insofern hatte Johann Andreas durchaus recht, wenn er davon gesprochen hat, dass es auch mildere Strafen gab als das „Vorstehen“. Warum er allerdings angenommen hatte, dass für ihn die schärfste Form der Bestrafung vorgesehen war, erschließt sich aus dem Text nicht. Ging es für ihn nur darum, die persönliche Beschämung zu vermeiden, oder fürchtete er auch Konsequenzen für seinen beruflichen Werdegang? Auffällig ist, dass im weiteren Verlauf alles getan wurde, um seine Verfehlung unter der Decke zu halten, und dass sie außer in der Konsistorial-Akte im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein nirgendwo auftaucht.

Zweite Verhandlung vor dem Konsistorium

Doch schauen wir, wie die Sache weiter verlief. Am Mittwoch, 15. März, wird sie wieder im Konsistorium verhandelt. Es liegt nun also der Brief des Johann Andreas an Rat Loder vom Montag, 13. März vor, der offenbar erst am Samstag, dem 17. März, in Langenburg eingegangen war, als auch der von Pfarrer Schrodts aus Dörzbach. Der neue Brief an den Stadtschreiber Beyer ist offenbar noch nicht an die Kanzlei gelangt.⁵⁶ Wissensstand des Konsistoriums ist also, dass Johann Andreas *sich zwar auf Hochherrschaft[lich]e Gnad zu submittiren* (unterwerfen) *scheinet*, schlussendlich aber damit droht, er werde Kriegsdienste annehmen und die Hofmännin sitzen lassen, wenn er nicht einen Dienst beim Hof erhalte. Aus dem Brief von Pfarrer Schrodts entnahm das Konsistorium, dass dieser zwar zum Unterhalt seiner Base etwas beitragen,⁵⁷ sie aber nicht bei sich aufnehmen wolle. Das Konsistorium bedauerte, dass Johann Andreas nicht persönlich erschienen war – man hätte ihm dann besser raten können. Dann werden verschiedene Wege erörtert, wie man weiter vorgehen könne:

– man könne einige Musketiere nach Öhringen schicken und Johann Andreas zwangsweise nach Langenburg holen. Das müsste natürlich mit der Kanzlei in Öhringen abgestimmt werden. Der Vorteil: Man könne ihn der verdienten Strafe zuführen. Das Risiko: dass er dann die Hofmännin sitzen lässt. Den Trotz des Johann Andreas hatte das Konsistorium ja schon kennen gelernt.

54 Mitteilung von Ulrich Bubenheimer.

55 *Süskind/Werner* (wie Anm. 51).

56 Es werden zwar Briefe von Johann Andreas an den Stadtschreiber erwähnt; aber die Information aus dem letzten Brief, dass Johann Andreas nicht mehr auf eine Anstellung beim Hof reflektiert, hat keinen Eingang in die Beratung gefunden.

57 Geht nicht aus dem Schreiben hervor.

– Die Kanzlei in Öhringen um Amtshilfe bitten. Diese müsste ihn einbestellen und ihm zur Auflage machen, dass er nach Langenburg zurückkehre. Zur Sicherheit müsste sie ihm sein Führungszeugnis abnehmen und ihm klar machen: Wenn er nicht gehorche, könne man ihm als einem thüringischen Landeskind die ganze künftige Karriere verderben. Das Amtshilfe-Ersuchen könnte der Gefreite Dinkel nach Öhringen und dieser den Johann Andreas von dort nach Langenburg zurückbringen.

Sollte der – wie wahrscheinlich – den schuldigen Gehorsam verweigern, so werde man noch andere Mittel finden, ihn zur Rechenschaft zu ziehen – jedenfalls hätte man so das Führungszeugnis zurück, so dass damit kein Missbrauch getrieben werden könne.

Die Entscheidung hatte natürlich der Graf zu treffen; und er entschied sich für den zweiten Weg. Dementsprechend findet sich im Protokoll die folgende Randnotiz:

NB. der letzte Weg ist erwählt und durch solchen zwar das Attestat zurückgebracht, aber er nicht persuadirt (überzeugt) word[en] herauf zu kommen.

Tatsächlich finden sich in der Akte der Brief der Kanzlei in Langenburg an die Kanzlei in Öhringen vom Donnerstag, 16. März,⁵⁸ und das Protokoll des Verhörs, das Öhringen anschließend mit Johann Andreas geführt hat,⁵⁹ samt Begleitschreiben,⁶⁰ beides vom Samstag, 18. März. Sie bringen inhaltlich nichts Neues, außer, dass Johann Andreas sein Führungszeugnis dem beim Verhör anwesenden Stadtschreiber von Langenburg übergeben hatte. Johann Andreas wollte Anna Maria heiraten und hoffte, dass er dann ein neues (positives) Abschlusszeugnis erhalte und ihm die zivilrechtliche Geldstrafe erlassen oder wenigstens gestundet würde. Johann Andreas gab dem Stadtschreiber auch ein Gnadengesuch an Graf Ludwig mit.⁶¹ Es enthält das Eingeständnis seiner Schuld, seine Bereitschaft, Anna Maria zu heiraten und die Bitte um Vergebung. Insbesondere hoffe er, der Graf werde ihn mit keiner Strafe belegen, *womit ich prostituiert und an meinem zeitlichen Glück gehindert werden könnte.*

Vermutlich gleichzeitig (der Brief trägt kein Datum) hatte Johann Andreas auch an Anna Maria (*Liebes Kind*) geschrieben.⁶² Er gab ihr auf, sie solle den Meister Tobias (ist das der Schneider, bei dem sie untergekommen war?) bitten, beim Herrn Hofrat oder der gnädigen Herrschaft direkt um eine schriftliche Heirats-erlaubnis für sich anzuhalten. Sobald sie diese habe, solle sie nach Kappel bei Öhringen kommen, und von dort ihrer Schwägerin ihre Ankunft melden; dann werde er sofort kommen. Einen Ort für die Hochzeit habe er schon ausgemacht. *Ich bin mit meinem Bruder zerfallen, und werden einander wenig wieder sprechen, aber meine Frau Schwägerin, die ist mir noch gütig, darum, wen du herun-*

58 Q 7 (wie Anm. 4).

59 Ebd., Q 9.

60 Ebd., Q 8.

61 Ebd., Q 11.

62 Ebd., Q 12.

der komest, so schreibe von Kappel⁶³ aus alwo du meiner erwarten solst, entweder den Brieff an meine Schwägerin oder an mich selbst, ich laße meine Brieffe durch frembte leüte allezeit abholen, und zwar ohne bericht wo ich sey. Bitte derowegen dich höchlich, faße von mir keine böße Meinung, daß ich dir wolte unreü werden, davor wolle mich Gott behüten, sondern kann dich gewiß versichern, daß kein Augenblick vorbey gehet, ich gedencke an dich, mögte aber gerne wissen, wie man mit dir umgeheth, und wenn es nach denen Langenburgern nachgehen solte, so hätte ich schon längstens weter Kopf, Arm, noch Bein, aber wir wollen Gott anruffen, der wird uns auch aus diesem Elend helfen, und ich sehe wohl, daß sie ihre Macht an uns beyden beweissen wollen, aber denjenigen, welche vor unserer Zeit, eben so im Schloß unglück[lich] gewesen, habe[n sie] es so vorbey gehen lassen. Wieder deutete er an, daß er sie notfalls verlassen müsse, den ich habe blutwenig Gelt, und muß vor meinem Gelt zehren, versicherte sie aber gleichzeitig seiner lebenslanger Treue.

NB: den brieff schücke nur an meine Frau Schwägerin, de[nn] ich befinde mich in Kocherthürn.

Kocherthürn, heute Stadtteil von Neuenstadt am Kocher, gehörte damals dem Deutschen Orden mit Sitz in Bad Mergentheim. Johann Andreas war damit außerhalb der Reichweite der Hohenloher.

Nachdem die Dinge soweit gediehen waren, traf das Konsistorium bzw. Graf Ludwig nun eine Entscheidung in Sachen Anna Maria. Am Mittwoch, 22. März, wurde sie vor das Konsistorium geladen. Dieses informierte sie darüber,⁶⁴ dass Bach seine Sünde bereue und bereit sei, sie zu ehelichen. Sie wurde gefragt, ob sie Bach folgen wolle, obwohl der nicht nach Langenburg gekommen sei, sich mit der Kirche nicht ausgesöhnt und seine Strafe nicht ausgestanden habe? Sie bejahte, zumal Bach erklärt habe, sie könne bei seinem Bruder unterkommen, bis er eine Unterkunft gefunden habe. Sie wurde entlassen mit dem Bescheid: Sie beide müssten (jeweils) 12 Reichstaler⁶⁵ Strafe bezahlen. Wenn Bach bezahlt oder Kautions hinterlegt habe, könne er förmlich entlassen werden. Da sie keine Kirchenbuße geleistet habe, brauche sie zur Aufnahme in einem anderen Land oder dessen Kirche eine förmliche Erlaubnis der Herrschaft. Mit Waldmann wurde eine Entschädigung für seinen Gang (zur Verhandlung?) und Verpflegung von 1 fl 30 kr ausgehandelt. Damit wurde die Hofmännin mit vielen guten Ermahnungen entlassen. Eine Kopie des Protokolls mit Begleitschreiben wurde am Tag darauf nach Öhringen gesandt mit der Bitte, sich bei Bachs Bruder dafür

63 Heute Stadtteil von Öhringen; 2 km östlich von Öhringen gelegen.

64 Q 1 (wie Anm. 4).

65 Im Protokoll enthalten ist der Entwurf eines Briefes an die Kanzlei in Öhringen. Dort ist von 18 fl Strafe die Rede. Dies entspricht 12 Reichstalern. Zum Vergleich: Das Jahreseinkommen von Johann Andreas Vater Johann Christoph I im Jahr 1690 bestand aus 60 fl, dazu Korn und Brennholz. Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20) S. 29. 18 fl war also eine durchaus happige Strafe.

einzusetzen, dass die Hofmännin nach der Verheiratung mit Johann Andreas vorläufig bei ihm Unterschlupf finde.⁶⁶

Noch aber war die Anna Maria dem Schloss nicht entronnen. Am folgenden Tag, dem 23. März, wurde sie noch einmal auf die Kanzlei zitiert. Einerseits wurde die in Abwesenheit des Grafen auf 12 Reichstaler festgesetzte Geldstrafe für Anna Maria auf 6 Reichstaler reduziert. Andererseits wurde offenbar ihre Truhe durchsucht, die sie bei ihrem Umzug zu Schneider Waldmann im Schloss gelassen hatte. In der Truhe wurden nun einige Gegenstände gefunden, von denen man vermutet, sie habe sie entwendet. Es ging da um *weißes Zeug*, also Wäsche, um Gläser, Flaschen, Messerklingen, Krüge und seidene Halstücher. Anna Maria legte dar, woher sie jedes Stück erhalten hatte. Einiges hatte ihr Johann Andreas, anderes ein Page geschenkt, das Geschirr ihr Johann Andreas zur Aufbewahrung gegeben. Anna Maria bestritt vehement, irgendetwas gestohlen zu haben. Offenbar nahm man ihr das auch ab. Man tadelte sie zwar auch wegen dieser Sachen, ließ sie schlussendlich aber doch gehen: *Gleichwohl wurde ihr der nöthige Verweiß auch dieserwegen gegeben und ihr das übrige auf ihrem Gewißen gelassen zu weiterer Prüfung, und Erkenntniß ihrer Sünden, wobey sie nochmahlen ermahnet wurde, die Gnade hoher Herrschafft zu erkennen, und mit unterthänigstem Danck zu veneriren [verehren], die ihr so lange Zeit und besonders durch eine so gnädige Strafe wieder fahren. Worauf sie mit guten Ermahnungen erlassen worden, um ihre vorhabende Reiß anzutreten.*

Was die angeblichen Diebstähle betrifft, kann man sich gut vorstellen, wie das in einem so großen Haushalt wie dem Schloss zugeht: Da werden Dinge ausrangiert, weil sie entweder defekt oder durch etwas Besseres ersetzt wurden. Und natürlich wirft man sie nicht einfach weg, sondern gibt sie an die Bediensteten unterhalb weiter. Und später weiß kein Mensch mehr, wer an wen was weitergegeben hat. Und wenn dann jemand in Misskredit kommt, finden sich bestimmt Mit-Bedienstete, die ihm noch etwas anhängen wollen.

Sei dem, wie dem wolle – Anna Maria reiste nun also nach Öhringen. In umgekehrter Richtung wurde am Folgetag ein Brief von den Räten zu Öhringen an den Hofmeister und die Räte zu Langenburg abgeschickt.⁶⁷ Sie teilten dort mit, dass sie den Johann Andreas wunschgemäß einbestellt und ihm angeraten hatten, sich in Langenburg zu stellen, dass er dies aber weiterhin ablehnte *auf Beysorg, daß, weil Er gegenwärtig nicht im Stande seye, einige Geld-Strafe zu erlegen, ihme eine andere an seinem künfftig[en] Glück nachtheilige Strafe und prostitution angethan werd[en] mögte.* Er habe sich aber *freywillig verstanden*, die Anna Maria zu ehelichen, *auch von der Hochgebohrnen Unserer gnädigst[en] Herrschafft die Erlaubnis erhalten, daß die Copulation im Closter Gnadenthal auff eine in dergleich[en] Fäll[en] gewöhnliche Arth und Weiße vollzogen werden dürffe.*

66 Q 1 (wie Anm. 4).

67 Ebd., Q 14.

Dann kamen die Räte auf die Frage einer Unterkunft für Anna Maria zu sprechen. Einen Aufenthalt beim Bruder des Johann Andreas, bis dieser einen Aufenthaltsort gefunden habe, lehnten sie ab, da dieser *wegen der geniesenden mediocren (mittelmäßigen) Adjunctur⁶⁸-Besoldung des Teutschen⁶⁹ Schulmeister dienstes /: der Unschicklichkeit in einem Schulhaus, welches nicht von Ihme allein beseßen⁷⁰ wird, nicht zu gedencken:/ selbst zu thun hat, sich und die seinige zu erhalten*. Die Hoffmännin habe deshalb die Hoffnung, daß *Ihr, als einem Landeskinde, der Auffenthalt in patria auff einige Zeit weiterhin nicht werde versaget werde*.

Zu diesem Brief einige Anmerkungen:

1. Johann Andreas fürchtete noch immer die *Prostitution*. Der Graf hatte dazu an den Rand geschrieben: *Man soll anthworten, daß dieser durchaus nicht die Meynung habe, sondern nur seinen Gehorsam zei[gen] soll, wann ihm anderst an einem Abschied gel[egen], die Geld Strafe werde leidentlich seyn*. Es geht nun also ums Prinzip; die Geldstrafe solle erträglich ausfallen.
2. Hochzeit in Gnadental, heute zur Gemeinde Michelfeld bei Schwäbisch Hall, damals zur Herrschaft Hohenlohe-Neuenstein gehörig. Was damals die *in dergleich[en] Fäll[en] gewöhnliche Arth und Weiße* war, soll später erläutert werden.
3. Frage der Unterkunft und des Unterhalts: Hier schiebt jeder dem anderen den schwarzen Peter zu. Sicher war das Gehalt eines Schulmeisters – zumal eines Adjunkten – schmal. Johann Heinrich Bach erhielt damals 40 fl im Jahr, dazu Früchte (= Getreide) und Wein. Andererseits hatte Johann Heinrich damals keine Kinder, sondern nur seine Frau zu versorgen.⁷¹ Es ging hier weniger um Fürsorge für Johann Heinrich als darum, Kosten von der Hohenlohe-Neuensteinischen Kasse abzuwehren.

Wie war das Verhältnis zwischen Hohenlohe-Langenburg und Hohenlohe-Neuenstein-Öhringen? Das Geschlecht der Hohenlohe hatte sich vielfach aufgespalten und seine Grafschaft verschiedentlich unter den Nachkommen aufgeteilt. Zusammengehalten wurde das Konstrukt durch zwei Dinge: eine vertragliche Vereinbarung, nach welcher kein Landesteil durch Erbschaft oder Verkauf an ein Nicht-Mitglied der Familie Hohenlohe gehen durfte; und eine Senioratsverfassung, wonach die Außenvertretung des Hauses jeweils vom ältesten Mitglied

68 Adjunkt ist ein beigeordneter Beamter – in unserem Fall ein Hilfslehrer mit entsprechend geringerer Besoldung.

69 Deutsche Schule: die Grundschule im Gegensatz zur Lateinschule, dem Lyzeum, entspricht: Gymnasium.

70 Zu verstehen als: bewohnt.

71 Johann Heinrich Bach hatte im Jahr 1735 Marie Susanne Renner, eine Gastwirtstochter aus Neuenstadt am Kocher geheiratet. Die beiden hatten keine Kinder. Dies erklärt vielleicht auch das Interesse von Marie Susanne am Geschick von Johann Andreas und Anna Maria – war doch dort ein Kind zu erwarten, das ihr versagt geblieben war. Nach dem Tod seiner ersten Frau im Jahr 1745 heiratete Johann Heinrich 1749 die Pfarrerstochter Maria Christine Brinkmann aus Gnadental. Mit ihr hatte er 11 Kinder, von denen aber nur zwei Töchter das Erwachsenenalter erreichten. *Schiffer* (wie Anm. 1), S. 141 und HZAN GA 98 Nr. 177.

der Familie wahrgenommen wurde. Für uns von Bedeutung sind die Linien Hohenlohe Langenburg und Hohenlohe Neuenstein-Öhringen. Die letztere Linie ist 1698 entstanden, als die Grafschaften Neuenstein und Öhringen zusammengelegt wurden und Öhringen als Regierungssitz gewählt wurde. Zur Zeit von Johann Andreas Bach regierte in Langenburg Graf Ludwig (damals 45 Jahre alt), in Neuenstein-Öhringen Graf Johann Friedrich II. (damals 58 Jahre alt). Über Ludwig urteilt ein Zeitgenosse: „Der Ruhm seines Andenkens als eines weisen und gnädigen Regenten segnet noch sein ganzes Land“. Und über Johann Friedrich derselbe: „Ein Herr von munterem Geist und scharfem Regentenblick“. ⁷² Beide sind über ihren Urgroßvater Philipp Ernst von Langenburg miteinander verwandt. Außer durch die Nachbarschaft und gemeinsame Herkunft sind die beiden Grafschaften noch durch die gemeinsame Verwaltung der Grafschaft Gleichen verbunden. ⁷³ Nach langen Querelen hatte man dort die Herrschaft so aufgeteilt, dass für jedes Haus in Ohrdruf festgelegt war, zu welcher Herrschaft es gehörte. Das Elternhaus des Johann Andreas gehörte zu Neuenstein-Öhringen. Dies spielt insofern eine Rolle, als schon am 13. März die Kanzlei in Langenburg an den Kanzleirat Böttiger zu Ohrdruf geschrieben hatte, ⁷⁴ um Kostenersatz für etwaige Auslagen von Hohenlohe-Langenburg für die Hofmännin sicherzustellen. Und zwar sollte er versuchen, von der Mutter des Johann Andreas und seinen beiden Brüdern, dem Cantor Johann Christoph Bach II ⁷⁵ und dem Organisten Johann Bernhard Bach, ⁷⁶ eine schriftliche Versicherung zu erhalten, dass diese aufkommen würden für: erstens eine Entschädigung an die Hofmännin für deren Entjungferung, und zweitens für deren Unterhalt nach einer eventuellen Geburt nach ihrer Verheiratung. Sollte das nicht glücken, solle er bei der Neuensteinischen Kanzlei eine *Arrest* (= Sicherstellungs-)Verordnung auf das Vermögen der Bachs erwirken. Am 31. März schrieb nun Kanzleirat Böttiger zurück, dass er versucht habe, über den Schwager des Cantor Bach, Sekretär Meyer, möglichst ohne Eklat die gewünschte Erklärung von der Mutter Bachs und seinen beiden Brüdern zu erhalten. Dies sei nicht geglückt. Dagegen habe er die Arrest-Verordnung erhalten und außerdem die gewünschten Informationen über den Besitz der Familie Bach beschaffen können.

Was ist und was besagt die Arrest-Verordnung? ⁷⁷ Sie ist ausgestellt am 27. März und verbietet der Witwe Bach und ihren Kindern, an Johann Andreas irgend etwas von seinem Erbteil herauszugeben *weilen er mit einem HoffMädgen zu besagten*

72 Johann Justus *Herwig*: Entwurf einer genealogischen Geschichte des Hohen Hauses Hohenlohe. Berlin 1873 (Nachdruck der Ausgabe von 1796).

73 Für Gleichen musste je nach Gewicht der Entscheidung auch noch die Zustimmung der Seitenlinien Hohenlohe-Ingelfingen und Hohenlohe-Kirchberg eingeholt werden. *Schiffer* (wie Anm. 1) S. 139. Adolf *Fischer*: Geschichte des Hauses Hohenlohe, Bd. 2. Reprint Schwäbisch Hall, 1991, S. 40 ff.

74 Q 15 (wie Anm. 4).

75 *1702, † 1756, vgl. *Schiffer* (wie Anm. 1), S. 138 f.

76 *1700, † 1743, ebd., (wie Anm. 1), S. 137 f.

77 Q 16 (wie Anm. 4).

Langenburg amour gemacht, und selbiges schwanger hinter sich gelaßen, auch sich aus seinem Dienst weggeben, und die intention hegen soll, sich in Kriegs Dienste zu begeben. Sollten sie dem nicht nachkommen, müssten sie einen Offenbarungseid leisten und die entsprechende Summe ersetzen. Unterschrieben ist die Verfügung von J. E. Beust, vermutlich Kanzleirat der Neuensteinischen Kanzlei in Ohrdruf. Sein Kollege, Kanzleirat Böttiger von der Langenburger Kanzlei in Ohrdruf vermerkte dazu, dass bei sieben lebenden Kindern plus einigen Kindern der verstorbenen Bachschen Tochter auf Johann Andreas nur ein Achtel des Erbes entfallen werde – sein Anteil also gering sein dürfte.⁷⁸

Er hat dann auch Erkundigungen zu diesem Vermögen eingeholt und Folgendes ermittelt:⁷⁹ Der Witwe Bach gehörte ein Haus mit Hof, Scheune, Garten und Braugerechtigkeit – also einer Lizenz, Bier zu brauen.⁸⁰ Dieser Teil wurde auf 650 fl geschätzt. Dazu kamen fünf Wiesen zum Schätzwert von insgesamt 250 fl, so dass sich das gesamte Vermögen auf 900 fl belief. Natürlich waren davon noch evtl. Hypotheken abzuziehen, welche auf dem Haus lasteten. Auch sie hatte Kanzleirat Böttiger eruiert.⁸¹ Sie beliefen sich aber nur auf 54 fl 8 kr. Auf Johann Andreas würden also rund 106 fl entfallen. Man vergleiche dies mit den 12 Reichstalern = 18 fl, die er als Strafe für die Schwängerung von Anna Maria bezahlen sollte.⁸²

Inzwischen war es in Öhringen ganz schnell gegangen. Am Donnerstag, 23. März, war Anna Maria von Langenburg nach Öhringen gereist. Am Montag, 27. März, schon wurden die beiden in Gnadental getraut. Hier der Eintrag aus dem Kirchenbuch von Gnadental:⁸³

Johann Andreas Bach, ein Musicus, gewesener Hochgräfl. Tafel Decker zu Langenburg, weyland Herren Johann Christoph Bachens, gewesenen Praeceptoris und Organisten zu Ohrdruff hinterlassener ehelicher Sohn, und Anna Maria weyland Georg Nicolai Hoffmanns gewesenen Hofbeckers zu Langenburg, hinterlassene Tochter, sind allhier in musaeo auf groszügigsten befehl eines hochlöbl. Consistorii zu Oehringen copuliret worden, (vide davon die Pfarr Acten, in Fasciculo sui Tituli Matrimonial Acten⁸⁴) und weil praematurus concubitus [vorzeitiger Beischlaf] gewesen, so wurde auch die in dergl. fällen gewöhl. Formel abgelesen. D. 27sten Martij D.F.H.N.

78 Ebd., Q 15.

79 Ebd., Q 17.

80 Jeder Bürger hatte das Recht, einmal im Jahr im gemeinsamen Brauhaus Bier zu brauen. *Böttcher* (wie Anm. 18), S. 103 ff.

81 Q 18 (wie Anm. 4).

82 1 Reichstaler entsprach rund 1,5 fl; 12 Reichstaler also 18 fl.

83 Internet: Archion. Gnadental Mischbuch.

84 Im Büschel mit dem Titel „Ehe-Akten“.

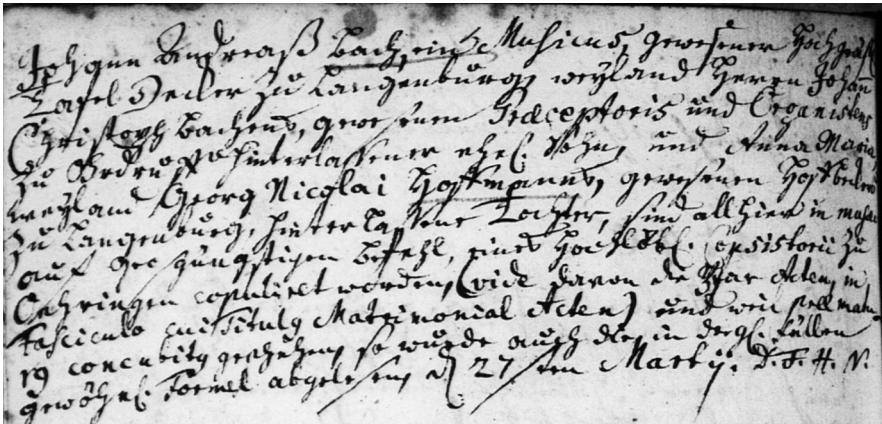


Abbildung 3: Eintrag im Mischbuch Gnadental

Die Trauung fand nicht in der Kirche, sondern *in musaeo* statt – das war die Studierstube des Pfarrers.⁸⁵ Das war in solchen Fällen vorgeschrieben, um möglichst wenig Aufsehen zu erregen. Sie fand auch nicht am Dienstag statt, dem üblichen Tag für Trauungen, sondern am Montag. Wegen des vorzeitigen Beischlafes wurde vor der Trauung eine Deprecations-(Abbitte-)Formel verlesen. Sie ist im Anhang abgedruckt. Mit dieser Formel bekannte das Paar seine Sünde und bat Gott und die Gemeinde um Vergebung. Der Pfarrer erteilte die Absolution und nahm das Paar damit wieder in die Gemeinde auf. Damit musste Johann Andreas eigentlich keine Angst mehr haben vor einer Kirchenbuße. Der Eintrag schließt mit *D.F.H.N* – vermutlich die Abkürzung einer lateinischen Segensformel.

Gut einen Monat später, am 30. Mai, einem Montag, wurde Anna Maria dann von einer Tochter entbunden und diese am Folgetag in Kirchensall⁸⁶ auf den Namen Maria Sophia Catharina getauft.⁸⁷ Als Eltern sind eingetragen: *Hr. Johann Andreas Bach, ein Musicus und Fr. Anna Maria, dessen ehel. Hausfrau*. Taufpaten sind:

- 1) *Fr. Maria Susanna, Hr. Schulmeister Bachens zu Öhringen ehel. Hausfrau*
- 2) *Jungfr. Anna Catharina, Hr. Schulmeister Brümmers dahier eheliche [...]*
Tochter

85 Musaeum wurden damals Sammlungen genannt: Das konnte ein Raritätenkabinett sein – von daher der heutige Begriff Museum. Aber auch eine Bibliothek. Von daher leitet sich dann auch der Name Musaeum für die Studierstube des Pfarrers ab. Wikipedia Art. Museum.

86 Heute Stadtteil von Öhringen.

87 Internet: Archion, Mischbuch Kirchensall.

- 3) Fr. Sophia Maria, Bildhauer Laugaßen⁸⁸ zu Öhringen ehel. Hausfrau
 4) Jungfr. Magdalena Elisabeth Bachin, von Ohrdruff, eine Schwester des Kindsvaters, abwesend

Die Schwägerin von Johann in Öhringen hatte dem Paar also die Treue gehalten und sich als Patin zur Verfügung gestellt. Auch eine Schwester von Johann Andreas aus Ohrdruf ist Patin, hatte aber nicht die lange Reise von Ohrdruf nach Öhringen gemacht. Die beiden anderen Patinnen sind aus Öhringen – 5 km von Kirchensall entfernt. Dem heutigen Leser fällt auf, dass lauter weibliche Paten gewählt wurden. Dies war damals (noch) das Übliche – Männer als Paten für Knaben, Frauen als Patinnen für Mädchen. Im Lauf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat sich das geändert – um 1800 sind die Paten im Mischbuch Kirchensall geschlechtermäßig bunt gemischt.

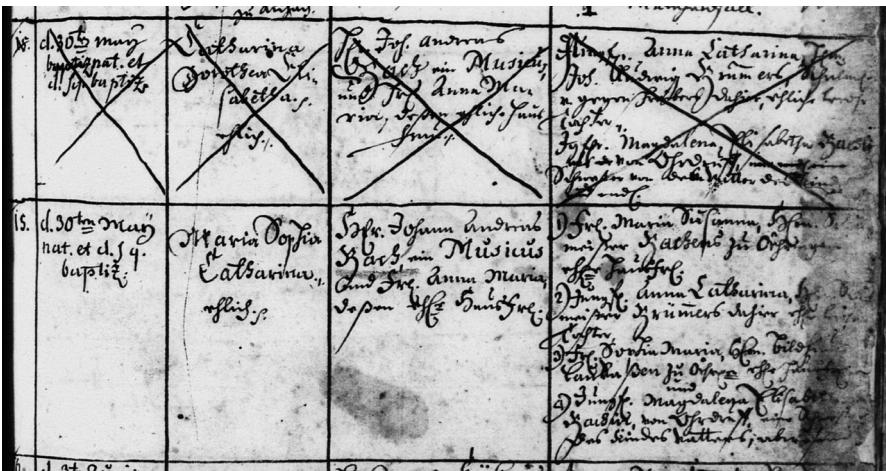


Abbildung 4: Eintrag im Mischbuch Kirchensall

Um die Taufe herum muss es in Kirchensall etwas Verwirrung gegeben haben. Im Kirchenbuch findet sich oberhalb des hier zitierten Eintrags ein Taufeintrag fast des gleichen Inhalts, der aber durchgestrichen ist. Der Vorname des Täuflings weicht allerdings etwas ab. Er lautet dort: Catharina Dorothea Elisabetha und nicht Maria Sophia Catharina. Außerdem sind nur zwei Patinnen angegeben: es fehlen Maria Susanna Bach, die Schwägerin in Öhringen, und Sophia Maria Laugaßen, die Frau des Bildhauers in Öhringen. Der ganze Eintrag ist durchgestrichen und durch den nachfolgenden ersetzt. Ob der Pfarrer den Eintrag

⁸⁸ Johann Baptista Lauggas, 1706–1768, Bildhauer in Öhringen. Heiratete 1741 (also nicht lange vor der Taufe des Bachschen Kindes) Maria Sophia Landbeck aus Öhringen. Wikipedia, Art. Johann Baptista Lauggas.

schon vor der Taufe gemacht hatte und die beiden anderen Paten dann für ihn überraschend erst beim Gottesdienst aufgetaucht sind? Und ob auch der Vorname des Täuflings kurz vor der Taufe auf Grund der zwei neuen Patinnen noch einmal geändert wurde? Jedenfalls passt diese Verwirrung zum nicht einfachen Beginn des Familienlebens des Ehepaars Bach-Hoffmann.

Wo und wovon das Ehepaar zunächst gelebt hat, ist nicht dokumentiert. Im Sommer 1742 waren beide jedenfalls in Ohrdruf. Es liegt nahe, dass sie schon bald nach der Geburt von Maria Sophia Catharina – also im Sommer 1741 – zu den Verwandten nach Ohrdruf gezogen sind.

Für die Kanzlei in Langenburg war die Geschichte allerdings noch nicht zu Ende. Es brauchte noch einen Schlussbrief an die Kanzlei in Öhringen. Er wurde am 7. April 1741 geschrieben, also nach der Trauung der beiden und vor der Niederkunft der Anna Maria. Die Kanzlei in Langenburg hält in ihrem Brief⁸⁹ zunächst einmal fest, dass Johann Andreas sich weiterhin weigere, in Langenburg zu erscheinen, obwohl *bereits in unserm vorigen Schreiben mit eingefloßen, daß auf des Bachen Erscheinen und erweisendem Gehorsam unsere gn[ä]d[ig]ste Herrschafft mehr zu seinem künff[tigen] Glück und guten Unterkom[men] beförderlich, als daran hinder[lich] seyn werde.* Nachdem ihm so also die hochherrschaftliche Gnade gleichsam angeboten worden, auch an der Hofmännin insoweit sogar wirklich erwiesen worden, als sie mit der Geldstrafe von 6 Reichsthalern ihre Zivilstrafe abgebüßt habe, *so hat deßen weitere Renitenz so viel zu erkennen gegeben, daß Er bey so vorher bezeugter üblen conduite [Benehmen] und fraudulenten [betrügerischer] Ausweichung ganz ungestraft seyn wolle, mithin von der Hochgebohrnen unserer gndst. Herrschafft nicht anderst als ungnädig genom[m]en werden kön[nen], welche dann dero gerechte bestrafung hiermit vorbehalten laßen.*

So viel die Hofmännin und ihren Interims-Aufenthalt betrifft, hat man hier nicht anderst gewußt, als daß, des Lacey Bachen bruder zu Öhring[en] das freywillige Erbieten gethan, sie auf einige zeit aufzunehmen in welchem betracht man auch vornehm[lich] gescheh[en] laßen, daß die Hofmännin dem imprægnanten [Schwängerer] nach Öhringen gefolget u. mit ihme copulirt worden: findet sie den Aufenthalt bey dem Schwager nicht, so lieget ihrem Ehemann ihre Versorgung ob, der dann vor ihre Unterkunfft auch Gelegenheit zu suchen hat, weiß[en] gndste. Herrschafft dahier den Auffenthalt in hiesiger Herrschafft ihr dermalen nicht verstatten werden.

Die Briefschreiber bedauerten, dass sie den Räten in Öhringen noch einmal beschwerlich fallen müssen, zweifelten aber nicht daran, *dieselbe werden gelegenheit[lich] dem Tafeldecker Bachen, oder seinem Bruder hievon die Eröffnung zu thun belieben.* Es heißt hier tatsächlich „Tafeldecker“ Bach – was er ja schon eine geraume Zeit nicht mehr ist. Im Übrigen galt die Sorge der Kanzlei

wieder der symbolischen Unterwerfung des Johann Andreas und der Abwehr von Unterhaltszahlungen an die Anna Maria.

Damit war das Langenburger Kapitel für Johann Andreas und seine Frau Anna Maria abgeschlossen, nicht aber ihr Verhältnis zur hohenlohe-langenburgischen Herrschaft. Es seien einige Worte zum Verhältnis Herrscher – Untertan im Zeitalter des Absolutismus erlaubt. Dieses war ein sehr enges, in kleinen Herrschaften wie den Hohenloher Grafschaften auch ein persönliches. Der Herrscher erwartete vom Untertanen Gehorsam und Treue. Dafür konnte der Untertan erwarten, dass der Herrscher für ihn sorgt. Diese Sorge bedeutete bei gebildeten Untertanen – und Johann Andreas als ehemaliger Lateinschüler war ein solcher –, dass der Herrscher ihm eine Stelle verschafft. Das musste nicht gleich eine adäquate Stelle sein, aber er musste von dieser Stelle leben können. Johann Andreas war ein Hohenloher Untertan; und insofern waren die Herren zu Gleichen zwar nicht rechtlich, aber moralisch verpflichtet, ihm eine Stelle zu verschaffen. Dasselbe gilt auch für die Hofmännin, nur dass es dort nicht mehr um eine Stelle ging, sondern darum, für ihren und des Kindes Unterhalt zu sorgen. Dass die Langenburger und die Öhringer solche Verpflichtungen im Fall von Gleichen zwischen sich hin- und herschoben, ist eine andere Sache. Jedenfalls zeigt der Fortgang, dass das weitere Schicksal der Hofmännin und ihres Mannes auch dem Grafen von Hohenlohe-Langenburg nicht gleichgültig war.

Teil 2: Anna Maria Hoffmann und Johann Andreas Bach in Ohrdruf

Anna Maria

Die patriarchalische Gesellschaft bringt es mit sich, dass man von den Ehefrauen außer den Lebensdaten und denen der Kinder nichts oder fast nichts erfährt. Das ist in unserem Fall nicht anders. Das wenige, was wir über den weiteren Lebensweg der Anna Maria Hoffmann wissen, soll deshalb wenigstens zuerst erzählt werden.⁹⁰

Irgendwann nach der Taufe der Maria Sophia Catharina in Kirchensall am 31. Mai 1741 und vor dem 6. Juni 1742 reisten Anna Maria und Johann Andreas nach Ohrdruf. Denn von dort aus bewarb sich Johann Andreas um eine Stelle. In Ohrdruf sollten die beiden dann ihr ganzes restliches Leben bleiben und Anna Maria weitere Kinder gebären. Es sind dies:

- Johanna Frederica, *9. Januar 1743, † 24. Juni 1777 (34 J., Kindbett)
- Johann Christian Carl, * 10. November 1744, † 8. Juli 1755 (10 Jahre)
- Johann Christoph Georg, * 8. Mai 1747 Ohrdruf, † 30. Dezember 1814 (67 J.), 1779–1814 Organist an St. Michaelis in Ohrdruf als Nachfolger seines Vaters

⁹⁰ Auch für diesen Teil wurden die Akten im Hohenlohe-Zentralarchiv ausgewertet. Im Ohrdruf-Archiv im Thüringischen Staatsarchiv in Gotha sind weitere Funde zu erwarten, die hier allerdings nicht ausgewertet werden konnten.

- Maria Elisabeth, * 28. September 1749 Ohrdruf, † 26. Juni 1788⁹¹
- Johann Christoph Heinrich, * 26. Juni 1755, † 2. September 1755 Ohrdruf (68 Tage).

Die älteste, in Kirchensall getaufte Tochter, Maria Sophia Catharina, ist am 16. Juni 1788 gestorben; sie wurde 47 Jahre alt. Johann Andreas schreibt im Jahr 1778 – sie war damals 37 Jahre alt – dass sie *immer kränklich und schwächlich sei*. Trotzdem hatte sie danach noch zehn Jahre gelebt.⁹²

Alle Kinder der Bachs sind in Ohrdruf geblieben. Zwei Kinder starben noch zu Lebzeiten der Mutter: Sohn Johann Christian Karl im Alter von 10 Jahren und Sohn Johann Christoph Heinrich im Alter von 68 Tagen. Anna Maria selbst starb am 9. Juni 1761 im Alter von 43 Jahren. Die letzten fünf Jahre ihres Lebens – also seit 1756, ein Jahr nach der Geburt des letzten Sohnes, sie war 38 Jahre alt – war sie krank.⁹³ Ein einschneidendes Erlebnis war auch für sie der Stadtbrand am 27. November 1753, der unter 262 Häusern auch das Wohnhaus der Bachs zerstörte. Bei ihrem Tod blieben neben ihrem Ehemann vier Kinder zurück: Maria Sophia Catharina, 20 Jahre alt, Johanna Frederica, 18 Jahre alt, Johann Christoph Georg, 14 Jahre alt, und Maria Elisabeth, 12 Jahre alt. Johann Andreas heiratete nicht mehr; wer die Kinder nach dem Tod der Mutter versorgte, ist nicht bekannt. Naheliegend ist, dass die älteste Tochter, Maria Sophia Catharina mit ihren 20 Jahren nun die Hauptlast des Haushalts zu tragen hatte. Auffällig ist, dass nicht nur sie, sondern auch ihre beiden Schwestern Johanna Frederica und Maria Elisabeth unverheiratet blieben. Soweit das, was wir über das Leben der Anna Maria Bach wissen.

Johann Andreas

Erste Bewerbung

Und nun zu ihrem Ehemann. Nachdem die Hoffnungen auf eine Organistenstelle in Heilbronn und in Dinkelsbühl sich zerschlagen hatten, versuchte er, in Ohrdruf eine Stelle zu finden. Das früheste Dokument dazu im Hohenlohe-Zentralarchiv ist seine Bewerbung um die Stelle eines Mädchen-Schulmeisters in Ohrdruf vom 6. Juni 1742.⁹⁴ Er richtete sie an die Grafen Christian Kraft (Ingelfingen), Johann Friedrich (Öhringen), Ludwig (Langenburg) und Carl Augustin (Kirchberg) und schickte sie an die Kanzlei in Ingelfingen. In dieser Bewerbung schreibt er:

91 *Freyse* (wie Anm. 15), S. 74 und *Lohrer* (wie Anm. 15), S. 24 f.

92 Schreiben von Johann Andreas vom 15.5.1778 an das Ohrdruffer Konsistorium, abgedruckt in: Hermann *Kock*: Genealogisches Lexikon der Familie Bach. Gotha 1995; *Lohrer* (wie Anm. 15), S. 25.

93 *Lohrer* (wie Anm. 15), ebd.

94 HZAN GL 35 Bü 609, Q 5 (wie Anm. 4).

Ew. Hoch Reichsgräfl. Excel. habe in unterthänigster Devotion zu vernehmen geben wollen, daß der Mädchen Schulmeister Herr Wagner mit Todte abgegangen, mithin dieser Dienst vacant geworden; Nachdem nun solche vacante Stelle mit einem tüchtigen Subjecto des nechsten zu besezen seyn wird, ich auch solcher genugsam vorzustehen mich capable erachte, so gelanget an Ew. Hoch Reichsgräfl. Excell. mein unterthänigst-gehorsamstes Bitten, dieselben wollen mir dieses Officium, als einem Landeskind, vor andern gönnen, und in Gnaden zu meiner Nothdurft angedeyhen laßen.

Ew. Hoch Reichsgräfl. Excel: unterthängist gehorsamster Diener

Johann Andreas Bach

Ohrdruf d. 6. Junij. 1742

Die Akte enthält außerdem einen Briefwechsel zwischen dem Konsistorium bzw. dessen Vorsitzenden, dem Superintendenten Kronmeyer in Ohrdruf und den Grafen, in dem es um die Neugründung einer Schule in der Vorstadt geht. Er gibt Aufschluss über das damalige Schulwesen in Ohrdruf, und deshalb soll hier darauf eingegangen werden. Den Tod des Mädchen-Schulmeisters Wagner nahm das Konsistorium zum Anlass, auf die Einrichtung einer Schule in der Vorstadt zu drängen. Bisher gab es in Ohrdruf in der Schulgasse bei der St.-Michaels-Kirche drei Schulen: eine Mädchenschule, eine Knabenschule und das Lyzeum – die Lateinschule, heutzutage würde man sie Gymnasium nennen. Durch das Anwachsen der Bevölkerungs- und damit der Schülerzahl waren die Verhältnisse vor allem in der Mädchenschule unzumutbar geworden. Dort hatte der Schulmeister Wagner zuletzt 250 Schülerinnen in einem Raum zu unterrichten.⁹⁵ Kronmeyer berichtet über die räumliche Enge: *dass zu mahl in der Winterszeit manchmahl in einer Stunde 2 biß 3, ja biß 8 Kinder bey der großen Anzahl der Schul Mägdlein eine Ohnmacht überfallen, welche er [Schulmeister Wagner] deswegen aus der Schule müßen laßen nacher Hause gehen.* Da es nur eine Mädchen-Schulklasse gab, mussten alle Altersstufen in einer Klasse unterrichtet werden. Darüber findet sich in den Unterlagen des Hohenlohe-Zentralarchivs nichts, es war aber damals üblich, dass schon 10-jährige Mädchen als Dienstmägde in fremde Haushalte gegeben wurden.⁹⁶ Das Altersspektrum in der Mädchenklasse dürfte also von 6 bis 10 Jahren gereicht haben. Der Unterrichtsstoff bestand aus *Schreiben und Lesen, ing[leichen] den nöthigen Unterricht in Gottes Wort.*⁹⁷ Rechnen wird nicht genannt – für Mädchen war das offenbar nicht wichtig. Dazu kam noch Chorsingen unter Leitung des Kantors. Man kann sich vorstellen, dass der Unterricht unter solchen Verhältnissen aus Vorsprechen des Lehrers und Nachsprechen der Schülerinnen bestand.

95 Dies ergibt sich aus der Besoldung, die nach Einrichtung einer getrennten Schule in der Vorstadt vorgesehen war. Für den Mädchen-Schulmeister in der Stadt war das Schulgeld von 150 Mädchen vorgesehen, für den Schulmeister in der Vorstadt das Schulgeld von 100 Mädchen. Q 4 (wie Anm. 4).

96 Jan Wiechert: Scheidung mit dem Beil. Meßkirch 2018, S.49.

97 Q 4 (wie Anm. 4). Memorial der Einwohner Vorstadt.

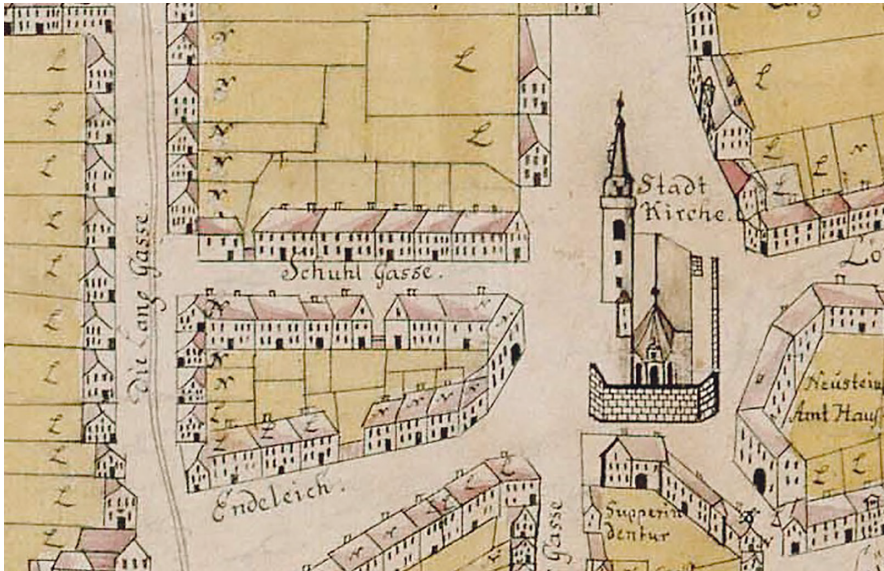


Abbildung 5: Stadtkirche St. Michaelis und Schulgasse in Ohrdruf 1747

Über die Verhältnisse an der Knabenschule erfahren wir nichts; sie dürften aber ähnlich wie an der Mädchenschule gewesen sein. Nur vom Lyzeum schreibt Kronmeyer, dass auch dort Platzmangel geherrscht habe – so konnten einige Schulknaben der 6. Klasse nicht in die 5. Klasse⁹⁸ versetzt werden, weil es dort keinen Platz für sie gab.

Kein Wunder also, dass das Konsistorium mit Unterstützung der Einwohner der Vorstadt⁹⁹ auf den Neubau einer Schule bei der Kirche St. Trinitatis drängte. Dort sollte dann eine Mädchen- und eine Knabenschule eingerichtet werden. Superintendent Kronmeyer schlug vor, die Stelle des Mädchen-Schulmeisters mit derjenigen des Mesners an St. Trinitatis zusammenzulegen, diejenige des Knaben-Schulmeisters mit derjenigen des Organisten. Damit würde sich für beide Stellen ein auskömmliches Einkommen ergeben.¹⁰⁰ Dies hätte so ausgesehen:

98 An den Gymnasien wurde von oben herab gezählt: Prima, Secunda, Tertia, Quarta, Quinta, Sexta.

99 Ein Memorandum der Bewohner der Vorstadt in der Akte im HZAN trägt die Namen von 91 Bürgern (natürlich nur der Männer). Der Kuriosität halber sei mitgeteilt, dass davon 53 mit dem ersten Vornamen Johannes oder Johann heißen – Johann Andreas Bach befindet sich also in zahlreicher Gesellschaft. HZAN GL 35 Bü 609 Q 2 (wie Anm. 4).

100 Ebd., Q 4.

Der Kirchner und Mägdlein Schulmeister in der Vorstadt erhielt

- 16 Gulden – vor das Sontags und Wochen Läuten und von der Uhr zu stellen.
- 5 Gulden – 3 Groschen vor das Singen in der Wochen auf den Chor.
- 5 Gulden – Zulage bey der geschehenen Separation welche Besoldung Stücke er als Kirchner [Mesner] zeithero gehabt.

Hierzu

- 57 Gulden 3 Groschen – ohngefehr an Schulgeld von 100 Mägden von jeder 12 Groschen.
- 5 Gulden als die Helffte von den 10 Gulden, so aus denen piis corporibus¹⁰¹ wegen der armen Kinder gewilliget worden.
- Etwas von dem Holtz und Reißig von Stadt Rath so hochgräfl. gnädigste Herrschaften zu determiniren.

Der Mädchen-Schulmeister und Mesner käme damit auf eine Besoldung von 88 fl jährlich zuzüglich Brennholz – für damalige Verhältnisse keine schlechte Besoldung. Aus der Berechnung des Schulgelds geht hervor, dass für die neue Mädchenschule an eine Klasse zu 100 Schülerinnen gedacht war – ein großer Fortschritt gegenüber den bisherigen 250 Schülerinnen, die Wagner zu betreuen hatte.

Für den Knaben-Schulmeister und Organisten ist an folgende Besoldung gedacht:

Der Organiste und Knaben Schulmeister in der Vorstadt bekäme zur Besoldung

- 9 Gulden - - so die beiden Schul Collegen Schmalkalter und John, wegen des Sontags Singens in der Laich¹⁰² Kirch bekommen, so aber der Organiste inskünftig zu versehen.
- 10 Gulden - - von dem Schram.[Eigenname?] zur Schule gewittmeten Legato [Vermächtnis].
- 10 Gulden. - - statt 9 ½ Gulden so der vorige Mägden Schulmeister aus den piis corporibus vorhero mehr und also 29 ½ Gulden bekommen.
- 20 Gulden - - von der aus den bey der S. Trinitatis Kirche befindlichen Braulose¹⁰³ jährlich zu erlösenden Gelde, welches aber wo nicht gantz jedoch zum Theil cessirte [wegfiel], wenn die 15 Gulden so der Organiste Bach¹⁰⁴ wegen Besorgung der Trinitatis Kirchen überkömt, demselben anjetzo oder inskünftig zugeschlagen werden könnten.
- Auch bey diesen müste sich der Stadt Rath bequehmen etwas an Korn [Roggen], Holtz und Reißig auf Hochherrschaftl. gndgsten Befehl bezutragen.

101 Fromme Körperschaften.

102 Die Vorstadt hieß auch Laich oder Leich; die Laichkirche ist die St. Trinitatis-Kirche.

103 Wie zu jedem Gebäude in der Stadt gehörte auch zum Kirchengebäude St. Trinitatis das Recht, einmal im Jahr im städtischen Brauhaus Bier zu brauen. Dieses Recht konnte jeweils verkauft werden. *Böttcher* (wie Anm. 18), S. 103 ff.

104 Dabei muss es sich um den älteren Bruder von Johann Andreas, Johann Bernhard Bach (*1700, † 1743) gehandelt haben. Er war Organist an St. Michael und hat demnach auch den Orgeldienst an St. Trinitatis besorgt.

Hier kommt man nur auf 49 fl – deutlich weniger als für den Mädchen-Schulmeister. Kein Wunder, dass sich Johann Andreas zunächst für die Stelle des Mädchen-Schulmeisters interessierte. Bei der Besoldung des Knaben-Schulmeisters findet sich kein Schulgeld – war dieses nur für Mädchen zu bezahlen? Mit der Schaffung einer Stelle für einen Knaben-Schulmeister und Organisten wollte Kronmeyer gleichzeitig ein Organistenproblem an St. Trinitatis lösen. Er schildert das so:¹⁰⁵

Wie denn auch höchst nothwendig, vor die Bestellung eines soliden beständigen Organisten Sorge zu tragen, da kein Sontag vorbei gehet, daß nicht auf den Chor ein großer Fehler zum Ärgerniß der gantzen Gemeinde sollte vorfallen, als leider noch letzhin am Iten Pfingst Fest geschehen und an denen gewöhnlichen Sonntagen auch vielfältig geschiehet.

Demnach gab es keinen ständigen Organisten zu St. Trinitatis, worunter das Zusammenspiel zwischen Chor und Orgel zu leiden hatte. Nicht um die Stelle des Knaben-Schulmeisters und Organisten, sondern um die des Mädchen-Schulmeisters bewarb sich nun Johann Andreas. Gut möglich, dass er von den Überlegungen Kronmeyers gar nichts wusste – dieser hatte sein Memorandum am 18. Mai an das Konsistorium geschickt, Johann Andreas seine Bewerbung am 2. Juni.

Nun war es aber den hohenlohischen Grafen, dem Konsistorium und dem Rat in Ohrdruf gar nicht möglich, die Stelle des Mädchenschulmeisters neu zu besetzen, so lange die Frage einer Ausgründung der Vorstadtschule nicht geklärt war. So begann für Johann Andreas eine lange Zeit des Wartens und der immer neuen Bewerbungen. Den nächsten Vorstoß unternahm er am 2. Oktober 1742 und zwar ausgerechnet beim Grafen Ludwig von Langenburg. Ob Johann Andreas Schritte unternommen hatte, um den Grafen zu versöhnen, oder ob sich dessen Groll von alleine gelegt hatte, ist unbekannt. Aus dem Gesuch um eine Stelle vom 2. Oktober¹⁰⁶ 1742 ist aber zu entnehmen, dass Graf Ludwig schon vorher Johann Andreas Bach eine Organistenstelle in Werningshausen zugeordnet hatte, die aber dann letztlich an einen Untertanen von Gotha vergeben wurde. Das Dorf Werningshausen war eine Exklave der Grafschaft Gleichen, ungefähr 60 km von Ohrdruf entfernt.¹⁰⁷ Jetzt bewarb sich Johann Andreas um den *in Werck seyenden Schuldienst in der Vorstadt* – ob Mädchen- oder Knabenschule bleibt offen. In diesem Bewerbungsschreiben, das im Anhang vollständig wiedergegeben ist, zeigte sich Johann Andreas einerseits als der widerborstige Geist, der er schon in Langenburg war, indem er sich darüber beklagte, dass ein früheres Bewerbungsschreiben von ihm offenbar beim Konsistorium in Ohrdruf zurückgehalten und eine Vergabe der Werningshäuser Stelle an ihn durch den Ohrdrufer Superintendenten hintertrieben worden sei. Auf der anderen Seite gab

105 HZAN GL 35 Bü 609 Q 3.

106 Q 20 (wie Anm. 4).

107 Wikipedia, Art. Grafschaft Gleichen.

Hochgeborne Reichs Grafen,
 Gnädigste Grafen im Herrn?

Eu: Hoch Reichsgräf: Excell: habe in untertänig =
 ster Devotion zu vernemen geben wollen, daß der
 Märgen Schulmeister Herr Wagner mit Tode abgegan =
 gen, in sin dinst Vacant geworden; Wohlhm
 um solch vacante Stelle mit einem künftigen Sub =
 jecto das man zu bezien sein wird, in auß solch gering =
 sam Vergeltung ein capabile wachse. Da gelanget
 an Eu: Hoch Reichsgräf: Excell: mein untertänigst =
 gesuchtes bitten; Dieselben wollen mir dinst Offi =
 cium, als einem Landt Kind, der andern gennar im
 in Gnaden zu meiner Nothwehr, angelegen laßen;
 Hoffen dergleichen gnädigste Willfürung stark Lebens =
 lang mit untertänigst = gesuchtem Landt erlan =
 ang in künftiger Submission zeit Lebend versarran

Eu: Hoch Reichsgräf: Excell:

Handsch. J. A. Bach:
 1742.

untertänigst
 gesuchtes
 bitten

Johann Andreas Bach.

Abbildung 6: Bewerbungsschreiben von Johann Andreas Bach als Schuldner an der Mädchenschule.

er sich demütig, bereute seine früheren Fehler noch einmal und bat um Verzeihung.

Nur fünf Tage später, am 7. Oktober, folgte dann ein zweites Schreiben, diesmal wieder an die vier Grafen zu Ingelfingen, Öhringen, Langenburg und Kirchberg. Es ist fast wortgleich mit dem Schreiben vom 6. Juni, in dem sich Johann Andreas um die Nachfolge des Mädchen-Schulmeisters Wagner beworben hatte. Wieder bewarb sich Johannes Andreas um die Stelle des Mädchen-Schulmeisters. Neu ist, dass er vermutete, diese Stelle sei ihm vom Ohrdruffer Konsistorium wegen seiner Armut versagt worden. Außerdem verwies Johann Andreas auch hier noch einmal auf die ihm entgangene Stelle in Werningshausen, die ihm *vor etl. Jahren zgedacht* gewesen sei. „Etliche Jahre“ – das könnte ja dann nur im Jahr 1741 gewesen sein – oder vielleicht schon in seiner Zeit als Tafeldecker in Langenburg?

Wie dem auch sei – kurze Zeit später erhält Johann Andreas die Stelle als Schuldieners an der Knabenschule der Vorstadt und als Organist und Succentor an St. Trinitatis, ebenfalls in der Vorstadt. Wann er die offizielle Bestellung erhielt, ist allerdings unklar.

Laut seinem Lebensbericht¹⁰⁸ erhielt Johann Andreas die Stelle am 4. Oktober 1742 – das wäre zwei Tage, nachdem er sein Bittgesuch an Graf Ludwig geschrieben hatte, aber drei Tage vor seinem zweiten Bewerbungsschreiben an die vier Grafen. Noch etwas komplizierter wird die Datierung dadurch, dass Johann Andreas erst am 2. November ein Dankschreiben an den Grafen Johann Friedrich in Öhringen verfasste. In einem Schreiben vom 9. November 1743 wiederum gibt Johann Andreas an, dass er die Stelle als Organist und Succentor an St. Trinitatis am 4. November 1742 erhalten hatte.¹⁰⁹

Wie dem auch sei – nun hatte Johann Andreas zwar die Stelle als Schulmeister zugesprochen bekommen, aber antreten konnte er sie noch lange nicht. Offenbar stellte sich der Stadtrat in Ohrdruf quer. Das führte dazu, dass sich Johann Andreas in seiner Verzweiflung gleich wieder um eine andere Stelle bemühte.

Am 2. Februar 1743 war in Wechmar¹¹⁰ der Kantor gestorben. Schon zwei Tage später, am 4. Februar, schrieb Johann Andreas an seinen Gönner Graf Johann Friedrich in Öhringen: *Ew. Hoch Reichs-gräfl. Excel. haben zwar schon die hohe Landesväterliche Vorsorge vor mich getragen, und mir den Schul- und Organisten Dienst in der Vorstadt allhier in Gnaden zgedacht, allwo ich auch zeithero auf Reichsgräfl. Herrschafft. Befehl den Gottes-Dienst versehen; Allein da die*

108 Abgedruckt bei *Freyse* (wie Am. 15) und *Lohrer* (wie Anm. 15) S. 24 f. Der Lebensbericht entstammt einem Buch, in welchem alle Ohrdruffer Pfarrer, Kantoren und Lehrer ihren Lebenslauf aufzuschreiben hatten. Johann Andreas verfasst den seinen am 16.7.1749 – aus welchem Anlass, wird nicht gesagt.

109 HZAN GL 35 Bü 616, Q 5.

110 Dieser Ort liegt ungefähr 12 km nordöstlich von Ohrdruf und gehörte ebenfalls zur Hohenlohischen Herrschaft Gleichen.

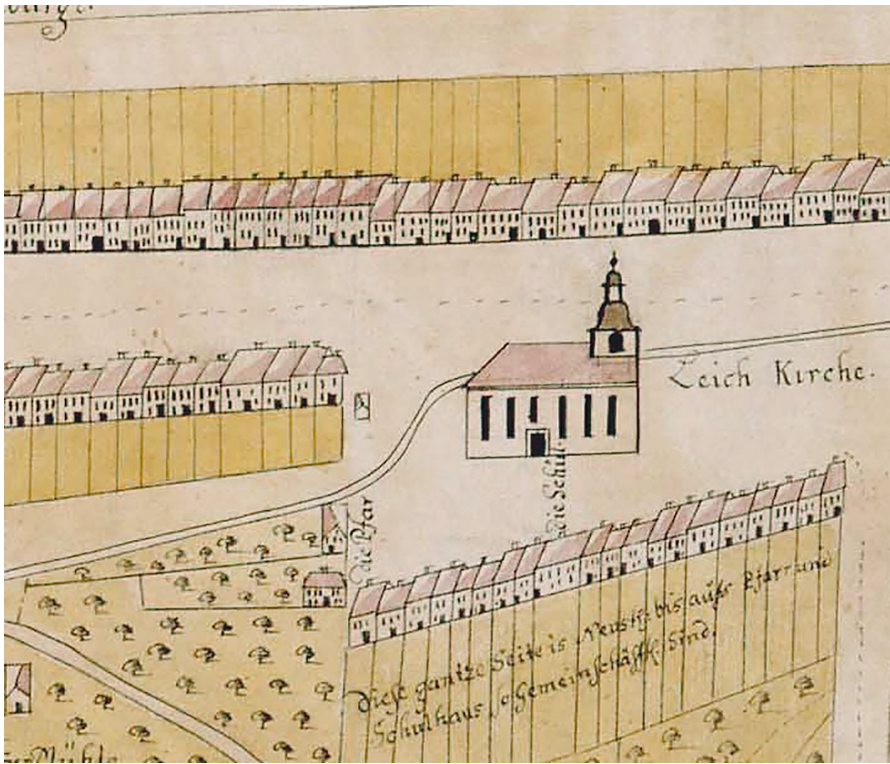


Abbildung 7: Kirche St. Trinitatis mit Schule der Vorstadt

allhiesige Gemeindes Vormünder und Sechßer¹¹¹ vielleicht im Nahmen des Stadt Rath's wieder die hochgräfl. hohen Verordnungen beym Hochfürstl. Consistorio protestiert, auch der Stadt Rath allhier zu widersprechen scheint, und durch solches verweigern die neue Stell in der Vorstadt, wo nicht zu hintertreiben, doch weit hinaus zu schieben suchet: Als ergeth an Ew. Hoch Reichsgräfl. Excell. mein unterthänigst gehorsamstes bitten, Dieselben wollen dieße vacant gewordene Cantorstelle welcher, vorzustehen ich mich capable genug erachte, als einem armen Landeskind in Gnaden angedeihen lassen.¹¹²

Kurioserweise schickte der Bruder von Johann Andreas in Öhringen, Johann Heinrich Bach, nur eine Woche später, am 11. Februar 1743 ebenfalls eine Bewerbung um diese Stelle an Graf Johann Friedrich.¹¹³ Während es bei Johann Andreas finanzielle Gründe waren, die ihn zur Bewerbung bewogen, ging es bei

111 Sechs Bürgermeister (für 3 Jahre je 2). *Böttcher* (wie Anm. 18), S. 12.

112 HZAN GL 35 Bü 611.

113 Ebd.

Johann Heinrich in erster Linie darum, dass er einem achtjährigen Streit mit seinem Amtsvorgänger Blank entkommen wollte. Auf eine Aufbesserung seiner Bezüge hoffte er daneben natürlich auch. Beide wurden enttäuscht. Obwohl Johann Heinrich am 10. Juli noch einen Versuch machte, die Stelle zu erhalten, wurde sie anderweitig vergeben. Und in Ohrdruf ging es mit der Schule in der Vorstadt doch endlich voran. Laut Böttcher „kaufte der Stadtrat das hinter der Vorstadtkirche gelegene Haus und baute es zu der neuen ‚Leichschule‘ um, in die 105 Knaben und 90 Mädchen des ‚Langen Leichs‘ und des ‚Quer-Leichs‘ (Brückenstraße) damals gingen und von je einem Lehrer betreut wurden“.¹¹⁴ Und damit konnte nun Johann Andreas am 3. Oktober 1743 endlich seine Stelle als Knabenschulmeister antreten. Er bedankte sich dafür in einem Schreiben¹¹⁵ an sieben Hohenloher „Excellenzen“ und bat gleichzeitig um eine schriftliche Ausfertigung seiner Bestellung und Besoldung, *sintemahlen der Magistrat allhier biß dato zu darreichung deren Naturalien so von hochreichsgräfl. gnädigsten Herrschaften ihme, laut des gnädigst hochgräfl. rescripts anbefohlen worden mir zu geben, sich nicht verstehen will, ohnerachtet das hochgräfl. Consistorium mir Anweisung auff zwey Clafter Scheidholtz wegen meiner Besoldung, dem Magistrat zugeschickt*. Es war der 9. November – da musste sich Johann Andreas wohl um das Brennholz für seine Familie kümmern. Seine diesbezügliche Bittschrift ging nun übrigens an sieben „Excellenzen“. Zu den vier bisher immer genannten Grafen waren noch drei dazu gekommen.

Seine Anstellung umfasste zwei Teile: Zum einen war er Schuldiener an der Knabenschule in der Vorstadt. Die Ausdrücke Schulmeister und Schuldiener werden wechselweise verwendet.¹¹⁶ Die Knabenschule war das, was heute als Grundschule bezeichnet wird. Die 105 Knaben in der Knabenschule wurden über alle Altersstufen hinweg von einem Lehrer unterrichtet.¹¹⁷ Das war nur möglich, indem ältere Schüler als eine Art Hilfslehrer eingesetzt wurden. Im selben Schulhaus war auch die Mädchenschule für 90 Mädchen untergebracht. In den Schulhäusern waren üblicherweise im Erdgeschoss der Unterrichtsraum, im ersten Stock eine Lehrerwohnung. Es ist anzunehmen, dass dies auch in Ohrdruf so gehandhabt wurde, so dass das Wohnungsproblem für die Familie Bach zunächst gelöst war.

Die Kombination einer Lehrerstelle mit einem Organistendienst war damals weit verbreitet, da eine der Stellen allein keine Familie ernähren konnte. Johann Andreas versah also auch den Organistendienst an St. Trinitatis. Diese Kirche war in der Vorstadt in den Jahren 1709–1714 erbaut worden. Bis zur Anstellung von Johann Andreas wurde der Orgeldienst vom Organisten von St. Michaelis, der Hauptkirche in Ohrdruf, mit versehen. Seit 1690 waren die Organisten Mit-

114 Böttcher (wie Anm. 18), S. 29.

115 HZAN GL 35 Bü 616, Q 5 (wie Anm. 4).

116 Wikipedia, Art. Schulmeister.

117 Böttcher (wie Anm. 18), S. 29. Auf welches Jahr sich seine Angaben über die Schülerzahl beziehen, schreibt er nicht.

glieder der Bach-Familie. Als Orgel stand Johann Andreas nur ein kleines Werklein zur Verfügung. Es war als Rückpositiv in St. Michaelis genutzt worden und wurde im Jahr 1713 in die Trinitatiskirche versetzt. Es bestand aus einem Manual mit vier Registern, Zimbel und Pedal.¹¹⁸ Auf dieser kleinen Orgel hatte Johann Andreas nun also seine Kunst zu beweisen. Mit dem Amt des Organisten verbunden war das eines Succentors. Der Succentor war ein Sub-Cantor – also Unter-Cantor. Die Bezeichnung lässt zwar vermuten, dass es dort, wo es einen Unter-Cantor gibt, auch einen Ober-Kantor geben müsste. Das ist aber nicht zwingend. Bei einer kleinen Gemeinde wie St. Trinitatis kann man annehmen, dass Johann Andreas neben seiner Tätigkeit als Organist auch als Chorleiter und Vorsänger tätig war. Damit sollten die Probleme der Abstimmung zwischen Orgel und Chor in St. Trinitatis behoben gewesen sein.

Von St. Trinitatis nach St. Michael

Die Gelegenheit zu einem Aufstieg bot sich für Johann Andreas schon ein Jahr später, im Jahr 1743. Am 2. Juni dieses Jahres starb Johann Bernhard Bach, der zweitälteste Bruder von Johann Andreas, im Alter von 42 Jahren.¹¹⁹ Er war Organist an der Hauptkirche von Ohrdruf, St. Michaelis. Da man offenbar mit der Arbeit von Johann Andreas an St. Trinitatis zufrieden war, wurde er gefragt, ob er Interesse an dieser Stelle habe.¹²⁰ Dies hätte nun ohne Zweifel einen gesellschaftlichen Aufstieg für Johann Andreas und seine Familie bedeutet. Johann Andreas bekundete Interesse, wies aber gleich darauf hin, dass er keine Einbußen an seiner Besoldung hinnehmen wollte. Diesmal ging alles ganz schnell: Schon am 13. Januar 1744 erhielt Johann Andreas die „Vocation“ auf die Stelle seines verstorbenen Bruders.¹²¹ An der gleichen Besoldung haperte es allerdings. Aus seiner Vocations-Urkunde entnahm er nämlich, dass er 60 fl an Geld, 3 Malter an Korn und 2 Klafter Scheitholz erhalten soll. Dagegen hatte er als Schulmeister in der Vorstadt 69 fl an Geld, dazu noch 7 fl von seinem Schul-Kollegen Schmalkalter für das Choral-Singen, das er für diesen besorgte, neben 3 Klaftern Scheitholz und 2 Schock¹²² Reisig-Holz erhalten. Es wären ihm also 16 fl an Geld, und 4 Klafter Holz entgangen. Dazuhin hätte er in der Vorstadt noch 8 bis 10 Reichstaler an Zusatzeinnahmen („Accidentien“) gehabt, in der Stadtkirche aber nur 2 Reichstaler. Kein Wunder, dass Johann Andreas in einem Brief an die sieben „Excellenzen“ vom 17. Februar 1744 gegen diese Behandlung protestierte und um die gleiche Bezahlung bat, die auch sein verstorbener Bruder

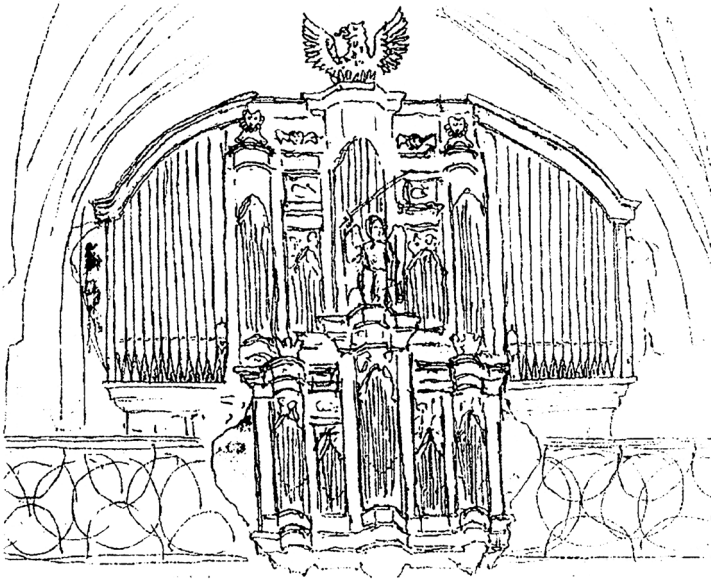
118 Wolfgang und Kerstin *Meister*: Orgeln in Ohrdruf. In: Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), daraus auch: Abb. 2.

119 *Freyse* (wie Anm. 15), S. 28.

120 HZAN GL 35 Bü 616, Q 6 (wie Anm. 4).

121 Ebd.

122 1 Schock = 60 Stück.



*Rekonstruktionsversuch der barocken Orgel der St. Michaeliskirche in Ohrdruf
nach den Akten von **Kantor Peter Harder**, Gräfenroda*

Abbildung 8: Orgel in St Michaelis, Rekonstruktion¹²³

erhalten hatte – und die demnach höher gewesen sein muss. Mit diesem Verlangen scheint er zunächst keinen Erfolg gehabt zu haben.

Dafür war er nun Organist an St. Michaelis und hatte eine richtige Orgel zur Verfügung mit neun Registern im Manual und sechs Registern im Pedal. Ob für das 1713 ausgebaute und nach St. Trinitatis geschaffte Rückpositiv Ersatz geschaffen wurde, ist nicht klar, aber anzunehmen: Dann wären noch sechs Register im Rückpositiv dazuzurechnen.¹²⁴ Aus dem Erbe seines Bruders hat Johann Andreas auch die beiden Notensammlungen „Andreas-Bach-Buch“¹²⁵ und die „Möllersche Handschrift“¹²⁶ erhalten. Er konnte als Organist nun also wirklich loslegen. Ob er mit der Organistenstelle an St. Michaelis auch den Schuldienst in der Vorstadt

123 Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 90.

124 *Meister* (wie Anm. 118), S. 89 ff.

125 Es handelt sich um einen Sammelband mit 56 Klavierwerken norddeutscher Komponisten im Umkreis von Dietrich Buxtehude inkl. 16 Kompositionen von Johann Sebastian Bach. Der Band trägt am Ende den Vermerk: „J. Andr. Bach. 1754“. Michael *Heinemann*: Artikel Andreas-Bach-Buch. In: *Ders.* (Hg.): *Das Bach-Lexikon*. Laaber 2000; *Freyse* (wie Anm. 15), S. 30.

126 Notenhandschrift mit 51 Kompositionen von Georg Böhm, Johann Adam Reincken, Dietrich Buxtehude, Johannes Kuhnau, Nicolas le Bègue, Louis Marchand, einiger italienischer Kammermusik und 12 Klavierwerken von J.S. Bach. Ihren Namen verdankt die Handschrift dem Organisten Johann Gottfried Möller (1774–1833), in dessen Besitz sich der Band bis zu dessen Tod befand.

los geworden war, lässt sich aus den Unterlagen in Neuenstein nicht sicher entnehmen. Das ist zu vermuten, denn in den weiteren Auseinandersetzungen um seine Besoldung spielte der Schuldienst keine Rolle mehr.

Im Jahr darauf, am 12. März 1745, starb Johann Andreas Bachs Mutter Johanna Dorothea.¹²⁷ Von den Kindern waren noch am Leben:

- Tobias Friedrich *1695, Organist, 1717 aus Ohrdruf weggezogen,¹²⁸
- Johann Christoph II, * 1702, Kantor in Ohrdruf,
- Johann Heinrich, * 1707, Lehrer in Öhringen,
- Margaretha Elisabeth, * 1710,
- und Johann Andreas selbst.

Kauf des Elternhauses

Es scheint, dass es Johann Andreas gelang, sein Elternhaus zu erwerben und seine Geschwister auszuzahlen. Das legt ein gemeinsames Gesuch von Johann Andreas und seinem Bruder Johann Heinrich an Graf Ludwig in Langenburg nahe, in dem sie darum baten, von Abzugsgeld befreit zu werden.¹²⁹ Beim Abzugsgeld handelt es sich um *Nachsteuer, Kauf- und Auflassgelder*. Die *Nachsteuer* war zu bezahlen, wenn Vermögen außer Landes geschafft wurde,¹³⁰ das *Auflassgeld*, wenn ein Grundstück seinen Besitzer wechselte,¹³¹ das *Kaufgeld* war beim Besitzwechsel einer Immobilie zu bezahlen.¹³² Von all diesen Abgaben wollten die beiden Brüder befreit werden. Die naheliegende Erklärung ist, dass Johann Andreas seinen Bruder ausbezahlt hatte und dies als Abfluss von Vermögen ins Ausland gewertet wurde. Die Langenburger Herrschaft dürfte dem Gesuch nachgegeben haben – die Akte spricht von *favorablen resolutiones* des Grafen – also von günstigen Entscheidungen, vielleicht auch, weil ein Geldfluss vom hohenlohischen Gleichen ins hohenlohische Langenburg doch nur eingeschränkt als Abfluss ins Ausland gewertet werden konnte.

Kampf um angemessene Besoldung

Um eine angemessene Besoldung musste Johann Andreas aber weiter kämpfen. Zwei Jahre nach seinem Amtsantritt als Organist an St. Michaelis war Graf Ludwig zu Besuch in Ohrdruf, und Johann Andreas benutzte die Gelegenheit,

Michael *Heinemann*: Artikel Möllersche Handschrift. In: *Ders.* (wie Anm. 124); *Freyse* (wie Anm. 15), S. 30.

127 Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 67.

128 *Schiffer* (wie Anm. 1), S. 137.

129 27. März 1747 HZAN GL35 Bü 372.

130 Art. *Detractus jus* in: Eugen *Haberkorn*/Joseph Friedrich *Wallach*: *Hilfswörterbuch für Historiker*. Tübingen 1987.

131 Ebd., Art. *Auflassung*.

132 Ebd., Art. *Laudemium*.

um sein altes Anliegen – gleiche Bezahlung wie sein verstorbener Bruder – wieder vorzubringen und erzielte damit mindestens einen Teilerfolg. Graf Ludwig in Ohrdruf versprach Johann Andreas eine Aufstockung seines Gehalts um 10 fl Geld, 1 Malter Korn, 1 Klafter Scheitholz und 2 Schock Reisig. Damit hätte Johann Andreas nun 70 fl an Geld, 4 Malter an Korn, 3 Klafter an Scheitholz und 2 Schock Reisig zu erwarten gehabt. Wäre aber immer noch unter dem Gehalt seines Bruders geblieben, das er bei den Naturalien auf 6 Malter Korn, 6 Klafter Scheitholz und 4 Schock Reisig beziffert. Auch beim Geld haperte es nach wie vor – sein Bruder habe 53 fl jährlich an Kirchen- und Schul-Kollekten erhalten; ihm sei dies auf 18 fl gekürzt worden. *Wann nun*, schreibt Johann Andreas am 25. April 1746, *gn[ä]d[ig]ste Graffen und Herren, meine Besoldung obbeschriebener maßen sehr gering, mein Haußhalt hingegen sich vermehrt,¹³³ und dahero bey dermahligen Zeit, da die Frucht theuer, mir ohnmöglich jährl. damit auszu kommen weiß; Also unterstehe mich noch mahlen, Ew. hochgräfl. (7 x) Excell. hierdurch unterthängigst gehorsamst anzuflehen, mir hinfüro eben diejenige Besoldung, welche mein seel. Bruder gehabt, gnädigst angedeihen zu lassen.*¹³⁴

Dass er mit seinem Gesuch Erfolg hatte, ist eher unwahrscheinlich. Denn schon fünf Monate später, am 24. September 1746, schrieb er eine weitere Petition an Graf Ludwig und verwies auf seine Petition an die sieben „Exzellenzen“, in welcher er darum bat, die selben Zulagen aus den Collecturen zu erhalten wie sein verstorbener Bruder, *indem sich meine Familie eben so stark als meines seel. Bruders befindet, und die liebe Frucht sehr theüer ist, daß also meine wenige Besoldung nirgends nicht zureichen will, und sehr kümmerl. und elend dabei thun muß.*¹³⁵

Der Registrator, der die Dokumente einsortierte, schrieb als Inhaltsangabe dieses Briefes: *Der Organist und Mädgen Praeceptor Bach in Ordruff supplicirt unterthgst. um eine Zulage zu seiner Besoldung d 24 Sept. 1746.* Demnach hätte Johann Andreas weiterhin auch als Lehrer gearbeitet, aber inzwischen an der Mädchen-Schule und nicht mehr an der Knaben-Schule – und vermutlich nicht mehr in der Vorstadt, sondern in der städtischen Schule an St. Michael.

Dass die Mühlen der Bürokratie langsam mahlen, gilt nicht erst seit heute. Und besonders langsam mahlen sie, wenn die Kompetenzen so weitläufig verteilt sind wie in unserem Fall. So schrieb am 28. November 1746 die Kanzlei in Öhringen an die Räte zu Langenburg, Graf Johann Friedrich sei geneigt, beide Supplementa Bachens zu erfüllen – das wäre also die Aufstockung seines Gehalts und der höhere Anteil an den Kollekten, vorausgesetzt, die anderen Beteiligten stimmten ebenfalls zu.¹³⁶ Bis zum 3. Februar 1747 war das noch nicht

133 Der Haushalt des Johann Andreas besteht zu dieser Zeit aus ihm selbst, seiner Frau Anna Maria und den Kindern Johanna Frederica, * 9.1.1743 und Johann Christian Carl, * 10.11.1744.

134 HZAN GL 35 Bü 616, Q 7 (wie Anm. 4).

135 Ebd., Q 8 (wie Anm. 4).

136 Ebd., Q 9 (wie Anm. 4).

geschehen – da musste Johann Andreas seine Bitte um die Zulagen an die sieben „Exzellenzen“ noch einmal wiederholen.¹³⁷ Erst am 13. Mai 1747 bekamen dann die Räte in Ohrdruf den Bescheid, sie sollten der Behörde in Ohrdruf den Befehl erteilen, an Johann Andreas dieselben Zulagen aus den Kirchen- und Schulkollekten zuteilen, die sein verstorbener Bruder erhalten hatte.¹³⁸

Am 17. Juni 1747 desselben Jahres beantragte Johann Andreas wieder eine Gehaltserhöhung. Er begründete dies damit, dass er *durch vieles Hauskreuz wider seinen Willen in Schulden geraten müsse, daß er sich bei diesen teuren Zeiten fast ohnmöglich zu helfen wisse*.¹³⁹ Hatte er tatsächlich seine Geschwister auszuzahlen, wären die Schulden auch ohne teure Zeiten gut erklärlich.

Inzwischen wuchs die Bachsche Familie. Es wurden die Kinder Johanna Frederica (1743), Johann Christoph Carl (1744), Christoph Georg (1747) und Maria Elisabeth (1749) geboren. 1749 verfasste Bach sein Lebensbild, aus dem hervorgeht, dass er nach wie vor Organist an St. Michael war. Von einer Tätigkeit als Schulmeister schreibt er nichts.

Bekommt Johann Andreas das Neujahrssingen?

Im Jahr 1750 unternahm Bach einen neuen Vorstoß, seine Einkünfte aufzubessern.¹⁴⁰ Sein Schul-Kollege John war gestorben. Er war Lehrer der 4. Klasse an der Lateinschule gewesen und hatte mit dem Choro Musico das Neujahrssingen versehen. Bei diesem Singen zog der Schulchor von Haus zu Haus, sang und sammelte Spenden ein. Von diesen ging ein guter Teil, nämlich rund 15 fl, an den Chorleiter. Johann Andreas bat nun darum, ihm dieses Singen zu übertragen. Er begründete dies damit, dass das Neujahrssingen eigentlich zum Organistenauftrag gehöre, dies sei auch bei seinem verstorbenen Bruder so gewesen und auch beim Organisten in Gotha so. Bei der Kombination des Neujahrssingen mit dem Unterrichtsauftrag für die 4. Klasse habe es sich um eine Ausnahme gehandelt – so Bach in seiner Supplik vom 16. November 1750.

Diesmal arbeitete die Bürokratie erstaunlich schnell. Schon am 18. Dezember (also vor dem nächsten Neujahrssingen) erhielt das Konsistorium in Ohrdruf von den Kanzleien in Öhringen und Langenburg den Bescheid, das Neujahrssingen sei Johann Andreas zu übertragen. Ob er etwas vom Ertrag der Kollekte an den Lehrer der 5. Klasse abgeben musste, ist aus dem Bescheid nicht klar zu erkennen.

Inzwischen sind wir im Jahr 1752. Johann Andreas war nun 39 Jahre alt und stand einer Familie mit vier Kindern vor. Dazu hatte er noch Schulden vom Kauf seines Elternhauses. So nahmen die Geldsorgen kein Ende. Er schrieb am

137 Ebd., Q 10 (wie Anm. 4).

138 Ebd., Q 11 (wie Anm. 4).

139 Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 84.

140 HZAN GL35 Bü 540.

20. Oktober an die sieben „Excellenzen“: *Ew. hoch Reichs-gräfl. (7 x) Excel. wollen nicht ungnädig aufnehmen, daß ich mit einem unterthänigsten Bittschreiben beschwerlich fallen muß, indem mich die höchste Noth darzu antreibt, da die lieben Früchte in einen ziemlich hohen Preiß gestiegen, und das Viertel Korn, so ich wöchentlich bey meinem starken Haußhalt benöthiget bin, vor einen Meiß[ner]. Gülden¹⁴¹ bezahlen muß, zumahlen meine vier Malter Besoldungs Korn, nicht weit reichen, und ich ohne dem noch fünfzig Meiß[ner]. Gülden an meinem Häußgen zu zahlen habe.*¹⁴²

Doch auch Johann Andreas Bachs Phantasie, neue Geldquellen zu erschließen, war nahezu unerschöpflich. In Ohrdruf gab es – wie in vielen anderen Gemeinden auch – eine jährliche Leprosorien-Sammlung. Leprosorien waren Krankenhäuser, die speziell für Leprakranke außerhalb der Stadt gebaut wurden. Für diese Krankenhäuser wurden einmal jährlich Spenden gesammelt – auch nachdem sie nicht mehr für die Behandlung von Leprakranken benötigt wurden. Und um einen Anteil aus dieser Sammlung bat Johann Andreas nun. Eine Begründung, warum gerade er von dieser Sammlung profitieren sollte, gab er nicht – sie wäre wohl auch schwerlich zu geben gewesen.

Der große Stadtbrand

Und nun kam der große Stadtbrand am 27. November 1753.¹⁴³ Er traf die Bach-Familie doppelt: Es wurde nicht nur die Kirche St. Michaelis mit der Orgel zerstört, sondern auch das Wohnhaus der Familie. Dabei dürfte auch der größte Teil, wenn nicht aller Hausrat der Familie Bach verloren gegangen sein. Erstaunlicherweise wurden die beiden Notenhandschriften, die Möllersche Handschrift und das Andreas-Bach-Buch gerettet. Auch die Häuser der Bach-Verwandten in Ohrdruf waren niedergebrannt: Ein Register der Brandgeschädigten vom 3. Dezember 1753 führt neben dem Haus des Johann Andreas mit neun Personen¹⁴⁴ noch das des Kantors Johann Christoph Bach II mit acht Personen und der Witwe von Johann Bernhard Bach mit vier Personen (und sieben zur Miete) auf.¹⁴⁵ Johann Andreas hatte nun wieder die Orgel in St. Trinitatis zu spielen – dort war inzwischen (1747) ein repräsentatives Werk des Orgelbauers Schmalz mit zwei Manualen mit je zwölf Registern und einem Pedal mit acht Registern eingebaut worden.¹⁴⁶ Johann Andreas soll dann angeblich bis zu seinem Tod im Jahr 1779

141 Der Meißner Gulden war eine Rechnungsmünze – also keine reale Münze, sondern eine Verrechnungseinheit von 21 Groschen, im Unterscheid zum Goldgulden, der 20 Groschen galt (Wikipedia, Art. Meißnischer Gulden).

142 HZAN GL 35 Bü 616, Q 12 (wie Anm. 4).

143 *Lohrer* (wie Anm. 15), S. 10.

144 Die Familie von Johann Andreas bestand damals aus den Eltern und den Kindern Maria Sophia Catharina, Johann Frederica, Johann Christian Carl, Johann Christoph Georg und Maria Elisabetha, also sieben Personen. Waren die anderen zwei Personen Dienstboten oder Mieter?

145 Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 34.

146 Ebd., S. 99.

als Organist an St. Trinitatis geblieben sein, eine Ansicht, die nicht unumstritten ist.¹⁴⁷ Demnach wäre Johann Andreas nach dem Wiederaufbau von St. Michaelis wieder an diese Kirche zurückgekehrt. Dies erscheint eher wahrscheinlich.

Die Michaelis-Kirche wurde schnell wieder aufgebaut: Im Jahr nach dem Brand angefangen, wurde der Bau im Jahr 1760 vollendet.¹⁴⁸ Dazu gehörte auch eine neue Orgel. Sie wurde vom renommierten Orgelbauer Johann Stephan Schmalz erbaut und hatte drei Manuale und ein Pedal mit zusammen 36 Registern.¹⁴⁹

Auch Johann Andreas wollte das Haus seiner Familie schnell wieder aufbauen. Im Jahr nach dem Brand ließ er von einem Zimmermann abschätzen, was an Bauholz für den Wiederaufbau notwendig wäre und was dies kosten würde.¹⁵⁰

Das Holz wurde offenbar von der Gemeinde kostenlos zur Verfügung gestellt, aber der Einschlag, das Zuschneiden und der Fuhrlohn waren zu bezahlen. Der Zimmermann schätzte den Hauer- und Fuhrlohn auf 41 fl, 16 Groschen und 10 Pfennige. Nach einem *Brand-Aufschlag* (heute würde man eher sagen: Brand-Abschlag) von 15 fl hätte Johann Andreas noch 26 fl, 16 Groschen und 10 Pfennige bezahlen müssen. Außerdem hatte die Gemeinde verlangt, dass er den Keller um 9 Schuh in die Straße hinaus rücke. Offenbar hatte die Stadt den Brand genutzt, um die Baulinien neu festzusetzen. Johann Andreas musste schnell einsehen, dass der Neubau für ihn finanziell nicht zu stemmen war.

Er musste also zur Miete wohnen, was natürlich zusätzlich zum Verlust des ganzen Hausrats weitere Kosten verursachte. Er wandte sich an seinen alten Gönner Graf Ludwig. Dieser setzte sich am 29. Januar 1755 dafür ein, dass Johann Andreas einen Mietzuschuss erhielt, *biß er seine Wohnung in dem neuen SchulGebäude wird beziehen können*.¹⁵¹ Daraus ist zu ersehen, dass Johann Andreas inzwischen an der Stadtschule Lehrer war, denn nur diese Schule war dem Stadtbrand zum Opfer gefallen.¹⁵² Die gräflichen Kollegen des Grafen Ludwig wollten aber einem Mietzuschuss an Johann Andreas nicht so leicht zustimmen. Sie erwarteten einen Bericht vom Stadtrat, ob man nicht das Bauwesen des Johann Andreas erleichtern und dadurch den Mietzuschuss an Johann Andreas einsparen könne. Außerdem werde ja die Wohnung im neuen Schulhaus bis zum Sommer fertig, so dass sich der Mietzuschuss sowieso erübrigen würde.¹⁵³ Am 25. April 1755 schickte die Kanzlei von Langenburg eine Bittschrift des Johann Andreas an das Konsistorium in Ohrdruf weiter und bat um Auskunft, wie man Johann Andreas zufriedenstellen könnte.¹⁵⁴ Offenbar be-

147 Gisela Lüttig: Johann Christoph Bach (1671– 1721) und seine Familie. In: Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 66. Und: Ferdinand Reinhold/Hans-Joachim Köhler: Die Organisten und Kantoren zu St. Michaelis und St. Trinitatis. Ebd. S. 84 f.

148 Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 7.

149 Ebd., S. 96 f.

150 HZAN GL 35 Bü 616, 7.9.1754.

151 Ebd., Q 13 (wie Anm. 4).

152 Böttcher (wie Anm. 18), S. 133.

153 13. März 1755 HZAN GL 35 Bü 616, Q 14 (wie Anm. 4).

154 Ebd., Q 15 (wie Anm. 4).

willigte dieser einen Mietzuschuss von 3 fl pro Jahr. Dieser reichte dem Johann Andreas aber bei weitem nicht aus.

Am 15. Februar 1756 schrieb er deshalb an das Konsistorium in Ohrdruf: *Durch die große erlittene Feuerbrunst bin ich in einen elenden Zustand gesetzt worden, und befinde mich nicht in dem Stande, meine Hofstätte wiederum aufzubauen; über derselben wegen des vielen gehabten Hauskreuzes noch mehr in Schulden geraten und weiß mir nicht weiter zu helfen. Muß nach erlittenem Unglück zur Miete ziehen, und da ich von E.E. Rath allhier nicht mehr als 3 fl. Hauszins bekomme, weit mehr geben. Deswegen gehorsamste Bitte um Hauszins Zuschuß [...]. Solche hoch geneigte Willfahung werde lebenslang mit gehorsamem Dank erkennen und mit behörigen Neueration¹⁵⁵ allstets verharren.*¹⁵⁶ Der Zuschuss wurde gewährt, u. a. auch *wegen seiner besonderen Kunsterfahrenheit und Verdienste.*¹⁵⁷

Wie einem Schreiben vom 19. April 1756 (also drei Monate später) zu entnehmen ist, erhielt er aber nur einen einmaligen Zuschuss von 4 fl *semel pro semper* (einmal für immer). Johann Andreas wandte sich in diesem Schreiben noch einmal an die sieben „Exzellenzen“, schilderte darin, dass es ihm finanziell unmöglich sei, sein Haus wieder aufzubauen. und bat um einen Anteil an einer Kollekte, welche auf Befehl des Fürsten von Gotha im Land für die Schuldiener und Organisten durchgeführt worden sei. Er verwies darauf, dass er trotz des Verlustes seiner Wohnung immer für andere eingesprungen sei, wenn diese krank waren und schilderte noch einmal sein Elend, *zumalen ich, seit dem erlittenen Brand, immer mit vielen Hauskreutz, als Krankheiten, Begräbnuße und anderer unglückliche Zufälle beschweret und bis dato noch nicht davon befreyet bin, mithin eine beysteuere höchstens benöthige, und gar wohl brauchen can.* Er bittet nun, *daß (er) doch auch als ein bedienter bey der Kirche angesehen werden und an der Kollekte beteiligt werden möchte.*¹⁵⁸

Es ist seltsam und war nicht aufzuklären, dass Johann Andreas offenbar nicht als Bedienter bei der Kirche anerkannt wurde, obwohl er ja Organist und Lehrer war. Bei den Begräbnissen handelt es sich um den Tod seiner Kinder *Johann Christian Carl*, gestorben am 8. Juli 1755 im Alter von 10 Jahren, und *Johann Christoph Heinrich*, gestorben am 2. September 1755 Ohrdruf im Alter von 68 Tagen.

Die Kantorenstelle (nicht zu verwechseln mit der Organistenstelle) an St. Michaelis blieb derweil fest in den Händen der Familie Bach. Nach dem Tod von Johann Andreas älterem Bruder Johann Christoph II im Jahr 1756 wurden dessen Sohn Philipp Christian Georg (von 1757 bis 1772) und nach dessen Tod dessen

155 Vermutlich Lesefehler anstelle von *Veneration* (Verehrung).

156 Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 84.

157 *Böttcher* (wie Anm. 18), S. 38.

158 HZAN GL 35 Bü 616, Q 16 (wie Anm. 4).

Bruder Ernst Carl Gottfried Kantoren an St. Michaelis.¹⁵⁹ Johann Andreas hatte also immer Verwandte als Kollegen zur kirchenmusikalischen Zusammenarbeit.

Anna Maria stirbt

Am 9. Juni 1761 starb die Frau von Johann Andreas, Anna Maria, im Alter von 43 Jahren, und wurde zwei Tage danach begraben. Am Tag vorher wurde wegen Bachs *besonderer Kunst-Erfahrenheit und Verdienst eine Viertelstunde hingeläutet*.¹⁶⁰ Das *Hinläuten* erfolgte jeweils am Morgen nach dem Todestag und war mit einer Viertelstunde für Anna Maria offenbar besonders lang.¹⁶¹ Der Tod seiner Frau veranlasst Johann Andreas zu einem allgemeinen Hilferuf an die sechs „Excellenzen“ (Christian Ludwig Moritz von Ingelfingen fehlte dieses Mal). Er schrieb am 2. Juli 1761, also drei Wochen nach dem Tod seiner Frau:¹⁶²

Hochgebohrne Reichs Graffen

Gnädigste Graffen und Herren

Ew. HochReichsGräfl. Excel. Excel. Excel. Excel. Excel. Excel. habe unterthänigst gehorsamst zu vernehmen geben wollen, daß mich der erlittene große Brand zu einem armen Mann gemacht, Und nachhero sehr viel Haus Creütz, als Krankheiten und vier Begräbniße gehabt, welches letztere aber, mir am allerempfindlichsten ist, in dem ich durch das Absterben meiner seel. Frau, in noch ein größeres Elend versetzt worden; da ich nun bey solcher theüren Zeit mich, mit meiner wenigen Besoldung, nicht zu erretten weiß. So gelanget an Ew. Hoch Reichs [6x] Excell. mein unterthänigstes gehorsamstes bitten, dieselben wollen mir armem nothdürftigen, dero hohe Gnade um Hülffe, gnädigst angedeyhen lassen. Ich werde solche hohe Gnade lebenslang mit unterthänigst gehorsamsten Dank erkennen, und in tiefster Submission stets verharren E. Hoch Reichs Gräfl. Excel. Excel. Excel. Excel. Excel. Excel.

Meiner gnädigsten Graffen und Herren

unterthänigster Knecht

Johann Andreas Bach

Man spürt die Erschütterung durch den Tod seiner Frau. Ob der Hilferuf an die gräflichen Herrschaften etwas gebracht hat, ist aus der Akte in Neuenstein nicht zu entnehmen. Bei den vier Begräbnissen handelt es sich um den Tod seiner beiden Söhne im Jahr 1755 und um den Tod seiner Frau. Bei dem vierten Begräbnis kann es sich nicht um den Tod eines seiner Kinder handeln; vielleicht bezieht er sich auf den Tod seines Bruders Johann Christoph II im Jahr 1756.

159 Bachstadt Ohrdruf (wie Anm. 20), S. 67.

160 Ebd., S. 84.

161 Hinläuten für Verstorbene: Am Morgen nach dem Sterbetag und am Morgen der Trauerfeier 6.00 Uhr (5 Min.). <https://sb51dc3af2016e356.jimcontent.com/download/version/1562095339/module/7250666786>.

162 HZAN GL 35 Bü 616, Q 18 (wie Anm. 4).

Beförderung und Hauskauf

Fünf Jahre später, im Jahr 1766, wurde Johann Andreas als Lehrer befördert: Er wurde Präzeptor der 5. Klasse an der Lateinschule.¹⁶³ Die 5. Klasse (Quinta) war die zweite Klasse der Lateinschule.¹⁶⁴ Die Kombination aus Präzeptorenstelle der Quinta und Organistenstelle an St. Michaelis scheint eine Tradition in Ohrdruf gewesen zu sein: Auch bei Johann Christoph Bach I findet sich diese Kombination.¹⁶⁵ Die Beförderung dürfte auch eine Gehaltserhöhung mit sich gebracht haben. Und vermutlich war der Unterricht an einer Klasse der Lateinschule auch weniger fordernd als der klassenübergreifende mit wesentlich mehr Schülern an der Grundschule.

Im Jahr 1771 – seit dem großen Brand waren 18 Jahre vergangen – nahm Johann Andreas Abschied von dem Gedanken, sein Elternhaus wieder aufbauen zu können. Stattdessen dachte er daran, ein Haus zu kaufen. Er schrieb (vermutlich an die Grafen):¹⁶⁶ *Eure p. werden sich gdst. zu erinnern wißen, wie ich durch den großen Brand mein Hauß mit verlohren, aber daßelbe wegen vielen Hauß Creiuzes, als Krankheiten und vier Begräbnüße, nicht wieder aufbauen können. Da ich aber meinen armen Kindern nach meinem Todte gerne einen Unterhalt verschaffen mögte, so bin ich gesonnen, wiederum ein Hauß zu kaufen.* Er bat dazu, ihm seinen noch offenen Anteil an der Brand-Kollekte auszuzahlen.

Nach dem verheerenden Stadtbrand hatte es eine Vielzahl von Stiftungen und Kollekten sowohl in Sachsen-Gotha als auch in den hohenlohischen Grafschaften gegeben.¹⁶⁷ Aus der größten (oder Summe?) dieser Kollekten sollte jeder vom Brand betroffene Hausbesitzer einen Anteil erhalten. Die Auszahlung durfte allerdings erst erfolgen, wenn die Brandstätte wieder überbaut war – das war im Fall von Johann Andreas ja nicht der Fall. Die fürstlichen Herrschaften zu Langenburg und Weikersheim (die Neuenstein-Öhringsche Linie war inzwischen nach Weikersheim umgezogen) sprachen sich trotzdem dafür aus, Johann Andreas seinen Anteil von 30 fl auszuzahlen; Grund waren einerseits *seine betrübtte Hauß-Umstände*, andererseits war anzunehmen, *dass mit der Zeit sich noch Liebhaber finden dürften, die diese Brandstätte überbauten*. Aber natürlich sollte das nicht zum Präzedenzfall werden. Der Stadtrat von Ohrdruf wurde also angewiesen, ihm die 30 fl auszuzahlen.¹⁶⁸

163 HZAN GL 35 Bü 650.

164 Sexta, Quinta, Quarta, Tertia, Secunda, Prima.

165 Freyse (wie Anm. 15), S. 84 f.

166 HZAN GL35 Bü 616, Q 19 (wie Anm. 4).

167 HZAN La 10, Bü 1470 führt auf: Die von der hohenlohischen Herrschaft befohlene Aus-
teilung von 400 Reichstalem und einer großen Quantität Getreide unter den Bedürftigsten, Durch-
führung einer gemeinschaftlichen Konferenz in Öhringen, Gesuchen an verschiedene königliche,
kurfürstliche, fürstliche und gräfliche Häuser und Reichsstädte wegen der Durchführung von
Kollekten, Übersendung von 1000 Gulden aus der Kontributionskasse der hohenlohe-neuen-
steinischen Linien, Sammlung von Spenden durch Haustürkollekten (collectores ostiatim).

168 HZAN GL35 Bü 616, Q 20 (wie Anm. 49).

Ob es allerdings zu dem Hauskauf kam, erscheint zweifelhaft. Denn nach dem Tod von Johann Andreas bat sein Sohn Johann Christoph im Jahr 1782 darum, ebenfalls die 4 fl Hauszins zu erhalten, *so wie ehedem sein Vater, als Organist zugewiesen gehabt*.¹⁶⁹ Daraus könnte man schließen, dass Sohn wie Vater immer noch zur Miete wohnten.

Noch eine Tragödie

Im Jahr 1777/78 musste Johann Andreas in seiner Familie eine Wiederholung seines Dramas in Langenburg erleben.¹⁷⁰ Seine älteste, ledige Tochter Johanna Friderica, 34 Jahre alt, war schwanger geworden. Zu allem Unglück war der Schwängerer noch ein verheirateter Verwandter, Ernst Christian Bach, Kantor in Wechmar und Neffe von Johann Andreas. Johanna Friderica starb mit ihrem Kind im Kindbett. Der Schwängerer wurde nach Bekanntwerden zunächst vom Dienst suspendiert. Nachdem seine Frau ihm in einem Brief an den Herzog Ernst von Sachsen-Gotha und Fürst Ludwig Friedrich Carl von Neuenstein-Öhringen¹⁷¹ verziehen hatte und praktisch alle Bürger Wechmars in einer Petition für ihn gebeten hatten,¹⁷² kam er mit einer Geldstrafe von 20 Meißner fl ohne Prozess davon und durfte seinen Dienst als Kantor und Knabenschulmeister wieder aufnehmen.¹⁷³

Nachfolge und Tod

Schon im Jahr 1776 – Johann Andreas war 63 Jahre alt – hatte er gebeten, ihm seinen Sohn Johann Christoph Georg (29 Jahre alt) als Helfer im Organistenamt beizusetzen. Er schrieb am 23. April 1776 an die *Hochfürstlichen Durchlauchtigkeiten* in Ingelfingen, Öhringen, Langenburg und Kirchberg:¹⁷⁴ *Da [ich] nun bey merklicher Abnahme meiner Kräfte meinen Kindern auf die Zukunft eine*

169 HZAN La 10 Bü 1790.

170 HZAN GL 35 Bü 667.

171 In der Akte in Neuenstein befindet sich der Brief an Fürst Ludwig Friedrich Carl. Er muss aber gleichzeitig auch an Herzog Ernst gegangen sein, denn dieser hat die Begnadigung verfügt. Sehr zum Unmut der Hohenloher, die darin einen Eingriff in ihre Kompetenzen gesehen haben. HZAN GL 35 Bü 667 Nr. 8 und Nr. 14.

172 Die Petition trägt 87 Unterschriften. Der Vorname Johann ist auch in Wechmar der beliebteste: 44 der 87 Unterzeichner heißen mit erstem Vornamen Johann.

173 *Lohrer* (wie Anm. 15), S. 10. Das Verfahren (Geldstrafe, wenn die Ehefrau dem Ehebrecher verzeiht) entspricht dem, das Graf Heinrich Friedrich von Hohenlohe Langenburg in seiner Eheordnung vom 4. Januar 1677 festgelegt hat (HZAN La 15 Bü 2). Allerdings waren dort 30 fl als Strafe vorgesehen. Außer den 20 Meißner fl hatte Bach noch 4 fl Regierungs-Tax und das Gehalt seines Stellvertreters in der Zeit seiner Suspendierung zu bezahlen. Und ein Aufstieg ins Pfarramt, der ihm als studiertem Theologen zugestanden hätte, blieb ihm zeitlebens verwehrt.

174 HZAN La 10 Bü 1770; auch Quelle für alles Weitere, wo nichts anderes vermerkt. Das Seniorat der Hohenlohe-Neuensteinischen Linien lag inzwischen bei Fürst Philipp Heinrich von Ingelfingen; seine Regierung organisierte die Abstimmung unter den vier Häusern.

Unterstützung verschaffen wünsche, und mein Sohn bei wählender Vacanz des Cantorats beständig meinen Dienst versehen auch in der 6ten Classe nach dem Tod des Schuldieners Herrn May 16 Wochen Vicariat, und diese Arbeit allezeit gern und willig übernommen, ob er gleich niemals etwas vor seine Bemühung erhalten [...] Also ergehete an Ew. Hochfürstl. Durchlauchtigkeiten mein unterthänigst fußfälliges Bitten, hochdieselben wollen aus hochgepriesener Gnade gegen alte treue Diener meinen Sohn zur Unterstützung meines Alters mir gnädigst adjungieren [zur Seite stellen].

Die Fürsten reichten das Gesuch zur Beurteilung an das Konsistorium in Ohrdruf weiter. Dessen Mitglieder sahen zwei Probleme: Zum einen war ja bisher der Organistendienst mit dem Amt eines Präzeptors der 5. Klasse verbunden. Vom Organistengehalt allein könne aber niemand leben. Die für einen Schullehrer der 5. Klasse erforderliche Tüchtigkeit besitze der Bach-Sohn aber nicht. Zum andern aber mache der Ohrdruffer Stadtrat Schwierigkeiten. Der finde, *dass der Bachische Sohn zu einem Organisten allhier nicht sattsam geschickt sei und daß der Vater seinen Dienst noch gar wohl vorzustehen vermögend sey, und noch zur Zeit keinen Substituten nöthig habe.* Das Konsistorium befürchtete deshalb, *daß der Stadt Rath, so wie bey Wiederbesetzung des hiesigen Cantorats vor einigen Jahren geschehen, wieder diese Substitution mancherley Schwierigkeiten erregen werde.* Das Konsistorium empfahl deshalb, das Gesuch Johann Andreas abzulehnen – eine Empfehlung, welcher die „Durchlauchtigkeiten“ natürlich folgten.

Zwei Jahre später, am 15. Mai 1778 wiederholte Johann Andreas sein Gesuch.¹⁷⁵ Als Begründung führt er an, *daß ich 35 Jahre allhier in Diensten gestanden, in welcher Zeit ich nicht nur den Brand erlitten, und 5 Jahr eine kranke Frau, viele Begräbniße und andere betrübte Zufälle gehabt; da ich nun mein Alter wohl fühle, und einen Beistand zu weilen nöthig habe.* Er bittet deshalb das Konsistorium in Ohrdruf, *hochselben wollen mir meinen Sohn, welcher sein 31 Jahr zurückgeleget, und meinen Dienst in der Kirche mehresten Theil versehen muß, als Organist bejsetzen, damit ich nicht nur in meinem Alter eine Hülffe, sondern auch nach meinem Tod meine arme Tochter, welche immer krank und schwächlich ist, einen Beistand habe.*

Mit einer Stellungnahme ließ sich das Konsistorium Zeit – sie erfolgte erst am 14. September 1778. Das Konsistorium wies wieder auf das ungelöste Problem der Kombination von Organisten- und Präzeptorenstelle hin. Die Bedenken des Rates wegen der Qualifikation des Bach-Sohnes zum Organistendienst hatten sich dagegen erledigt; allerdings sollte der junge Bach das übliche Probespiel absolvieren.

Inzwischen muss die Situation für Johann Andreas nahezu unerträglich geworden sein. Fünf Tage nach der Stellungnahme des Konsistoriums (kannte er sie?) wiederholte er sein Gesuch von 1776, bis auf die Anrede wortgleich. Aber

175 *Lohrer* (wie Anm. 15), S. 25. Aus: *Kock* (wie Anm. 92).



Abbildung 9: Johann Christoph Georg Bach

wieder konnten sich die „Durchlauchtigkeiten“ nicht dazu durchringen, Organisten- und Präzeptorenstelle zu trennen und Bach junior mit dem Organistenamt zu betrauen. Sie wiesen das Konsistorium an, Johann Andreas den Bescheid zu geben, *daß, wenn sein Sohn sich mit der Zeit legitimiren würde, daß er auch zur Vernehmung der 5ten Classe qualificirt sey, alsdann auf ihn in Gnaden reflectirt werden solle.*

So verging wieder ein Jahr. Johann Andreas war inzwischen schwer erkrankt und weiter in Sorge um seine beiden unversorgten Kinder. So schrieb er am 21. September 1779 noch einen – seinen letzten – Bittbrief an die sechs¹⁷⁶ durch-

176 Wer außer den vier Fürsten die beiden anderen „Durchlauchtigkeiten“ sein sollen, ist aus dem Dokument nicht zu ersehen.

lauchtigen Herren in Ingelfingen, Öhringen, Langenburg und Kirchberg. Er ist als Anlage drei beigelegt.

Das Konsistorium nahm dazu am 13. Oktober Stellung und schreibt, *dass der Organist Bach, wie es das Ansehen haben will, von seinem jetzigen Krankenlager nicht wieder aufkommen dürfte*. Es sei auch niemand in Sicht, der sowohl den Organisten als auch den Schuldienst zu versehen geschickt sei. Dann bleibe doch wohl nichts anderes möglich, als beide Ämter zu trennen und den jungen Bach *nachdem er bey der anhero abzulegenden herkömmlichen Probe wird tüchtig befunden*, mit dem Organistenamt zu betrauen. Allerdings müsste er von der bisherigen Besoldung 2 Klafter Scheitholz und 1 Malter Korn an den Präzeptor der 5. Klasse abgeben, weil dieser sonst bei mehr Arbeit weniger verdienen würde als der Organist.

An den Rand dieser Mitteilung ist – offenbar von der Hand des Fürsten Philipp Heinrich von Hohenlohe-Ingelfingen – geschrieben: *Da sie keinen tüchtigen zum Organisten, d. den Schuldienst zugleich versehen könne, darin haben, u also die Stellen getheilt werden müßen, so laßen wir es gefallen, wann dießer, nach obigem Vorschlag, seinem Vater substituiert würde*. Dem schlossen sich die Herrschaften von Öhringen und Langenburg bis zum 8. November 1779 an.

Inzwischen aber war Johann Andreas am 15. Oktober 1779 im Alter von 66 Jahren gestorben. Er hinterließ seinen Sohn Johann Christoph Georg, 32 Jahre, und eine Tochter, Maria Elisabeth, 30 Jahre alt. Sechzehn Tage später, am 1. November 1779, bewarb sich Johann Christoph Bach um die durch den Tod seines Vaters freigewordene Stelle *mit dem nemlichen Gehalt, sowohl in der Geld und Naturalien Besoldung, als auch mit dem Neujahr Singen verbunden*.

Neben der Verantwortung für seine hilfsbedürftige Schwester verwies er zur Begründung auch auf die hohen Unkosten, die sein Vater in den letzten Jahren für Arzneien zu tragen gehabt habe. Dieses Gesuch hat endlich Erfolg und Johann Christoph Georg konnte die Stelle seines Vaters antreten. Von seiner Besoldung musste er allerdings die zwei Klafter Holz und ein Malter Korn und das Neujahrssingen an den Präzeptor der fünften Klasse abgeben.¹⁷⁷ Dafür bekam er im Jahr 1782 noch 4 Meißner fl Hauszins pro Jahr zugesprochen, um die er gebeten hatte, *um bey dem geringen Organisten Dienst noch eine kleine Unterstützung vor meine arme Schwester zu genießen*.¹⁷⁸ Die Organistenstelle hatte er dann bis zu seinem Tod im Jahr 1814 inne. Seine Schwester Maria Elisabeth lebte bei ihm; sie starb schon im Jahr 1788 im Alter von 39 Jahren.

177 HZAN GL 35 Bü 670.

178 HZAN La 10 Bü 1790.

Anhänge

Anhang 1: Abbitte-Formular

Formular¹⁷⁹

nach welchem die Abbitte derer, welche wider die Gebotte Gottes sündigen, von der Canzel geschehen könnte (soll¹⁸⁰).

Liebe Christen! Ich habe mit eurer Liebe tragenden Amts und geistlicher Kirchenzucht halben noch etwas zu handeln, welches ihr, wie es wahren Christen zustehet, bestens aufnehmen wollet, Es haben/hat sich leider! wie auch schon bekannt ist einige/eine Personen/Person aus unserer Pfarr Gemeinde, von bösen Neigungen so weit überwinden laßen, daß sie in das grobe Laster N.N. verfallen sind/ist. Sie sind/ist auch deswegen von der durchlauchtigsten unserer gnädigsten Herrschaft gestraft worden. Weil aber vorsezliche Sünden und grobe Laster aus der Gemeinschaft der Kirche Gottes ausschließen, und den Bann nach sich ziehen, damit der Sünder sich bekehren, und die Seeligkeit durch den Glauben an Christum ererben möge: so sind/ist auch diese Personen/Person aus Gottes Wort in ihrem Gewißen überzeugt worden, wie abscheulich sie sich an Gott und seinen Gebotten versündigt, und dadurch des ewigen Lebens verlustig gemacht haben/habe. Es gehet ihnen/ihr auch dieses, so viel wie aus äußerlichen Zeichen schließen können zu Herzen, ihre Ubertretung ist ihnen/ihr leid und sie wünschen/wünscht wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen zu werden; versprechen/verspricht deswegen auch Gott und Euch, daß sie diesen ihren Glauben künftig mit rechtschaffenen guten Werken bezeugen, sich unter dem Beystand des Heil. Geistes vor Sünden hüthen und ihr übriges Leben in Gehorsam gegen Gott zur Erbauung des Nächsten vollführen wollen/wolle. Sie bitten/bittet deßhalb um Gottes willen eure christl. Liebe insgemein und ein jedes insonderlich: ihr wollet ihnen/ihr das gegebene Ärgernis aus christlicher Liebe, in Betrachtung menschlicher Schwachheit verzeihen, und Gott ernstlich für sie anrufen helfen, daß er ihnen/ihr diese und alle ihre Sünden vergeben und sie wieder in seine Kindschaft aufnehmen wolle, wollet ihnen/ihr auch diesen ihren Fall künftig nicht schimpflich vorwerfen, noch im argen gedenken, sondern mit sanftmütigem Geist ihren/ihr wieder zurecht helfen, sie wieder als ein Glied der christlichen Kirche halten, und ihr mit aller christlichen Liebe und Treue bezeugen.

Nachdem nun dieses eine ganz christliche Bitte ist so bitten wir auch mit ihnen/ihr eure christliche Liebe wolle sie ihrer Bitte gewähren. Ein solches Wort der christlichen Liebe wird, als eine Frucht des Glaubens Gott wohlgefallen, und er wird auch mit unseren Gebrechen Geduld haben. Lasset uns daher nochmahls also mit einander bethen.

179 HZAN LA 35 Bü 748 S. 14 f.

180 Das Wort *soll* in anderer Schrift.

Allmächtiger Gott, himmlischer Vatter! Wir lernen aus täglicher Erfahrung, wie treffend dein heiliges Wort die menschliche Schwachheit beschreibe, und wie wir aus eigenen Kräften den Verführungen der Welt und unseres eigenen Herzens so gar nicht widerstehen können, wenn du deine Gnad abzeichst. Da du aber, lieber Vatter! unser Verderben nicht willst, sondern vielmehr, daß wir uns bekehren und durch Jesum Christum ewig selig werden sollen, so sagen wir dir von Herzen für solche Güte und Barmherzigkeit Lob und Dank; bitten dich auch demüthiglich, du wollest allen denen, die sich in dieser unserer Gemeinde gegen deine Gebotte versündigt haben, ihr Übertretungen verzeihen, und sie zu deinen Kindern wieder aufnehmen, wollest auch uns alle vor Sünden gnädiglich behüthen und nach deinem göttlichen Wohlgefallen zu leben und zu sterben Geist und Kraft verleihen, damit wir dich hier zeitlich in deiner Gemeinde loben und dann nach diesem Leben in alle Ewigkeit preisen mögen, durch denselben deinen lieben Sohn Jesum Christum unseren Herren und Seeligmacher. Amen. Vatter unser p.

Der Verfasser schreibt dazu:

Ich habe in dieser Formel die Worte der Kirchen-Ordnung so viel als möglich beybehalten, sie ist also die nämliche, nur abgekürzt, und, was etwan beschimpfen kann, daraus weggelaßen. Bleibt also diese, so kann uns, wenn wir den öffentlichen Vorstand unter der Canzel abschaffen, niemand vorwerfen, daß wir von der Kirchen- Ordnung abweichen. Denn auch die Kirchen Ordnung hat nichts vom Vorstand unter der Canzel. Im Gebeth kommt zwar der Ausdruck öffentlicher Büsser einmal vor, allein, da diese Formel ja öffentlich verlesen wird, so ist ja der, den jedermann in der Gemeinde ohnehin kennet, ja eben dadurch ein öffentlicher Büsser, und geschieht der Kirchen Ordnung ihr völliges Genüge. Diese Formel so eingerichtet beschämt aber niemand, es wird sich derselben kein vernünftiger entziehen können, so wenig er sich der öffentlichen Fürbitte bey einer leiblichen Krankheit zu entziehen begehrt, sondern vielmehr selbige sucht.

S.M. Langenburg d 24ten Jan. 1781 G: Fr: Koch.

Anhang 2: Bewerbungsschreiben des Johann Andreas Bach vom 2. Oktober 1742

HOCHGEBOHRNER REICHS GRAFF

Gnädigster Graff und Herr !

EW: HOCHREICHSGRÄFF[LICHE] EXCEL[LENZ]¹⁸¹ habe in unterthänigster Devotion zu vernehmen geben wollen, daß ich zwar in einer Supplique an EW: HOCHREICHSGRÄFF. EXCEL. um den vacanten Mädgen Schuldienst angehalten, weilen ich aber mit meinem [sic!] Armuth mir keine Patron verschaffen kan, und meine Supplique muthmaß[lich] bey dem hiesigen Hochgräff[lichen] Consistorio zurück behalten worden; So gelanget an EW: HOCHREICHSGRÄFF. EXCEL. mein unterthänigst gehorsamstes bitten, DIESELBEN wollen mir, wegen meines elenden Zustandtes, dießes officium vor andern gönnen, und in Gnaden zu meiner höchsten Nothurfft angedeyhen laßen, zumahlen mir der Werningshäuser Organisten Dienst von EW: HOCHREICHSGRÄFF. EXCEL. zwar in Gnaden zudedacht, aber auf des hießigen seeligen Herrn Superintendentens Martini Recommendation, an einen Gothaischen Unterthan wiederum abtreten müßen. Derowegen ergeheth nochmahlen an EW: HOCHREICHSGRÄFF. EXCEL. mein unterthänigst gehorsamstes bitten, DIESELBEN geruhen mir armen unglück[lichen], der ich zwar EW: HOCHREICHSGRÄFF. EXCEL. Hohe Gnade in die 5 Jahr überflüßig genoßen, solcher aber durch mein gröb[liches] Übertreten und Auf-führung, mich verlustig gemacht, auf mein inständig demüthiges und unterthänigstes depreciere, die HOCHREICHSGRÄFF. Gnade nicht zu versagen, sondern nach EW: HOCHREICHSGRÄFF. hohen Gnade und Clemenz meinen begangenen groben Fehler, so wohl in Vergeßenheit gnädigst zu stellen, als auch das obbelde officium, oder in ermangelung deßen, den in Werck seyenden Schuldienst in der Vorstadt in Gnaden mir angedeyhen zu laßen, damit ich künfftighin so wohl Gott als EW: HOCHREICHSGRÄFF. EXCEL. gefällig dienen, und solcher gestalt ayn Stückgen Brodt und Unterhalt finden mögte: Solche hohe Gnade werde lebenslang mit unterthänigst-gehorsamsten Danck erkennen, auch in tieffster Submission zeit lebens verharren,

EW: HOCHREICHSGRÄFF. EXCEL.

unterthänigst gehorsamster Diener

Ohrdruff d. 2 Octob: 1742

Johann Andreas Bach.

181 So in der Folge immer abgekürzt.

Anhang 3: Letzter Bittbrief von Johann Andreas Bach

Durchlauchtigste Reichs Fürsten,

Gnädigste Fürsten und Herren!

Es sind bereits 36 Jahre verfloßen, seit dem ich durch Ew. Hoch Fürstl. Durchl. Durchl. Durchl. Durchl. Durchl. höchste Huld und Gnade als Organist allhie in Diensten stehe. Jederzeit habe ich mir es angelegen seyn laßen, meinen Dienst fleißig und ordentlich zu versehen. Aber jetzo, da ich nur allzusehr die Schwäche des Alters [sic! Verb fehlt]. Meine Kräfte nehmen täglich mehr und mehr ab, und ein innerer Kummer wegen der mir zugestoßenen Kränk- und Unglücksfälle, und meiner noch unversorgten Kinder verzehret mich. Da ich in diesen Umständen eines Substituts sehr benöthiget bin, so würde es mir zu einem großen Trost, und Aufrichtung meines gantz niedergeschlagenen Gemüths dienen, wenn Ew. Hochfürstl. Durchlauchtigkeiten mir meinen Sohn zu substituiren gnädigst geruhen wollten, dadurch würde ich nicht nur in meinem Alter eine gewisse Stütze bekommen, sondern auch von dem nagenden Kummer, daß meine Kinder nach meinem Tode unversorgt bleiben möchten, befreyt. Zu Ew. hoch. Fürstl. Durchlaucht flehe ich dahero demüthigst um diese höchste Huld und Gnade und hoffe Höchst-dieselben dero welt bekanten Huld und Milde, mir als einen an der Grube stehenden und von Kummer tief gebeugten alten Diener, diese meine letzte Bitte in Ungnaden nicht abschlagen, sondern gnädigst erhören, damit ich wenigstes noch vor meinem Ende einige Erleichterung meines Elends haben, und mein Sohn, der mich oft um sein Brod zu suchen verlassen wollen, versorgt sehen möge. Ich flehe unaufhörlich für des höchste Wohl Ew. Hoch Fürstl. Durchlauchtigkeiten, zu dem Allmächtigen, und ersterbe als Ew. Hoch Reichs Fürstl. Durchlauchtigkeiten unterthänigst treu gehorsamsten Knecht

Johann Andreas Bach

Ohrdruff

den 21. Sept.

Anno 1779

Anhang 4: Capriccio über BACH von Johann Andreas Bach. Transkript:
Prof. Dr. Hermann Ullrich, Schwäbisch Gmünd

Capriccio über B A C H von Joh. Andreas Bach

für Cembalo

Ms. ca 1760 / Ex Bibl. C. F. Becker / SLUB III 8.3

Presto.

4

8

11

13

2

16

Musical notation for measures 16-18. Measure 16 starts with a double bar line and a repeat sign. The right hand features a series of chords and dyads, while the left hand plays a steady eighth-note accompaniment.

19

Musical notation for measures 19-21. Measure 19 begins with a repeat sign. The right hand has a melodic line with some grace notes, and the left hand continues with eighth-note accompaniment.

22

Musical notation for measures 22-24. Measure 22 starts with a repeat sign. The right hand has a more active melodic line with sixteenth-note patterns, and the left hand has a steady eighth-note accompaniment.

25

Musical notation for measures 25-27. Measure 25 begins with a repeat sign. The right hand features a melodic line with some grace notes, and the left hand has a steady eighth-note accompaniment.

28

Musical notation for measures 28-31. Measure 28 starts with a repeat sign. The right hand has a melodic line with some grace notes, and the left hand has a steady eighth-note accompaniment.

32

Musical notation for measures 32-35. Measure 32 begins with a repeat sign. The right hand has a melodic line with some grace notes, and the left hand has a steady eighth-note accompaniment. The piece concludes with a double bar line and a repeat sign.

B a C H

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1: Capriccio über B.A.C.H. von Johann Andreas Bach aus Andreas-Bach-Buch 2

Abbildung 2: Brief von Johann Andreas Bach an Anna Maria Hoffmann

Abbildung 3: Eintrag im Mischbuch Gnadental

Abbildung 4: Eintrag im Mischbuch Kirchensall

Abbildung 5: Stadtkirche St. Michaelis und Schulgasse in Ohrdruf 1747

Abbildung 6: Bewerbungsschreiben von Johann Andreas Bach als Schuldiener an der Mädchenschule

Abbildung 7: Kirche St. Trinitatis mit Schule der Vorstadt

Abbildung 8: Orgel in St Michaelis Rekonstruktion

Abbildung 9: Johann Christoph Georg Bach

Abbildung 1: SLUB (= Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden) <http://digital.slub-dresden.de/id454513577/5>

Abbildungen 2 und 6: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein La 35 Bü 841

Abbildungen 3 und 4: Archion

Abbildungen 5 und 7 aus HZAN GA 100 Nr. 959, Grund- und Aufriß über die Stadt Ohrdruf in Thüringen, 1747, Ausschnitte

Abbildung 8: Kleiner Streifzug durch die Bachstadt Ohrdruf, Ohrdruf 2007, S. 90

Abbildung 9: Bachhaus Eisenach

Demografie in Gerabronn und Crailsheim 1876 bis 1883

VON GERHARD NEUMEIER

Demografische Fragestellungen haben in der Geschichtswissenschaft in Deutschland momentan keine Konjunktur, ganz im Gegensatz zu Forschungen über aktuelle Entwicklungen in der Demografie in Deutschland, die regelmäßig eine sinkende Geburtenrate – mit Ausnahme der letzten Jahre – sowie eine steigende Lebenserwartung seit mindestens 50 Jahren feststellen. In den angelsächsischen Ländern und in Frankreich spielt die historische Demografie eine ungleich größere Rolle als in Deutschland.¹ Die Entwicklung der Bevölkerungszahlen an einzelnen Orten und damit zusammenhängend die Sozialstruktur, die Altersstruktur, die intergenerationelle Mobilität, das Heiratsalter und das Heiratsverhalten, die Fertilitätsrate, die mögliche Geburtenkontrolle, die Säuglingssterblichkeit, die Lebenserwartung und die Zuwanderungen waren und sind jedoch grundlegende soziale, kulturelle sowie wirtschaftliche Prozesse, die das Leben der Menschen in vielerlei Hinsicht entscheidend beeinflussten und beeinflussen. Die Forschungslage zur historischen Demografie im heutigen Württembergisch-Franken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist relativ überschaubar.² Am Beispiel zweier Orte des heutigen Landkreises Schwäbisch Hall – ein Teil des damaligen Jagstkreises in Ostwürttemberg – sollen einige der angesprochenen Themen analysiert werden. Gerabronn als dörfliches Gemeinwesen und die Kleinstadt Crailsheim werden dabei vergleichend untersucht. Die Quellen sind die Geburts-, Hochzeits- und Sterbebücher von Gerabronn sowie die Hochzeits- und Sterbebücher von Crailsheim in den Jahren 1876 bis 1881 bzw. 1883 im Kreisarchiv Schwäbisch Hall. Aus diesen Quellen wurde für diesen Zeitraum bezüglich der Hochzeiten und der Sterbeeinträge in Gerabronn und

1 Tim Guinane/Sheilagh C. Ogilvie: A Two-Tiered Demographic System: ‚Insiders‘ and ‚Outsiders‘ in Three Swabian Communities, 1588–1914. In: *History of the Family* 19/1, 2014, S. 77–119; John Brown/Tim Guinane: Infant mortality decline in rural and urban Bavaria: fertility, economic transformation, infant care, and inequality in Bavaria and Munich, 1825–1910. In: *The Economic History Review*, 2017, S. 1–34.

2 Marion Baschin/Andreas Kozlik: Studien zur südwestdeutschen Demographie. Remshalden 2008; Gerhard Fritz: Geschichte der Sexualität. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Südwestdeutschland und seine Nachbargebiete. Heidelberg u. a. 2016; Andreas Maisch: Nottürrftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit. Stuttgart u. a. 1992; Marion Baschin: Untersuchungen zur Demographie der Stadt Backnang von 1841 bis 1850. In: *Die Backnanger Gesellschaft um 1848* (Kleine Schriften des Stadtarchivs Backnang 1). Backnang 1999, S. 26–44.

Crailsheim sowie bezüglich der Geburten in Gerabronn eine Totalerhebung durchgeführt. Es handelt sich also um eine empirische Fallanalyse. Die untersuchten Fallzahlen lassen nur erste, vorsichtige Thesen zu, bei den Geburten bzw. Geburtenabständen in Gerabronn handelt es sich um eine empirisch sehr belastbare Anzahl von Fällen. Sowohl Crailsheim als auch Gerabronn gehörten jahrhundertlang zu Ansbach, im Jahr 1810 kamen beide Orte nach kurzen Zugehörigkeiten zu Preußen und Bayern zu Württemberg. In den Jahren 1871 bis 1880 betrug das Bevölkerungswachstum im Oberamt Crailsheim 9,6 Prozent. Die Kleinstadt Crailsheim hatte im Jahr 1855 2854 Einwohner, im Jahr 1871 war die Bevölkerung auf 3688 Personen angewachsen, und im Jahr 1880 lebten hier 4642 Menschen.³ Innerhalb von knapp zehn Jahren betrug das Bevölkerungswachstum also über 20 Prozent, der Ort wuchs also deutlich mehr als das Oberamt Crailsheim. Im noch weiteren geographischen Umfeld hatte nur Heidenheim ein schnelleres Bevölkerungswachstum als Crailsheim. Die Kleinstadt Crailsheim hatte beispielsweise im Jahr 1880 fast so viele Einwohner wie Backnang. Etwas über 85 Prozent der Bevölkerung in Crailsheim waren evangelisch, fast neun Prozent katholisch und der Bevölkerungsanteil der Juden betrug ca. sechs Prozent. Bereits im 18. Jahrhundert hatten sich in Crailsheim Juden angesiedelt. In den 1880er Jahren hatte Crailsheim einen Eisenbahnanschluss, eine Gewerbebank, ein Amtsgericht, ein Forstamt, eine Synagoge, eine Lateinschule, ein Krankenhaus, ein Schloss, eine Gipsfabrik, eine Gerberei, eine Bierbrauerei, Mehl-, Kunst- und Sägemühlen, eine Eisenbahnreparaturwerkstätte und eine Fischzucht, es wurde Hopfenbau betrieben und der Vieh- und Getreidehandel spielte eine wichtige Rolle.⁴ Vor allem der Eisenbahnbau führte zu einem Wirtschaftsaufschwung in Crailsheim. Bei Crailsheim handelte es sich um eine klassische württembergische Kleinstadt des späten 19. Jahrhunderts. Crailsheim war das wirtschaftliche Zentrum des Oberamtes Crailsheim und gehörte zum Jagstkreis, zu dessen wirtschaftlichen Hauptorten Crailsheim neben Aalen, Ellwangen, Hall, Gmünd und vor allem Heidenheim zählte. Gerabronn war im Jahrzehnt zwischen 1870 und 1880 noch ein Dorf mit ca. 900 Einwohnern, die Bevölkerungszahl stagnierte nahezu. In den Jahren zwischen 1871 und 1895 wuchs die Bevölkerungszahl jedoch um 40 Prozent. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren 41 Prozent der Beschäftigten in Gerabronn in der Landwirtschaft sowie 40,4 Prozent der Beschäftigten in Handwerk und Industrie tätig. Der Ort war geprägt von Kleinst- und Nebenerwerbsbauern. Im Jahr 1939 hatte Gerabronn dann 1561 Einwohner. Crailsheim und Gerabronn gehörten historisch betrachtet zu Franken und kamen, wie erwähnt, erst 1810 zu Württemberg. Die beiden Orte waren evangelisch in der pietistischen Variante geprägt,

3 Das Königreich Württemberg – Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden, Band II, Jagstkreis, Stuttgart 1906, S. 62 f.

4 Ortslexikon des Deutschen Reichs. Ein geographisch-statistisches Nachschlagebuch für deutsche Landeskunde. Leipzig/Wien 1894.

nur vereinzelt lebten am Ende des 19. Jahrhunderts Katholiken und Juden in Gerabronn, Crailsheim hatte eine nicht geringe Anzahl jüdischer Einwohner, die im Wirtschaftsleben eine große Rolle spielten.

Die Sozialstruktur von Gerabronn und Crailsheim

Grundlegend für wesentliche demografische, ökonomische sowie soziale Verhältnisse, Strukturen und Prozesse in einer Stadt oder in einem Dorf war und ist die jeweilige Sozialstruktur. Für Gerabronn und Crailsheim in den Jahren 1876 bis 1881 soll die Sozialstruktur anhand der heiratenden Männer gezeigt werden.

Tabelle 1: Berufsgruppen der heiratenden Männer 1876–1881 (in Prozent):

	Gerabronn	Crailsheim ⁵
Köbler:	7,7	0,0
Tagelöhner:	13,5	21,2
Handwerker:	38,5	38,5
Kleinbürgertum:	25,0	19,2
Sonstige:	15,4	21,2
N:	52	52

Im Dorf Gerabronn lebten nur verhältnismäßig wenige Köbler, d. h. Kleinbauern. Der Ort war vor allem von Handwerkern geprägt, in erster Linie von Handwerkern des täglichen Bedarfs, also Bäcker, Metzger, Schreiner, Zimmerer, Küfer, Schuhmacher, Kappenmacher, Schmiede und Bierbrauer. Dieses Dorfhandwerk dominierte in Gerabronn. Zum Kleinbürgertum zählten Handwerksmeister, Kaufleute, Wirte, ein Buchdruckereibesitzer und ein Färberei- und Badbesitzer. Bei den Handwerksmeistern waren, ebenso wie bei den Handwerkern, diejenigen charakteristisch, die den täglichen Bedarf deckten, beispielsweise Bäckermeister, Schneidermeister und Schuhmachermeister. Das Kleinbürgertum war die einflussreichste gesellschaftliche Schicht in Gerabronn und zahlenmäßig groß. Unter die Rubrik „Sonstige“ fielen heterogene Bevölkerungskreise wie beispielsweise vier Bauern, ein Gutsbesitzer, ein Apotheker, ein Straßenwärter und ein Dienstknecht. Auch große Teile dieser sozialen Schicht, vor allem die Bauern und die anderen Selbständigen, dürften zu den lokalen Honoratioren gehört haben. Gut jeder siebte Beschäftigte war Tagelöhner, ein geringer Wert, hierbei dürfte es sich um die agrarischen und handwerklichen Unterschichten gehandelt haben. In Gerabronn gehörten fast zwei Drittel der Haushaltsvorstände zum Handwerk. Dies war für ein Dorf der damaligen Zeit in Ostwürttemberg ein hoher Anteil am Gewerbe. Jeder vierte Berufstätige war

5 Kreisarchiv Schwäbisch Hall (künftig: KrASHA), Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881 und Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

Handwerksmeister, Kaufmann, Wirt oder sonstiger Gewerbetreibender, als Selbstständige kamen noch die Bauern hinzu. Die Handwerksmeister hatten zumeist einen niedrigen Kapitaleinsatz, müssen im pietistischen Sinne bescheiden gelebt haben und konnten keine Reichtümer erwerben. Ein Grund für den hohen Anteil des Kleinbürgertums könnte auch gewesen sein, dass die Dorfhandwerker und die Kaufleute von Gerabronn die Nachfrage aus den umliegenden Dörfern befriedigten, hierzu müssten jedoch noch detaillierte Forschungen zum Handwerk und zum Handel in den einzelnen umliegenden Dörfern erfolgen. In Gerabronn herrschte eine ausgeprägte Kultur des Selbständigseins, wahrscheinlich gepaart mit großem Aufstiegswillen. Die Handwerksbetriebe in Gerabronn dürften meistens klein gewesen sein, oftmals bestand der Betrieb nur aus dem Meister allein. Die Handwerker und die Angehörigen des Kleinbürgertums hatten mangels Alternativen kaum Chancen, durch Heirat ihre soziökonomische Situation wesentlich zu verbessern.

In Crailsheim fehlte die Landwirtschaft im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bereits vollständig. Bemerkenswert war, dass mehr als jeder fünfte Beschäftigte sich als Tagelöhner verdingen musste. Crailsheim war also entweder ein Auffangbecken für ärmere Bevölkerungsschichten in der Stadt selbst und für Zuwanderer aus den nahe gelegenen Orten. Möglicherweise herrschten in der Stadt selbst nicht genügend angemessene Beschäftigungsmöglichkeiten für alle Einwohner. Zu den dominierenden Bevölkerungsschichten zählten auch in Crailsheim die Handwerker, vor allem Bäcker, Metzger, Küfer, Zimmerer, Schreiner, Schneider, Schuhmacher und Weber. Auch in Crailsheim hatten die Handwerksbetriebe nur wenige Beschäftigte. Innerhalb des Kleinbürgertums dominierten die Kaufleute, diese bildeten die lokale Honoratiorenschicht. Das Einzugsgebiet der Kaufleute bestand vorwiegend aus Crailsheim selbst und den angrenzenden Orten des Oberamtes. Die auch hier recht heterogene Schicht der „Sonstigen“ bestand beispielsweise aus einem Steinbruchbesitzer, dem evangelischen Pfarrer, einem Revisionsassistenten, einem Stationsgehilfen, einem Buchhalter und einem Schullehrer. Teile hiervon gehörten zur lokalen Honoratiorenschicht. Für eine Stadt dieser Größe in dieser Zeit wies Crailsheim eine relativ moderne Berufsstruktur mit einer dominierenden gewerblichen, genauer kleingewerblichen und handwerklichen Prägung auf. Dies wirft die Frage nach der Berufsstruktur der vorherigen Generation in den beiden Orten auf und damit verbunden die Frage nach dem Ausmaß der Vererbbarkeit beruflicher Positionen sowie der intergenerationellen Mobilität einzelner Berufe und Sektoren.

Tabelle 2: Berufsgruppen der Väter der heiratenden Männer 1876–1881 (in Prozent):

	Gerabronn	Crailsheim ⁶
Köbler:	2,2	0,0
Tagelöhner:	8,7	17,8
Handwerker:	30,4	35,6
Kleinbürgertum:	34,8	24,4
Bauer:	19,6	8,9
Sonstige:	4,3	11,1
N:	46	45

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts ging der Unterschichtanteil in den Dörfern in Deutschland überwiegend zurück oder stagnierte.⁷ In den 1850er und 1860er Jahren zeichnete sich die Berufsstruktur in Gerabronn vor allem dadurch aus, dass die Handwerker und das Kleinbürgertum, also die Handwerksmeister, Kaufleute und Wirte, den Ort genauso prägten wie am Ende der 1870er Jahre. Der herausragende Unterschied in der Sozialstruktur zwischen den beiden Zeiträumen bestand darin, dass die Bauern in den 1850er und 1860er Jahren noch eine viel stärkere Stellung hatten als eine Generation später. Die landwirtschaftliche Prägung von Gerabronn ging also innerhalb von 20 Jahren wesentlich zurück, vor allem zugunsten der Handwerker und des Kleinbürgertums. Der Anteil des Gewerbes stieg signifikant an, was auf eine gewisse Attraktivität Gerabronns im Zusammenhang mit den umliegenden Orten für das Handwerk und auf Aufstiegsmöglichkeiten hinweist. Der Anteil der „Sonstigen“ war noch nicht hoch, dies bedeutete einen noch nicht ausgeprägten Dienstleistungssektor. Auffallend war auch, dass die Branchen- und Berufsvererbung stark ausgeprägt waren. Die Väter vererbten also oftmals ihren Beruf und/oder ihre Branche an die Söhne. Verschiebungen fanden vom Agrarbereich hin zum Gewerbe statt. In den 1870er Jahren übten auch die Väter der in den Jahren 1876 bis 1881 heiratenden Männer noch größtenteils ihren Beruf aus, sie trugen also ebenso wie ihre Söhne zur Sozialstruktur des Dorfes bei. Dies bedeutet, dass in den 1870er Jahren der Ort eindeutig von Handwerkern und Angehörigen des Kleinbürgertums dominiert wurde. Die addierten Fallzahlen bilden eine valide Datengrundlage für diesen Befund. Auch in Crailsheim gab es in den 1850er und 1860er Jahren noch einen nennenswerten Agrarsektor, der innerhalb der nächsten 20 Jahre fast vollständig verschwand. Der Anteil der Handwerkerschaft und des Kleinbürgertums blieb in etwa konstant. Verschiebungen fanden vom Agrarsektor hin zum Dienstleistungsbereich statt, dies unterschied die Stadt Crails-

6 KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881, Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

7 Reinhard Schüren: Soziale Mobilität. Muster, Veränderungen und Bedingungen im 19. und 20. Jahrhundert. St. Katharinen 1989, S. 148.

heim vom Dorf Gerabronn. Auch in Crailsheim existierte das Phänomen der Berufs- und Branchenvererbung, vor allem im gewerblichen Bereich.

Tabelle 3: Berufsgruppen der Schwiegerväter der heiratenden Männer 1876–1881 (in Prozent):⁸

	Gerabronn	Crailsheim
Bauer:	20,8	14,3
Halbbauer:	4,2	4,1
Köbler:	6,3	2,0
Tagelöhner:	8,3	4,1
Handwerker:	20,8	34,7
Kleinbürgertum:	25,0	26,5
Sonstige:	14,6	14,3
N:	48	49

Die Berufe der Schwiegereltern der in den Jahren 1876 bis 1881 heiratenden Männer in Gerabronn weisen darauf hin, dass Gerabronn in den 1850er und 1860er Jahren sogar noch mehr landwirtschaftlich geprägt war, als es die Berufe der Eltern der heiratenden Männer allein haben vermuten lassen. Der große Anteil der Bauern war ein Indiz dafür, dass die Töchter dieser Bauern begehrte Heiratspartner für die Handwerkerschaft und das Kleinbürgertum waren. Doch auch bei den Schwiegereltern waren die Handwerkerschaft und das Kleinbürgertum die wichtigsten Sozialformationen in Gerabronn. Hervorstechend war auch die relativ große Gruppe der „Sonstigen“, dabei handelte es sich beispielsweise um zwei Postboten, einen Postverwalter, einen Gutsverwalter, einen Privatier und einen Schullehrer. Es handelte sich vorwiegend um Berufe aus dem Dienstleistungssektor, die über ein relativ sicheres und gutes Einkommen verfügten. Auch die Töchter dieser Berufsgruppen waren für die Angehörigen des Handwerks und vor allem des Kleinbürgertums begehrte Heiratspartnerinnen. Es bestand auch in Bezug auf die Schwiegereltern vor allem ein endogames Heiratsverhalten der Männer. So heirateten die Handwerker und Handwerksmeister zumeist Töchter von Handwerkern und Handwerksmeistern. Partner versuchten also aufgrund von Nutzenerwägungen Ressourcen zusammenzulegen. Handwerkstöchter hatten also, wenn sie einen Handwerker oder einen Handwerksmeister heirateten, einen relativen Wettbewerbsvorteil gegenüber Mitbewerberinnen aus anderen Bereichen. Es ist deshalb von einer Nutzenfunktion der Partner für die Entscheidung auszugehen, ihre Ressourcen im Haushalt zusammenzulegen. Dies war einer der Gründe, warum sich „gleich zu gleich“ gesellte. Komplementäre Beziehungen ergaben sich aus der Ressource Vermögen

8 KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881, Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

und wahrscheinlich auch aus den Ressourcen Bildung, körperliche Attraktivität, Intelligenz und Alter.

Bei den Selbständigen waren die Endogamiequoten noch höher, dies kann als Ausdruck der gemeinsamen Nutzenmaximierung durch Zusammenlegung von Eigentum und Kapital betrachtet werden, die den Ressourcentransfer an die nächste Generation wahrscheinlicher machte. Klassengrenzen bildeten Mobilitätsbarrieren. Zudem versuchten jedoch viele Frauen, zu „oben“ zu heiraten, im Rahmen dessen, was im lokalen und regionalen Rahmen möglich war. Die Tendenz zur Aufwärtsheirat von Frauen erklärte sich möglicherweise dadurch, dass sich eine niedrigere sozioökonomische Stellung der Frau mit dem Nutzen von arbeitsteiliger Haushaltskooperation verbinden ließ. Zusammenfassend lässt sich für Gerabronn und Crailsheim in den Jahren 1876 bis 1881 ein Befund feststellen, der auch für den statusniedereren Münchener Stadtteil Westend im Jahr 1905 galt: „Geschlossenheit in der Berufs- und Statusvererbung deutet auf die Existenz geschlossener Normen und Wertesysteme hin, auf die Tradierung eines spezifischen Milieus“.⁹ Die jeweiligen Herkunftsmilieus unterschieden sich kaum, obwohl München katholisch und Gerabronn sowie Crailsheim pietistisch geprägt waren. Der Beruf determinierte das Heiratsverhalten also stärker als die Religion. Für Gerabronn und Crailsheim wäre zusätzlich zu ergänzen, dass es für die heiratenden Männer und Frauen auch eine Frage der Alternativen war, denn in den beiden Orten wie auch im geografischen Umfeld existierte nur eine begrenzte Auswahl an Berufen und Branchen. Dies begrenzte neben den Klassengrenzen die Heiratsmobilität. Diese Faktoren determinierten wesentlich die Strukturen und Prozesse der intergenerationellen Mobilität und des Heiratsverhaltens. Die Heirat ins Bildungsbürgertum spielte keine Rolle und war aufgrund des Fehlens lokaler und regionaler bildungsbürgerlicher Eliten auch nicht möglich. Bildung spielte bei der Wahl der Heiratspartner keine Rolle. Die nicht vorhandene akademische Bildung der Heiratspartner bzw. die mangelnde Verfügbarkeit von Heiratspartnern an den beiden Orten sowie in der umliegenden Region verwies die Heiratswilligen auf Partner mit zumeist handwerklichen Berufen, was eine „kulturelle Ähnlichkeit“ bedeutete, bezogen auf den Beruf der heiratenden Männer und der Väter der heiratenden Frauen. Insgesamt waren die Heiratskreise in Gerabronn geschlossener als in Crailsheim, in Gerabronn herrschte also noch mehr Endogamie, dies lag vor allem an den unterschiedlichen Sozialstrukturen und an den wirtschaftlichen Verhältnissen in beiden Orten.

9 Stephan *Bleek*: Quartierbildung in der Urbanisierung. Das Münchner Westend 1890–1933. München 1991, S. 214.

Tabelle 4: Intergenerationelle Mobilität der heiratenden Männer 1876–1881 zu deren Vätern (in Prozent):¹⁰

	Gerabronn
Mittlerer und großer Aufstieg:	3,9
Kleiner Aufstieg:	9,8
Gleichbleibend:	52,9
Kleiner Abstieg:	29,4
Mittlerer und großer Abstieg:	3,9
N:	51
	Crailsheim
Mittlerer und großer Aufstieg:	2,2
Kleiner Aufstieg:	17,8
Gleichbleibend:	44,4
Kleiner Abstieg:	31,1
Mittlerer und großer Abstieg:	4,4
N:	45

Bezüglich der intergenerationellen Mobilität ist zunächst methodisch festzuhalten, dass beim Vergleich der Berufe der heiratenden Männer mit den Berufen ihrer Väter unterschiedliche Lebensabschnitte verglichen werden. Die Väter waren im Durchschnitt 40 bis 50 Jahre alt und standen auf dem Höhepunkt ihrer beruflichen Entwicklung, die Söhne standen am Anfang ihres Berufslebens und ihrer Karriereleiter. Ein Sohn, der Handwerker war und einen Handwerksmeister zum Vater hatte, wurde in die Kategorie „kleiner Abstieg“ eingereiht, dies war jedoch nur eine Momentaufnahme. Methodisch korrekt wäre ein Vergleich der beiden Generationen im gleichen Alter, dies ist jedoch quellenbedingt nicht möglich. Knapp ein Drittel der Söhne in Gerabronn wies im Vergleich zum Vater einen kleinen Abstieg auf, dies war vorwiegend auf den Altersabstand zurückzuführen. Es ist daher bemerkenswert, dass etwas über die Hälfte der Söhne bereits in jungen Jahren einen vergleichbar hohen sozialen Status aufwiesen wie ihre Väter. Ähnlich verhielt es sich in Crailsheim. Immerhin ein Fünftel der Söhne in Crailsheim war gegenüber dem Vater schon in jungen Jahren sozial aufgestiegen. Dies ist ein Hinweis auf nicht geringe Aufstiegsmöglichkeiten zwischen den Generationen im Rahmen dessen, was sozialstrukturell möglich war.

10 KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881, Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

Tabelle 5 a: Heiratsalter der Männer 1876–1881 (in Jahren in Prozent):

	Gerabronn ¹¹				
	21–25 J.	26–30 J.	31–35 J.	36–40 J.	> 40 J.
Köbler:		25,0	25,0		50,0
Tagelöhner:	28,6	14,3	14,3	28,6	14,3
Handwerker:	36,8	42,1	15,8		5,3
Kleinbürgertum:	21,4	50,0	21,4		7,1
Sonstige:	12,5	12,5	12,5	25,0	37,5
Gesamt:	25,0	34,6	17,3	7,7	15,4
N:	13	18	9	4	8

Tabelle 5 b: Heiratsalter der Männer 1876–1881 (in Jahren in Prozent):

	Crailsheim ¹²				
	21–25 J.	26–30 J.	31–35 J.	36–40 J.	> 40 J.
Tagelöhner:	10,0	70,0		10,0	10,0
Handwerker:	21,1	47,4	21,1	5,3	5,3
Kleinbürgertum:	10,0	60,0	20,0		10,0
Sonstige:	41,7	33,3	8,3	8,3	8,3
Gesamt:	21,6	51,0	13,7	5,9	7,8
N:	11	26	7	3	4

In der historischen Demografie werden als wesentliche Gründe für das Eingehen einer Ehe Gefühle und Attraktivität angenommen, alle anderen untersuchten Parameter bauen stillschweigend darauf auf. Ganz sicher spielten sozioökonomische Gründe bei der Hochzeit ebenfalls eine wesentliche Rolle. Die Heirat war für die meisten Frauen und für viele Männer der Höhepunkt des Lebens. Die Partnerwahl musste daher gut überlegt werden. Mentalitäten und kulturelle Aspekte könnten Entscheidungen beeinflusst haben. Es hing viel für das weitere Leben ab, wen man in welchem Alter heiratete. Das Heiratsalter war und ist ein Indiz für soziale, ökonomische und kulturelle Aspekte der Verehelichung. Das Heiratsalter der Männer betrug in Deutschland im Jahr 1871 durchschnittlich 29 Jahre.¹³ Die Männer heirateten sowohl in Gerabronn als auch in Crailsheim in den Jahren 1876 bis 1881 vorwiegend im Alter zwischen 26 und 30 Jahren, dies traf vor allem auf die Handwerker und das Kleinbürgertum zu. Die Männer heirateten vorwiegend also erst dann, nachdem sie wirtschaftlich und sozial ein gewisses Niveau erreicht hatten, dies traf vor allem auf das Kleinbürgertum zu. Das „European Marriage Pattern“ herrschte als auch in diesen beiden Orten in

11 KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881.

12 KrASHA, Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

13 Josef Ehmer: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1800–2000. München 2004, S. 47.

Ostwürttemberg. Das „European Marriage Pattern“ beinhaltete ein hohes Heiratsalter der Ehepaare mit der Folge, dass durch spätes Heiraten der Abstand zwischen den Generationen groß war. Außerdem beinhaltete das „European Marriage Pattern“ einen relativ geringen Altersabstand zwischen den Frauen und Männern. Das Heiratsalter war westlich der Linie St. Petersburg – Triest im Vergleich zu Ost- und Südosteuropa sehr hoch. Die Ursachen für das sehr hohe Heiratsalter in West- und Mitteleuropa waren in folgenden Faktoren zu suchen: Um heiraten zu können, war „eine die Familiennahrung sichernde landwirtschaftliche Besitz- oder eine die sozialökonomische Kernstruktur ergänzende (in der Regel: dorfhandwerkliche) Berufsstelle“ erforderlich.¹⁴

Es ist zu fragen, ob für den Handwerkersohn die Wartezeit bis zur Verselbstständigung und Heirat noch um ein Vielfaches länger war als für den Bauernsohn. Hierfür sprachen zunächst eine lange Ausbildungsphase, die eine Zeit der Wanderschaft einschloss, sowie der Erwerb einer Meisterstelle. Dies traf jedoch nicht für alle Handwerke zu, zum Beispiel für Handwerke, bei denen dem jungen Handwerker der Durchgang durch die Stationen Lehrling, Geselle und Meister erspart blieb. Diese Handwerke waren jedoch weder in Gerabronn noch in Crailsheim in nennenswertem Ausmaß vorhanden. Ein leicht zu erlernendes Handwerk, das man vom Vater, Großvater oder Schwiegervater erwerben konnte, erleichterte strukturell eine vergleichsweise frühe Heirat der Männer. Über ein Drittel der Handwerker in Gerabronn und über ein Fünftel der Angehörigen des Kleinbürgertums heirateten sehr früh im Alter von 21 bis 25 Jahren. Dies ist ein Indiz dafür, dass diese Schichten früh im Lebenszyklus der Auffassung waren, eine Familie ernähren zu können, zudem weist es auf eine Mentalität des Sicherheitsstrebens hin. Das vergleichsweise späte Heiratsalter der Köbler und Tagelöhner deutet darauf hin, dass aufgrund der schwierigen oder prekären sozioökonomischen Situation dieser Berufsgruppen spät geheiratet wurde, möglicherweise waren Köbler und Tagelöhner auch wenig attraktive Heiratspartner, die relativ lange brauchten, um eine Heiratspartnerin zu finden. Das Durchschnittsalter der Männer bei der Hochzeit in Gerabronn lag bei 31,2 Jahren, das Durchschnittsalter der Männer bei der Heirat in Crailsheim betrug 29,4 Jahre. Diese Differenz von knapp zwei Jahren ist nicht gering und weist auf unterschiedliche Heiratschancen in den beiden Orten hin, im wirtschaftlich besser gestellten und moderneren Crailsheim konnten es sich die Männer leisten, früher zu heiraten.

14 Zitiert nach: Dorett *Funcke*/Bruno *Hildenbrand*: Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie. Einführung in die Familiensoziologie. Wiesbaden 2018, S. 49.

Tabelle 6 a: Heiratsalter der Frauen 1876–1881 (in Jahren in Prozent):¹⁵

	Gerabronn				
	< 20 J.	21–25 J.	26–30 J.	31–35 J.	36–40 J.
Köbler:			20,0		60,0
Tagelöhner:		28,6	42,9		14,3
Handwerker:	5,0	45,0	30,0	10,0	5,0
Kleinbürgertum:		53,8	46,5		
Sonstige:		37,5	37,5		25,0
N:	1	21	19	2	7

Älter als 40 Jahre: Tagelöhner = 1, Handwerker = 1

Tabelle 6 b: Heiratsalter der Frauen 1876–1881 (in Jahren in Prozent):¹⁶

	Crailsheim				
	< 20 J.	21–25 J.	26–30 J.	31–35 J.	36–40 J.
Tagelöhner:		18,2	54,5	18,2	9,1
Handwerker:	9,1	45,5	22,7	18,2	
Kleinbürgertum:	10,0	80,0	10,0		
Sonstige:	33,3	44,4	22,2		
N:	6	24	14	6	1

Älter als 40 Jahre: Handwerker = 1

Auch das Heiratsalter der Frauen in Gerabronn und Crailsheim fügte sich in das „European Marriage Pattern“ ein. Im Jahr 1871 heirateten die Frauen im Durchschnitt in Deutschland mit 26,5 Jahren. Die meisten Frauen in Gerabronn und Crailsheim heirateten im Alter zwischen 21 und 25 Jahren. Die Frauen aus dem Kleinbürgertum heirateten in dieser Altersklasse deutlich mehr als die Tagelöhner, aber auch als die Handwerker. Der Beruf des Mannes determinierte also zum Teil das Heiratsalter der Frau. Die Frauen der Tagelöhner und Handwerker heirateten wesentlich öfter später, zu einem nicht geringen Teil viel später. Das durchschnittliche Heiratsalter der Frauen in Gerabronn lag bei 28,5 Jahren, das der Frauen in Crailsheim bei 26,7 Jahren. Auch die Frauen hatten in Crailsheim früher die Chance zu heiraten. Es bleibt ein Forschungsdesiderat, welche Bedeutung die wirtschaftlichen und sozialen Parameter einnahmen. Die heiratenden Männer und Frauen aus Gerabronn und Crailsheim gehörten fast alle der pietistischen Religion an, die Angehörigen des Pietismus fügten sich also nahtlos in das „European Marriage Pattern“ ein, welches somit religionsübergreifend galt.

¹⁵ KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881.

¹⁶ KrASHA, Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

Tabelle 7 a: Altersunterschied zwischen den heiratenden Männern und Frauen in Gerabronn 1876–1881 (in Prozent):¹⁷

	Mann älter als Frau:	Frau älter als Mann:	Gleiches Alter:
Bis 3 Jahre:	34,3	71,4	
4 bis 5 Jahre:	28,6	14,3	
6–10 Jahre:	17,1	14,3	
Mehr als 10 Jahre:	20,0	0,0	
N:	35	14	3

Tabelle 7 b: Altersunterschied zwischen den heiratenden Männern und Frauen in Crailsheim 1876–1881 (in Prozent):¹⁸

	Mann älter als Frau:	Frau älter als Mann:	Gleiches Alter:
Bis 3 Jahre:	40,6	50,0	
4 bis 5 Jahre:	18,8	28,6	
6–10 Jahre:	28,1	21,4	
Mehr als 10 Jahre:	15,6	0,0	
N:	32	14	7

In ca. 60 Prozent der heiratenden Frauen und Männer in Gerabronn waren die Männer älter, aber immerhin 40 Prozent der Frauen waren älter als die Männer, dies erscheint ein hoher Wert zu sein. Ähnlich verhielt es sich in Crailsheim. Der Altersunterschied bei den Fällen in Crailsheim, bei denen die Männer älter als die Frauen waren, betrug in fast 60 Prozent der Hochzeiten höchstens fünf Jahre. Hier herrschte also kaum ein altersmäßiger Unterschied zwischen Männern und Frauen, eine Machtdominanz der Männer aufgrund des Alters ist hier wenig wahrscheinlich. Nur bei einer kleinen Minderheit der Fälle betrug der Altersunterschied in beiden Orten mehr als 10 Jahre, hier könnte es Ungleichheiten innerhalb der Ehe aufgrund des Altersunterschiedes zwischen Männern und Frauen gegeben haben, endgültig ist diese Frage jedoch mit den ausgewerteten Quellen nicht zu beantworten.

¹⁷ KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881.

¹⁸ KrASHA, Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

Tabelle 8: Anzahl der Kinder in Gerabronn 1876–1883 pro Ehepaar (in Prozent):¹⁹

	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4 Kinder	> 5 Kinder
Köbler:	46,2	30,8		23,1	
Tagelöhner:	64,0	28,0	8,0		
Handwerker:	77,3	13,6	6,8	2,3	
Handwerksmeister:	40,0	26,7	20,0	6,7	6,7
Bauer:	45,5	36,4		18,2	
Kleinbürgertum:	44,4	16,7	22,2	11,1	5,6
Angestellte:	76,5	17,6		5,9	
N:	53	35	15	11	3

Die Anzahl der Kinder bezieht sich nur auf diejenigen Kinder, die in dem Zeitraum von 1876 bis 1883 in Gerabronn geboren wurden. Kinder, die vor und nach diesem Zeitraum geboren wurden, sind nicht enthalten. Außerdem kann es sein, dass die Ehepaare kurzfristig an anderen Orten gewohnt haben und dann wieder nach Gerabronn zurückkamen, auch mögliche Geburten während dieser Zeit sind nicht enthalten. Dennoch lassen sich einige Schlüsse ziehen. Es dominierte offensichtlich die Ein- oder Zwei-Kind-Ehe. Die ökonomische Situation der Eltern spielte eine Rolle, denn die Handwerksmeister und die anderen Angehörigen des Kleinbürgertums hatten deutlich öfter drei oder mehr Kinder als die Tagelöhner und Handwerker. Sehr modern war die Kinderhäufigkeit bei den Angestellten. Die insgesamt geringe Kinderzahl ist ein Indiz für Geburtenkontrolle.

Tabelle 9: Geburtenabstände in Monaten in Gerabronn 1876–1883 (in Prozent):²⁰

	Insgesamt	Köbler/Tagelöhner	Kleinbürgertum
10–15 Monate:	35,2	17,4	34,8
16–19 Monate:	18,7	13,0	26,1
20–24 Monate:	23,1	26,1	23,9
25–29 Monate:	4,4	8,7	4,3
30–34 Monate:	3,3	8,7	2,2
35–39 Monate:	6,6	13,0	0,0
Mehr als 40 Monate:	8,8	13,0	8,7
N:	91	23	46

Die Geburtenabstände in Gerabronn waren meistens sehr kurz. Dies ist ein Hinweis darauf, dass keine Geburtenkontrolle betrieben wurde, zumindest in der Mehrheit der Fälle nicht. Die Unterschiede zwischen den ärmeren Tagelöhnern

¹⁹ KrASHA, Geburtenbuch Gerabronn 1876–1883.

²⁰ KrASHA, Geburtenbuch Gerabronn 1876–1883.

und Köblern einerseits und dem besser situierten Kleinbürgertum waren nicht groß. Dies ist insgesamt ein Widerspruch bezüglich der Geburtenkontrolle im Hinblick auf die geringe Zahl der Kinder insgesamt. Möglicherweise erklärt sich dieser Befund, wenn man annimmt, dass die meisten Ehepaare dennoch Geburtenkontrolle praktizierten, und zwar in Form des „stopping“. Dies bedeutet, dass die Ehepaare die ersten Kinder sehr schnell hintereinander bekamen und dann keine Kinder mehr bekamen, d. h. dass sie aufhörten, Kinder zu bekommen und dadurch Geburtenkontrolle betrieben.

Tabelle 10 a: Ortsgebürtigkeit und Zuwanderungen der heiratenden Männer 1876–1881 (in Prozent):²¹

	Gerabronn	Crailsheim
Ortsgebürtigkeit:	35,3	21,2
Zuwanderungen:	64,7	78,8
N:	51	52

Tabelle 10 b: Ortsgebürtigkeit und Zuwanderungen der heiratenden Frauen 1876–1881 (in Prozent):²²

	Gerabronn	Crailsheim
Ortsgebürtigkeit:	40,4	25,0
Zuwanderungen:	59,6	75,0
N:	52	52

Tabelle 11: Geografische Herkunft der Ehepartner in Gerabronn und Crailsheim 1876–1883 (in Prozent):²³

	Gerabronn	Crailsheim
Beide Partner dort geboren:	7,8	5,8
Ein Partner von auswärts:	60,8	34,6
Beide Partner von auswärts:	31,4	59,6
N:	51	52

„Die Binnenwanderung war von kleinräumiger Migration geprägt. Die meisten Migranten waren „Nahwanderer“, die sich innerhalb benachbarter Gemeinden bewegten und bestenfalls die Grenzen eines Kreises überschritten.“²⁴ Dieser Befund für ganz Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg traf auch auf Gerabronn und Crailsheim zu. Die meisten Zuwanderer kamen aus nahe gelegenen Orten. Nach Gerabronn wanderten die Menschen beispielsweise aus Hausen, Zell,

21 KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881 und Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

22 KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881 und Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

23 KrASHA, Heiratsbuch Gerabronn 1876–1881 und Heiratsbuch Crailsheim 1876–1881.

24 *Ehmer* (wie Anm. 13), S. 19.

Gaildorf, Blaufelden, Amlishagen, Beimbach, Ilshofen und Kirchberg zu. Die Zuwanderer nach Crailsheim kamen zum großen Teil aus Sattelweiler, Beurlbach, Osshalden, Leukershausen, Lautenbach, Onolzheim und Goldbach sowie weiteren Orten in geografischer Nähe zu Crailsheim. Die Zuwanderer nach Gerabronn und Crailsheim waren also in den allermeisten Fällen Umland- und Nahwanderer. Die Herkunftsorte waren meistens klein oder sehr klein und hatten vorwiegend bis 500 oder bis 2000 Einwohner. Knapp zwei Drittel der heiratenden Personen in Gerabronn und etwa drei Viertel der heiratenden Männer und Frauen in Crailsheim waren Zuwanderer, so dass festgehalten werden kann, dass diese Orte vor allem in der Wanderung wuchsen.

Nicht nur die industrielle Gesellschaft entstand also in der Wanderung, sondern auch agrarisch und handwerklich geprägte Orte mit einer gewissen Zentralität. Der Anteil der in Gerabronn und Crailsheim geborenen Männer und Frauen war im Vergleich zu den großen Städten hoch, d. h. die Ortsgebürtigenrate in Dörfern und Kleinstädten war höher als in mittleren und großen Städten. Bei knapp 60 Prozent der Ehen in Crailsheim waren beide Partner Zuwanderer, in Gerabronn lag dieser Prozentsatz mit ca. 30 Prozent nur halb so hoch. Diese bemerkenswerte Differenz weist auf die sozioökonomischen Unterschiede der beiden Orte Crailsheim und Gerabronn hin, Crailsheim war der attraktivere Ort und zog mehr Zuwanderer an. Die Zuwanderer kamen jedoch in beiden Orten aus dem gleichen religiösen Milieu, d. h. sowohl am Ort Geborene als auch Zuwanderer waren pietistisch geprägt, was die Integration der Zuwanderer sicherlich erleichterte. Die Mehrzahl der Menschen im heutigen Landkreis Schwäbisch Hall wanderte vom Dorf ins Dorf oder vom Dorf in die (Klein-)Stadt, sie teilten dabei die Religion und sehr oft die sozialen Herkunftsschichten.

Die Lebenserwartung

Heute hängt die Lebenserwartung der Menschen vor allem von folgenden Faktoren ab: Das Geschlecht, die genetischen Anlagen, der Lebensstil wie beispielsweise gute Ernährung sowie die Abwesenheit von Rauchen und ein mäßiger Alkoholenuss, das Ausmaß der Bewegung und des Treibens von Sport, der Lebensstandard beruhend auf Berufszugehörigkeit, das Einkommen und der Bildungsabschluss, die Hygiene im öffentlichen und privaten Bereich, die medizinische Versorgung, die Belastungen am Arbeitsplatz wie beispielsweise Stress und die familiäre Situation. In den letzten 130 Jahren ist die Lebenserwartung in Deutschland kontinuierlich auf heute 78 Jahre bei Männern und 83 Jahre bei Frauen im Durchschnitt angewachsen. Vor allem die seit Jahrzehnten geringe Säuglingssterblichkeit hat zu dieser Entwicklung entscheidend beigetragen. Im späten 19. Jahrhundert war die Säuglingssterblichkeit hoch, vor allem dieser Faktor trug zu einer im Vergleich zu heute damals noch viel niedrigeren Lebenserwartung bei. Im Jahr 1865 lag die durchschnittliche Lebens-

erwartung bei der Geburt in Deutschland für Männer bei 34 und für Frauen bei 37 Jahren, hierzu trug vor allem bei, dass sehr viele Menschen im Alter von höchstens fünf Jahren bzw. im Säuglingsalter starben. Ab den 1890er Jahren sank die „Normalsterblichkeit“ rasch und dauerhaft, bereits ab den 1870/1880er Jahren begannen Säuglings- und Kindersterblichkeit dauerhaft zu sinken. Für den Rückgang der Sterblichkeit insgesamt war vor allem die Entwicklung des Lebensstandards, beispielsweise die Verbesserung der Ernährung und bessere Wohnverhältnisse, verantwortlich. Wie war die Lebenserwartung in Gerabronn und Crailsheim während des 19. Jahrhunderts?

Tabelle 12: Sterbealter in Gerabronn und Crailsheim 1876–1878 (in Prozent):²⁵

	Gerabronn	Crailsheim
Bis 1 Jahr:	32,7	35,9
1–5 Jahre:	5,8	9,4
6–15 Jahre:	1,9	4,7
16–40 Jahre:	7,7	10,9
41–60 Jahre:	19,2	15,6
61–70 Jahre:	11,5	10,9
71–80 Jahre:	19,2	10,9
Über 80 Jahre:	1,9	1,6
N:	52	64

Etwa vier von zehn Menschen starben in Gerabronn vor dem Erreichen des 16. Geburtstages, in Crailsheim war es sogar die Hälfte, in beiden Orten machte der Tod von Säuglingen etwa ein Drittel aller Todesfälle aus, damit ist noch nichts über die Säuglingssterblichkeit insgesamt ausgesagt. Vom 8. Januar 1876 bis zum 13. November 1878 wurden in Gerabronn 116 Kinder geboren, davon starben in diesem Zeitraum 17 Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres. Die Säuglingssterblichkeit betrug demnach also knapp 15 Prozent, dies ist für das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts in Deutschland ein niedriger Wert. Für die Jahrhundertmitte ist bekannt, dass in einer Reihe von bayerischen und württembergischen Dörfern 40 bis 50 Prozent aller Neugeborenen im ersten Lebensjahr starben.²⁶ Die regionalen Unterschiede waren zudem sehr groß. „Innerhalb Bayerns starben in Oberbayern und Schwaben rund doppelt so viele Neugeborene wie in Ober- und Unterfranken und in der (linksrheinischen) Pfalz“.²⁷ Über die Ursachen der relativ niedrigen Säuglingssterblichkeit in Gerabronn kann vorerst nur spekuliert werden, eine naheliegende Erklärung liegt in der pietistischen Einstellung und Lebensführung der Eltern. Zieht man die ersten drei Altersgruppen in der obigen Tabelle ab, betrug das durchschnittliche Sterbe-

²⁵ KrASHA, Sterbebücher von Gerabronn und Crailsheim 1876–1878.

²⁶ *Ehmer* (wie Anm. 13), S. 92.

²⁷ *Ebd.*, S. 93.

alter der Menschen in den ersten drei Vierteln des 19. Jahrhunderts in Gerabronn 63 Jahre und in Crailsheim 57 Jahre. Nur sehr wenige Menschen des 19. Jahrhunderts wurden älter als 80 Jahre, weder im Dorf noch in der Kleinstadt. Mehr als 10 Prozent derjenigen Menschen in Gerabronn, die älter als 15 Jahre wurden, starben im Alter zwischen 16 und 40 Jahren, die Ursachen hierfür sind ein Forschungsdesiderat. Auch der hohe Anteil der Personen, die in der Altersgruppe zwischen 41 und 60 Jahren starben, ist erklärungsbedürftig. Hypothetisch kann angenommen werden, dass dies in erster Linie an dem niedrigen Lebensstandard und an den schlechten Hygieneverhältnissen lag. Immerhin erreichte ein nicht kleiner Anteil an Menschen ein Lebensalter von 61 bis 80 Jahren. Zukünftige Forschungen auf breiter empirischer Basis könnten klären, von welchen Faktoren dies abhing, mögliche Erklärungen sind das Geschlecht, die unterschiedlichen Arbeitsbedingungen und der Lebensstandard sowie die Qualität der Ernährung.

Die Illegitimenquote in Gerabronn 1876 bis 1883

Im Jahr 1899 betrug der Anteil unehelich geborener Kinder im Oberamt Gerabronn 16 Prozent.²⁸ In den Jahren 1876 bis August 1883 wurden im Dorf Gerabronn insgesamt 306 Kinder geboren. Von diesen Kindern wurden 34 Kinder unehelich geboren, das waren gut 10 Prozent.²⁹ Die Mütter dieser Kinder waren zumeist Dienstmädchen. Das Ausmaß der Sozialkontrolle in Gerabronn war also relativ hoch zu veranschlagen.

Zusammenfassung

Der Vergleich der Stadt Crailsheim mit dem Dorf Gerabronn bezüglich demographischer Aspekte im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erbrachte Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Die Sozialstruktur der beiden Orte ähnelte sich, was durchaus ein überraschendes Ergebnis war. Die intergenerationelle Mobilität war in beiden Orten von einer großen Geschlossenheit in der Berufs- und Statusvererbung geprägt. Im Heiratsverhalten unterschieden sich Crailsheim und Gerabronn. Zwar herrschte in beiden Orten Endogamie, doch Gerabronn war im Vergleich zu Crailsheim deutlich „enger“. Männer und Frauen hatten in Crailsheim früher die Chance, zu heiraten, die pietistisch geprägten Orte fügten sich in beiden Orten in das „European Marriage Pattern“ ein. Bei der Anzahl der Kinder in Gerabronn spielte die soziökonomische Situation der Eltern eine große Rolle. Die Frage nach der möglichen Geburtenkontrolle kann noch nicht abschließend eingeschätzt werden, ein wahrscheinliches Szenario ist

28 *Fritz* (wie Anm. 2), S. 253.

29 *KrASHA*, Geburten- und Sterbebücher Gerabronn 1876–1883.

„stopping“. Die Ortsgebürtigenrate war in dem Dorf Gerabronn höher als in der Kleinstadt Crailsheim, die Binnenwanderungen waren von kleinräumiger Migration in beiden Orten geprägt. Beim Sterbealter dominierten in beiden Orten die Altersgruppen von 41 bis 60 Jahren und von 71 bis 80 Jahren. Ein Sterbealter von über 80 Jahren war sowohl in Crailsheim als auch in Gerabronn selten. Es bleibt zukünftigen Forschungen überlassen, welches die wesentlichen Gründe für das niedrig liegende Sterbealter waren.

Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen

Eine „Nachrufpersönlichkeit“

(einige Hintergründe zu Benns Gedicht: *Fürst Krafft*)

VON MICHAEL REDEKER

Fürst Krafft

*Fürst Krafft ist – liest man –gestorben.
Latifundien weit,
ererbte hat er erworben,
eine Nachrufpersönlichkeit:
„übte unerschrocken Kontrolle,
ob jeder rechtens tat,
Aktiengesellschaft Wolle,
Aufsichtsrat“.*

*So starb er in den Sielen
Doch wandt' er in Stunden der Ruh
Höchsten sportlichen Zielen
Sein Interesse zu;
immer wird man ihn nennen,
den delikaten Greis,
Schöpfer des Stutenrennen:
Kiszaconypreis.*

*Und niemals müde zu reisen
Genug ist nicht genug!
Oft hörte man ihn preisen
Den Rast-ich-so-rost-ich-Zug,
er stieg mit festen Schritten
in seinen sleeping car
und schon war er inmitten
Von Rom und Sansibar.*

*So schuf er für das Ganze
Und hat noch hochbetagt
Im Bergrevier der Tatra
Die flinke Gemse gejagt.
Drum ruft ihm über die Bahre
Neben der Industrie
Alles Schöne, Gute, Wahre
Ein letztes Halali.¹*

Gottfried Benn, 1926

Der Dichter Dr. Gottfried Benn (1886–1956), Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten, veröffentlichte sein Gedicht „Fürst Krafft“ im Jahre 1926, ca. sechs Monate nach dem Tode des Fürsten in der satirischen Münchener Wochenzeitschrift *Simplicissimus*.² Es ist ein Spottgedicht auf einen Mann, der Anfang des vorigen Jahrhunderts als einer der reichsten Deutschen galt.³

1 Zitiert nach: Gottfried *Benn*: Gedichte. In der Fassung der Erstdrucke. Stuttgart 1982, S. 189.

2 *Simplicissimus*, Jg. 31, Heft 38, S. 502.

3 Christian *Bommarius*: Der Fürstentrust. Berlin 2017, S. 23: hier wird das Vermögen des Fürsten ohne Jahresnennung mit 153 Millionen Mark und einem Jahreseinkommen von sieben Millionen Mark angegeben. Dr. Peter Schiffer, früherer Leiter des Hohenlohe-Zentralarchivs, bezeichnete ihn „als reichsten Menschen nach dem Kaiser im Reich“ (Heilbronner Stimme, 6. Februar 2006). Volker Stahlmann taxiert nach den Angaben des Jahrbuches der Millionäre Deutschlands von 1913 von

Dieses Gedicht war der Anlass, die Mitgliederversammlung 2020 der Deutschen-Gottfried-Benn-Gesellschaft⁴ wegen der Nähe Hohenlohes in Schwäbisch Hall stattfinden zu lassen, zu der es dann wegen der Auswirkungen der Corona-virus-Pandemie nicht gekommen ist.

Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen und die Familie Hohenlohe

Fürst Christian Kraft von Hohenlohe-Oehringen wurde hier ganz in der Nähe – nur 30 km entfernt – 1848 als ältestes von acht Geschwistern im Schloss der ehemaligen Residenzstadt Öhringen geboren.

1905 beauftragte er Bodo Ehardt, den Architekten des Kaisers, der für Wilhelm II. die Hohkönigsburg im Elsass wiederaufgebaut hatte, mit dem Umbau des Schlosses Neuenstein. Der Kostenvoranschlag wurde von Bodo Ehardt 1905 mit 41 000 Goldmark angegeben.⁵ 13 Jahre später hatte der Fürst 2,3 Millionen Goldmark ausgegeben, und das Schloss war und blieb bis heute unvollendet.⁶

Er war Abkömmling des seit dem 11. Jahrhundert bezeugten fränkischen Adelsgeschlechts der Hohenlohe. Dieses Adelsgeschlecht wurde als eine der einflussreichsten europäischen Dynastien bezeichnet. Die Mitglieder der Familie waren in den höchsten Positionen in ganz Europa zu finden.⁷

Trotz der Aufteilung in verschiedene Linien gelang es der Gesamtfamilie dennoch über Jahrhunderte ein fast geschlossenes Territorium aufrecht zu erhalten und weitere Zersplitterungen des Gebiets zu vermeiden. Wesentlich hierfür waren Hausverträge und die Einrichtung von Familienfideikommissen.⁸

Im Jahre 1806, im Zuge der von Napoleon betriebenen Mediatisierung, verloren die Hohenloher Fürsten ihre Souveränität, wurden zu Standesherrn herabgestuft und in das neugeschaffene Königreich Württemberg bzw. Bayern eingegliedert.

Rudolf *Martin* den Fürsten als zweitreichsten Menschen in Preußen nach Bertha Krupp von Bohlen und Halbach und noch vor Kaiser Wilhelm II., siehe Volker *Stalmann*: Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen (1848–1926) – „Leben wie Lukull“. In: Alma *Hannig*, Martina *Winkelhofer-Thyri* (Hg.): Die Familie Hohenlohe. Eine europäische Dynastie. Köln, Weimar, Wien 2013, S. 355–373, hier 367.

4 Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V., <https://gottfriedbenn.de>

5 Heilbronner Stimme, 30.11.2006: Als das Schloss zur Großbaustelle wurde. Bericht über einen Vortrag von Gerhard *Taddey* vor dem Historischen Verein für Württembergisch Franken am 11.11.2006.

6 Landesarchiv Baden-Württemberg: Der Umbau des Schlosses Neuenstein zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Archivnachrichten, 45 (2012), S. 22–21.

7 *Stalmann* (wie Anm. 3), S. 24.

8 Das Fideikommiss ist ein Familienvermögen, meist Grundbesitz im Eigentum einer Familie, deren Mitglieder sich vertraglich einigen, dass dieses Vermögen in Zukunft unantastbar bleiben soll und weder verkauft noch verpfändet werden kann. In der Regel war damit die Primogenitur, die Lineal-Erbfolge und die Verpflichtung des Fideikommissbesitzers, einen ebenbürtigen Partner zu heiraten, verbunden.

Sie behielten dennoch zahlreiche Privilegien, insbesondere die Eigenschaft der Ebenbürtigkeit.

Besonders reich allerdings konnten die Fürsten Hohenlohe damals nicht gewesen sein, dazu waren ja die Erträge der kleinen Fürstentümer viel zu gering. Nicht selten starb man hochverschuldet.⁹

Fürst Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen (1746–1818), nachmals preußischer General und zeitweise Oberbefehlshaber der Truppen gegen Napoleon, war Fürst des winzigen, aber noch reichsunmittelbaren Fürstentums Hohenlohe-Ingelfingen. Dieses umfasste nicht viel mehr als ein kleines Städtchen, ein paar Dörfer und Weinberge kocherabwärts ca. 35 km von Schwäbisch Hall.¹⁰ Er war der Urgroßvater des Fürsten Christian Kraft und begründete durch seine Heirat 1782 mit der reich begüterten Gräfin Amalie von Hoym¹¹, durch die er in den Besitz der Herrschaft Slawentzitz (Ślawięcice)¹² gelangte, den Reichtum der Familie Hohenlohe-Oehringen und damit seines Urenkels Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen. Es handelte sich um ein 150 km² großes Gebiet in Schlesien in der Nähe von Kattowitz mit zahlreichen Bergwerken, in denen Kohle, später Eisen und zuletzt Zink abgebaut wurden. Durch Zukäufe wuchs der Grundbesitz kontinuierlich und wurde zu Zeiten des Urenkels, des Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, allein in Oberschlesien mit ca. 43 000 Hektar angegeben. Die Heirat soll ihm von Friedrich dem Großen empfohlen worden sein,¹³ aber vielleicht verfuhr er ja auch nur nach der Hohenloher Weisheit: „Liebe vergeht, Hektar besteht!“ Und tatsächlich, die Liebe verging und nach 18 Ehejahren und acht Geburten verließ ihn die 17 Jahre jüngere Amalie von Hoym unter Zurücklassung ihrer Kinder und des gesamten Besitzes, der auf Betreiben der Mutter von Amalie von Hoym¹⁴ zu einem Fideikommiss¹⁵ umgewandelt wurde und dadurch den Reichtum „für den Flor“ des Hauses Hohenlohe (= die Nachkommen) sicherte.

9 Volker *Stalman*: Die Erhebung in den Fürstenstand 1744/64. In: *Hannig/Winkelhofer-Thyri* (wie Anm. 3), S. 16 f., z. B. die Hofhaltung Ludwig Friedrich Karls in Öhringen oder die des Fürsten Karl Albrecht I. zu Schillingsfürst.

10 Das „Amt Ingelfingen“ wird für ca. 1700 von Hans-Joachim Seidel mit Ingelfingen, sowie Criesbach, Crispenhofen und Hermuthausen angegeben (Hans-Joachim *Seidel*: Friedrich Ludwig Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen. Ulm 2018, S. 122).

11 Hoym, Amalie Gräfin von, *1763, † 1840, Heirat 1782, geschieden 1799, verheiratet II. 1801 mit Friedrich Graf von der Osten gen. Sacken, Erbtöchter des Julius Gebhard Graf von Hoym auf Droyssig, Slawentzitz, Oppurg und der Charlotte Gräfin von Dieskau adH (aus dem Hause) Trebsen.

12 Bernhard *Muschol*: Die Herrschaft Slawentzitz/Ehrenforst in Oberschlesien. Piastisches Kammergut im Spätmittelalter, sächsischer Adelsbesitz und hohenlohische Residenz in der Neuzeit (Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Oberschlesiens, Bd. 3). Sigmaringen 1993, Kap. III: Slawentzitz unter den Fürsten Hohenlohe-Oehringen im 19. und 20. Jahrhundert, S. 64–99.

13 Gerlinde *Kraus*: Christiane von der Osten-Sacken: Eine frühkapitalistische Unternehmerin. Stuttgart 2001, S. 33, oder *Seidel* (wie Anm. 10), S. 26.

14 Fürstin Christiane Charlotte Sophie von Dieskau, *1733, † 1811, 1754 Heirat mit Gebhard von Hoym, gemeinsame Tochter Marianne Christiane Gräfin von Hoym (1763–1840), spätere Prinzessin von Hohenlohe-Ingelfingen, Heirat II: 1771 Reichsgraf (ab 1786 Fürst) Carl von der Osten-Sacken.

15 Transact von 1799, siehe hierzu *Seidel* (wie Anm. 10), S. 77 ff.



Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, ca. 1895, Foto: J. C. Schaarwaechter (1847–1904), Hofphotograph Seiner Majestät des Kaisers.

Fürst Friedrich Ludwig von Ingelfingen erbte 1805 noch von seinem kinderlos verstorbenen Onkel¹⁶ das Fürstentum Öhringen, und seine Nachkommen nannten sich dann: von Hohenlohe-Oehringen.

Beim Tode seines Vaters Hugo¹⁷, der beim Kaiser den erblichen Titel „Herzog von Ujest“¹⁸ erlangt hatte und der schon sehr erfolgreicher Industrieller gewesen

16 Ludwig Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Neuenstein-Oehringen (*1723 Öhringen, † 1805 ebd.).

17 Hugo Fürst zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest (*1816 Stuttgart, † 1897 auf Schloss Slawentzitz).

18 1837 gelangte der Ujester Halt an die Fürsten von Hohenlohe-Oehringen, die damit ihren umfangreichen Grundbesitz an der Klodnitz, der bereits Slawentzitz und Bitschin umfasste, erweiterten. 1861 wurde Fürst Hugo zu Hohenlohe-Oehringen der Titel „Herzog von Ujest“ verliehen. Das Herzogtum Ujest umfasste 1910 eine Fläche von 416 km², dazu gehörten drei Fideikomnisse (Ujest, Slawentzitz und Bitschin). Siehe auch: Heilbronner Stimme, 2.12.2018, „Reich an Wäldern“: der

war, übernahm 1897 Fürst Christian Kraft einen riesigen Besitz, den er systematisch weiter ausbaute.

Abgesehen von dem erwähnten riesigen Grundbesitz in Schlesien mit 43 000 ha verfügte der Fürst noch über Grundbesitz in Sachsen mit 1 760 ha, die Fürstentümer Öhringen und Ingelfingen in Württemberg mit 4 500 ha, 27 000 ha Wald in der Slowakei und Ungarn. Der Grundbesitz des Fürsten umfasste insgesamt 733 km², und er besaß Mühlen, Sägewerke, Brennereien, Ziegeleien, Brauereien, eine Porzellanfabrik und ein Elektrizitätswerk und vieles mehr.¹⁹

Zu seinem Besitz gehörten auch Zink- und Kohlebergwerke, die Hohenlohe-Werke, die er erfolgreich in eine Aktiengesellschaft umwandelte. Seinen Aktienbesitz verkaufte er für 44.000.000 Goldmark und eine ewige, vererbliche Rente von jährlich 3.000.000 Mark, die er einige Jahre später durch Barzahlung von 32.000.000 Mark ablösen ließ, um damit wieder Hauptaktionär der Hohenlohe-Werke zu werden. Er wurde in dieser Zeit als zweitreichster Deutscher nach Krupp und noch vor Kaiser Wilhelm II. genannt.

Wirtschaftlich im Bereich des Bergbaus überaus erfolgreich, verlor Fürst Kraft bei vielen anderen Unternehmungen jedoch sehr viel Geld:

Mit seiner Abfindung von 44.000.000 Goldmark gründete er zusammen mit seinem Vetter Max Hugo II. zu Fürstenberg²⁰ 1908 die Handelsvereinigung AG, eine Holdinggesellschaft, in die die Fürsten Hohenlohe-Oehringen und Fürstenberg ihren Aktienbesitz verschiedener Firmen einbrachten. Die Aktivitäten dieser Handelsvereinigung waren vielfältig und uneinheitlich, es handelte sich um eine kaum überschaubare Zahl verschiedener Unternehmungen, die ineinander verschlungen und undurchschaubar verschachtelt waren.

Diese Unternehmungen erhielten im Volksmund den Namen „Fürstentrust“. Schon 1909 soll der Trust vor der Pleite gestanden haben, 1914 wurde er drei Monate vor Ausbruch des Weltkrieges endgültig liquidiert.²¹

Den Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen und Max Egon II. zu Fürstenberg²² hatte das wirtschaftliche Geschick und die unternehmerische

Grundbesitz des Fürstenhauses Hohenlohe-Oehringen umfasste noch Mitte der 1930er Jahre knapp 733 km², nämlich 40 000 Hektar in Schlesien (heute Polen), 15 000 Hektar in der Hohen Tatra (Slowakei), 12 000 Hektar in Ungarn, 1760 Hektar in Oppurg (Thüringen) und 4500 Hektar in Hohenlohe.

19 *Stalman* (wie Anm. 9), S. 367.

20 https://www.heraldik-wiki.de/wiki/Max_Egon_II._zu_Fürstenberg: Maximilian Egon II. zu Fürstenberg (Maximilian Egon II. Christian Karl Aloys Emil Leo Richard Anton Fürst zu Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Graf zu Heiligenberg und Werdenberg, *13. Oktober 1863 in Lana, Böhmen; †11. August 1941 auf Schloss Heiligenberg am Bodensee) war ein österreichischer bzw. deutscher hochadeliger Großgrundbesitzer und Politiker sowie enger Vertrauter Kaiser Wilhelms II.

21 Die unübersichtlichen und wechselnden Besitzverhältnisse während der Zeit der „Handelsvereinigung“ sind z. B. bei *Bommarius* (wie Anm. 3), S. 93–115, ausführlich, dagegen knapper bei *Stalman* (wie Anm. 3), S. 363–369, dargestellt.

22 Heinrich Fürst zu *Fürstenberg* und Andreas *Wilts* (Hg.): Max Egon II. zu Fürstenberg. Ostfildern 2019, S. 372.

Fortune gefehlt, und sie hatten auf falsche Berater vertraut. Zwar bewegte ihr Fürstentrust jahrelang bis zu dreistellige Millionenbeträge, für die damalige Zeit unvorstellbar hohe Summen, die heute Milliarden Euro entsprechen. Doch am Ende blieben 1914 nur rund 110.000.000 Mark Schulden übrig.

Auf Intervention Kaiser Wilhelms II. übernahm die Deutsche Bank die Handelsvereinigung. Fürst Max Hugo II. zu Fürstenberg war seit seiner Studentenzeit in der studentischen Verbindung „Borussia“ mit Kaiser Wilhelm eng befreundet und sollte wohl vor dem Schlimmsten bewahrt werden.²³

Fürst Christian Kraft soll 90.000.000 Mark verloren haben. Die Verluste Max Egons II. werden auf 30.000.000 Goldmark geschätzt. Trotz der verwandtschaftlichen Bande der Cousins kam es zu gerichtlichen Auseinandersetzungen und zuletzt zu einem Vergleich.²⁴

Fürst Kraft geriet vorübergehend in eine finanzielle Krise. Er musste Jagdpersonal entlassen und versuchte, Wertpapiere heimlich ins Ausland zu schaffen.²⁵ Vor allem auf Grund seines immensen, nicht antastbaren Grundbesitzes blieb er aber wohlhabend, obwohl nach dem Ersten Weltkrieg Oberschlesien geteilt wurde und sich die Hohenlohe-Werke auf polnischem Boden wiederfanden. Im deutschen Teil bestand die Oehringen Bergbau AG weiter. Die (Hyper-)Inflation nach dem Weltkrieg aber führte dazu, dass die riesigen Schulden des Fürsten in sich selbst zerrannen.²⁶

Doch Fürst Kraft war nicht nur sehr reich, er war auch Träger zahlreicher Titel und Ämter. Besonders erwähnenswert erscheint, dass Fürst Kraft sowohl in Württemberg Standesherr in der Ersten Kammer als auch in Preußen Mitglied des Herrenhauses war, was sich natürlich aus dem feudalen Grundbesitz sowohl im Königreich Württemberg als auch im Königreich Preußen ergibt.²⁷

Er war offenbar ein „moderner“ Mensch und z. B. Gründungsmitglied und später Vizepräsident des Deutschen Automobilclubs.²⁸ Im Weltkrieg war er Delegierter des Roten Kreuzes und versuchte, Friedensgespräche in der Schweiz zu führen, die aber von der Deutschen Generalität hintertrieben wurden.²⁹

23 *Bommarius* (wie Anm. 3), S. 97.

24 *Ebd.*

25 *Stalman* (wie Anm. 3), S. 366, zitiert hier das Tagebuch der „namhaften Salonière“ Hildegard Freifrau von Spitzemberg vom 14. Dezember 1913, S. 565.

26 *Bommarius* (wie Anm. 3), S. 121: „Die gesamten inneren Kriegsschulden des Reiches von 154 Milliarden Mark entsprachen 1923 noch einer Kaufkraft von 15,4 Pfennigen“. Dort S. 141, Anm. 7 erwähnt: Richard *Chrambach*: Denkschrift. *Die wirtschaftlichen Zusammenhänge und die finanzielle Entwicklung des Haus-Vermögens Hohenlohe-Oehringen in den Jahren 1932–1937*.

27 Der Vetter Fürst Krafts, Max Hugo II. zu Fürstenberg, war Mitglied im österreichischen und preußischen Herrenhaus sowie Mitglied der ersten Kammern im Königreich Württemberg und im Großherzogtum Baden, siehe auch Anm. 20.

28 Christian Kraft Fürst zu Hohenlohe-Oehringen war „Präsident-Stellvertreter“ und somit Vizepräsident des damaligen DAC (Deutscher Automobil-Club), der sich ab Ende des Jahres 1905 „Kaiserlicher Automobil-Club“ nennen durfte (Gustav *Braunbeck*: *Braunbeck's Sport-Lexikon: Automobilismus, Motorbootwesen, Luftschiffahrt*. Berlin 1910, S. 141).

29 Ruth *Stummann-Bowert*: „Es leuchtet meine Liebe“. A. v. Nathusius (1874–1926). Würzburg

Benns Gedicht „Fürst Krafft“

Im Herbst 1926 wurde das Gedicht „Fürst Krafft“ veröffentlicht.³⁰ Zu diesem Zeitpunkt, so schreibt der bekannte Biograf Benns Werner Rübe, *muß es um Benn „schlimm gestanden haben“*.³¹ Gemeint ist die wirtschaftliche Lage, denn nach Rückgang der Geschlechtskrankheiten z.B. durch Einführung von FROMMS ACT³² oder des Salvarsans fiel es Benn immer schwerer, als Arzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Gottfried Benn lavierte bis in die dreißiger Jahre am Rande des finanziellen Ruins.³³ Es ist auffallend, dass im Berliner Adressbuch von 1926 nicht seine Praxisadresse Belle-Alliance-Straße, sondern seine damalige Privatadresse bzw. Zweitwohnung Passauerstraße aufgeführt ist. Wollte er vielleicht gar keine Patienten haben? Darauf gibt es verschiedene Hinweise, schließlich hielt er nur zwei Stunden Sprechstunde täglich.³⁴ Gottfried Benn suchte materielle Sicherung und Unterschlupf in einer beamteten Stelle als Amtsarzt, zu einer Einstellung kam es aber nicht: *Kein Bedarf. Papiere anbei zurück*.³⁵ Er war verärgert und gekränkt.³⁶



Gottfried Benn, 1924, Foto: F. Pemfert³⁷

2011, S. 141 ff. Hier wird auch der Nachruf auf den Fürsten Kraft (in: Der Hohenloher Bote, 20.5.1926) erwähnt, in dem die Friedensbemühungen des Verstorbenen gewürdigt werden.

30 *Simplicissimus*, 12/1926, Jg. 31, Heft 38, S. 502. Nach Dieter *Liewerscheidt*: Gottfried Benns Lyrik. München 1980. S. 34, hat Benn „diese renommierte Münchener Wochenzeitschrift sonst nie beliefert“.

31 Werner *Rübe*: *Provoziertes Leben. Gottfried Benn*. Stuttgart 1993, S. 270.

32 Götz *Aly*, Michael *Sontheimer*: *Fromms – Wie der jüdische Kondomfabrikant Julius F. unter die deutschen Räuber fiel*. Frankfurt 2007.

33 *Rübe* (wie Anm. 31), S. 241, 287.

34 Ebd.

35 Ebd., S.327.

36 Joachim *Dyck*: *Der Zeitzeuge Kontroversen Benn's Rückzug*. Göttingen 2006, S. 168.

37 Mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

Er haderte mit seiner Existenz als Dichter und teilte in der Zeitschrift „Weltbühne“ ca. im Juni 1926 mit, *dass er in den letzten 15 Jahren gerade mal 975 RM = 4.75 Mark pro Monat verdient habe.*³⁸

Benns Gedicht „Fürst Krafft“ – Spiegel der wirtschaftlichen Situation des Dichters?

Ist das Gedicht *Fürst Krafft* in Zusammenhang mit der in den zwanziger Jahren nachgewiesenen schwierigen finanziellen Situation Gottfried Benns entstanden? Der legendäre Reichtum des Fürsten könnte den damals verarmten Dr. Gottfried Benn betroffen gemacht und zu dem Gedicht angeregt haben. Ob dies tatsächlich die auslösende Motivation zur Schaffung des Gedichtes war, muss in Anbetracht der ungenügenden Quellenlage offenbleiben.

Es erschiene nachfühlbar, wenn er seine Unzufriedenheit mit der Situation durch ein satirisches Gedicht ausgedrückt hätte: Das wäre dann die Rache des Dichters gewesen! Zu wenig, meinten einige Kritiker,³⁹ er habe ja nur einen Finanzaristokraten durch den Kakao gezogen und hätte das ganze Gesellschaftssystem kritisieren müssen.

Benns Position zur wünschenswerten Gesellschaftsform ist schwierig zu beschreiben. Jürgen Schröder schreibt dazu: *Konkrete Pariaerfahrung und aristokratisches Elitebewußtsein liegen bei Benn hart und umschlagbereit beieinander. So verfolgt der proletarisierte Dichter-Arzt Benn in den letzten Weimarer Jahren eine krass antikapitalistische, der aristokratische Arzt-Dichter Benn eine krass antidemokratische Tendenz.*⁴⁰ Den Freunden und Feinden fiel es deshalb recht schwer, ihn ›rechts‹ oder ›links‹ einzuordnen.⁴¹

Möglicherweise hatte er auch ein Problem mit der Adelswelt. Einer von Benns vielen Biographen, Wolfgang Emmrich,⁴² beschreibt das ärmliche Elternhaus, das in Kontrast gestanden habe zu dem häufigen Umgang Benns mit den Kindern des Patronatsherren Graf Finck von Finckenstein, der sozusagen der Chef von Benns Vater, dem Pfarrer Gustav Benn, war. Er besaß ein Rittergut in Trossin, in der Nähe des Ortes Sellin, in dem Benn gleichermaßen mit Landarbeiterkindern wie auch mit Söhnen des ostelbischen Adels aufwuchs. Diese Junkersöhne erwartete am Ende des 19. Jahrhunderts zweifellos eine künftige bedeutende

38 Summa Summarum GW IV, S. 15, autobiographischer Text von Benn, zitiert nach Gunnar Dekker: Gottfried Benn, Genie und Barbar. Berlin 2006, S. 122.

39 Siehe hierzu *Liewerscheidt* (wie Anm. 31), S. 37 f.

40 Marcus Hahn: Gottfried Benn und das Wissen der Moderne: 1905–1932. Göttingen 2011, S. 738. Benn schreibt in einem Brief an Thea Sternheim aus der Sicht eines Angehörigen der freien Berufe: *der Staat muß zertrümmert werden.*

41 Jürgen Schröder: Gottfried Benn. Poesie und Sozialisation (Sprache und Literatur 103). Stuttgart 1978, S. 84.

42 Wolfgang Emmrich: Gottfried Benn. Reinbek 2006, S. 20–23.

Karriere, die Benn nicht ohne weiteres offenstand. Jürgen Schröder spricht von einer immer wiederkehrenden „frühen sozialpolitischen Doppelsituation“.⁴³ Er, der Sohn einer armen Pfarrersfamilie, besuchte mit Heinrich Graf von Finckelstein ein humanistisches Gymnasium in Frankfurt an der Oder. Viele Jahre später schreibt Benn über die Finckelsteins: *Seit 1945 nichts mehr von ihnen gehört; hausen jetzt in Friesland alle zusammen als Förster, Bauern, Tischler, Gutsbesitzer. Lesen keine Zeitung und kein Buch (taten sie noch nie), hören kein Radio, rauchen nicht, trinken nicht, klucken zusammen und erzählen Familiengeschichten. Halten sich immer noch für den letzten Hochadel und eine Zukunft ohne Preußen ist für sie undenkbar.*⁴⁴

Das Gedicht „Fürst Krafft“ wurde von Benn in der Münchener satirischen Wochenschrift „Simplicissimus“ veröffentlicht, die er nach Dieter Liewerscheidt *sonst nie belieferte, was schon auf den satirischen Charakter des Gedichts hindeute.*⁴⁵ Paul Hindemith hat es 1930 vertont: als 12-stimmiger Männerchor wird das Gedicht eindeutig hörbar als Satire musikalisch dargeboten.⁴⁶

Fürst Krafft ist – liest man – gestorben.

Latifundien weit,

ererbte hat er erworben,

eine Nachruppersönlichkeit:

„übte unerschrocken Kontrolle,

ob jeder rechtens tat,

Aktiengesellschaft Wolle,

Aufsichtsrat.

Gleich zu Anfang des Gedichts fällt die Schreibweise des Gedichttitels auf. Warum Benn die Schreibweise „Fürst Krafft“ mit zwei f wählte, bleibt unklar. Ich gehe davon aus, dass mit diesem früher häufiger gebrauchten Namen eine geschichtlich rückwärts gerichtete, eigentlich leere Legitimierung der Person des Fürsten vom Dichter unterstellt wird. Fürst Kraft selbst hat übrigens nur mit einem „f“ unterschrieben.⁴⁷ In der 1956 erschienenen Erstausgabe der gesammelten Gedichte wurde „Fürst Kraft“ mit einem f geschrieben.⁴⁸ Das wird der Grund dafür sein, dass bei den meist nur beiläufigen Erwähnungen des Gedichts in der Literatur die korrekte Schreibweise mit zwei f nur ausnahmsweise erfolgt,⁴⁹

43 Schröder (wie Anm. 41), S. 21.

44 Hernach. Gottfried Benns Briefe an Ursula Ziebarth. Mit Nachschriften zu diesen Briefen von Ursula Ziebarth und einem Kommentar von Jochen Meyer. Göttingen 2001, 26.10.54, zweiter Brief des Tages, S. 130.

45 Liewerscheidt (wie Anm. 31).

46 CD 2000 WERGO 6642 2 Edition Paul Hindemith Schott Music & Media–siehe auch die CD 2009 der Universal Musik GmbH mit der Wiederveröffentlichung der Philips Mono B 47 059 LP von 1960 Lyrik und jazz Sprecher: Gert Westphal, Musik Dave Brubeck: Ol’Man River.

47 Privat-Korrespondenz des Fürsten, einsehbar im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein.

48 Gottfried Benn: Gesammelte Gedichte. Wiesbaden/Zürich 1956, S. 123.

49 Z. B. Liewerscheidt (wie Anm. 31), S. 34; Gunnar Decker: Gottfried Benn – Genie und Barbar. Berlin 2006, S. 184; Pierre Garnier: Gottfried Benn. Poèmes. Paris 1972 (1988), darin: Prince Kraft,

die Original-Veröffentlichung im „Simplicissimus“ war damals wohl schwer erhältlich. So hat denn einer von dem anderen (falsch) abgeschrieben.

Die Kennzeichnung des Fürsten als „Nachrufpersönlichkeit“, eine Benn-spezifische neologistische Wortschöpfung, ist nur ironisch zu verstehen. Eine Person von ihrem Nachruf her zu definieren, ist schon eine sehr gekonnte Abwertung.

Der Anklang an Goethes „Faust“: „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen“,⁵⁰ kann nur satirisch gemeint sein, denn soviel Ererbtes, wie Fürst Kraft erbte, kann man gar nicht selbst erwerben.

„Wolle“ reimt sich auf „Kontrolle“, aber dass der Fürst mit Wolle zu tun gehabt hätte, ist nicht bekannt.

So starb er in den Sielen

Doch wandt' er in Stunden der Ruh

Höchsten sportlichen Zielen

Sein Interesse zu;

immer wird man ihn nennen,

den delikaten Greis,

Schöpfer des Stutenrennen:

Kiscazonypreis.

So starb er in den Sielen ist eine etwas aus der Mode gekommene Redensart, die das Sterben während der Arbeit beschreibt, übernommen von Zugtieren, die, noch angeschirrt, tot zusammenbrechen. Eine übertriebene Formulierung für einen wohlversorgten Reichen, der wohl im Bett starb.

Ein „delikater“ Greis ist, wenn man so will, ein „auserlesener“ alter Mann, aber die Kombination beider Begriffe kann wohl kaum spöttischer und unpassender sein.

Stutenrennen gibt es tatsächlich gar nicht selten, aber „Kiscazonypreis“ ist wohl ein Phantasiewort, es fand sich kein Ort und auch kein Pferderennen dieses Namens. Das Wort „Kiscazony“ erinnert am ehesten an das ungarische Wort *Kisassony* = Mädchen/Fräulein. (Kis = klein, asszony = Frau). Der Autor Lucas Bärfuss hält das Wort „Kiscazonypreis“ für eine „schlichte Klangeinheit“ ohne Informationsgehalt.⁵¹ Dies kann man sicher auch anders sehen, z. B. könnten die Begriffe delikater Greis, Stutenrennen und Kiscazonypreis auch als sexuelle Anspielungen verstanden werden, als Jagd eines lüsternen Greises auf Frauen und Mädchen.⁵²

S. 126; Holger Hof: Benn. Sein Leben in Bildern und Texten. Stuttgart 2016, S. 93, 265, 290 f., *Bommarius* (wie Anm. 3), S. 125, Joachim Dyck: Gottfried Benn. Einführung. Berlin und New York 2009, S. 61.

50 Goethe Faust. Der Tragödie erster Teil. Nacht, Faust mit sich allein. Tübingen 1808, S. 50.

51 Lukas Bärfuss: Die Dinge beim Namen nennen. Zu Gottfried Benns Rönne-Komplex, in: Thomas Hettche (Hg.): *Emphatische Lektüren*. Gottfried Benn: „Gehirne. Novellen“. Berlin 2020, S. 4.

52 Diese Interpretation verdanke ich Herrn Wolfgang Paul, Darmstadt.

*Und niemals müde zu reisen
Genug ist nicht genug!
Oft hörte man ihn preisen
Den Rast-ich-so-rost-ich-Zug,
er stieg mit festen Schritten
in seinen sleeping car
und schon war er inmitten
von Rom und Sansibar.*

Den im Gedicht erwähnten Sleepingcar,⁵³ also einen Salonwagen, der an Schnellzüge gekoppelt werden konnte und damit hohe Mobilität unter Beibehaltung höchsten Luxus garantierte, besaß Fürst Kraft ebenso wie sein Vetter Max Hugo II. von Fürstenberg, mit dem er ja den „Fürstentrust“ gegründet hatte. Sie wurden jeweils individuell gefertigt, waren sehr luxuriös und dementsprechend teuer.

Ob der Fürst auch einmal selbst Jagdurlaub auf Sansibar machte? Wohl eher nicht, es ist nach meiner Meinung ein typisches Stilmittel Benns, das Banale durch exotische Begriffe aufzuwerten und interessant zu machen. Immerhin wurde ihm ein Bericht über eine Reise nach Sansibar gewidmet,⁵⁴ was wohl auch damit zusammenhing, dass er mit dem Autor eine Kaffeeplantage in der Kolonie Deutsch-Ostafrika gegründet hatte.⁵⁵ Er gehörte ja auch dem Aufsichtsrat der Deutschen Kolonialgesellschaft an.

*So schuf er für das Ganze
Und hat noch hochbetagt
Im Bergrevier der Tatra
Die flinke Gemse gejagt.
Drum ruft ihm über die Bahre
Neben der Industrie
Alles Schöne, Gute, Wahre
Ein letztes Halali.*

Dass Fürst Kraft mit den im Gedicht vorher geschilderten Tätigkeiten tatsächlich für das „Ganze“ tätig wurde, wird im Gedicht behauptet und damit ironisch hinterfragt. Dass ein hochbetagter Greis in seinem Bergrevier der Tatra (Javorina) Gemsen gejagt haben soll, wirkt eher komisch.

Wie auch mit der Erwähnung des „letzten Halali“ werden in dem Gedicht tatsächliche Sachverhalte aus dem Leben des Verstorbenen angesprochen, aber in ironisch überzogener Darstellung geschildert.

53 Heinrich Fürst zu Fürstenberg und Andreas Wilts (Hg.): Max Egon II. zu Fürstenberg – Fürst, Soldat, Mäzen. Ostfildern 2019, S. 380–381, siehe auch *Brommarius* (wie Anm. 3), S. 101.

54 Dr. Max Schoeller: Mitteilungen über meine Reise nach Äquatorial-Ost-Afrika. Bd. I, in dankbarster Verehrung gewidmet seiner Durchlaucht dem Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen. Berlin 1901.

55 *Brommarius* (wie Anm. 3), S. 27.

Das Gedicht „Fürst Krafft“ kann als eine meisterhafte Parodie und Verkehrung eines rühmenden Nachrufs bezeichnet werden.⁵⁶ Es ist eine ironisch verbrämte Anprangerung gesellschaftlicher Missstände: hier Leben am Rande bürgerlicher Existenzmöglichkeiten, wie es Benn erleben musste, dort Leben in übersteigertem Luxus, und es ist in Ironie und Satire verpackte Kritik an einer Person und deren Gesellschaftsklasse, dem allerhöchsten Adel, der ja schon im Begriff war, seine gesellschaftliche Bedeutung zu verlieren, es ist aber keine allgemeine Kritik am gesellschaftlichen System des Kapitalismus. Benn war eben, wie oben schon gesagt, kein linker Weltverbesserer und Fürst Kraft übrigens kein Antidemokrat: Er unterzeichnete noch wenige Monate vor seinem Tod einen „Aufruf an den Deutschen Adel“, in dem für die Weimarer Republik geworben wurde.⁵⁷ Benn ist oft als „Zyniker“ bezeichnet worden und sein Gedicht „Fürst Krafft“ kann man als zynisch bezeichnen. Auch ihm wird der lateinische Spruch „De mortuis nil nisi bene“⁵⁸ geläufig gewesen sein. Benn hat sich mit dem Gedicht über diese seit der Antike geltende gesellschaftliche Regel hinweggesetzt, aber er hat damit auch Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen ein Denkmal gesetzt.

Woher aber hatte Benn seine Informationen über Fürst Kraft?

Fürst Kraft war Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Prominenter, der als Chef eines hochadeligen Fürstenhauses, als Rennstallbesitzer, als erfolgreicher Jäger, Großgrundbesitzer, Unternehmer und Politiker und gescheiterter Finanzspekulant sehr häufig in der Presse erwähnt wurde und damals in der breiten Öffentlichkeit bekannt war. Allein in der Suchmaschine der Österreichischen Nationalbibliothek erhielt ich für den Begriff „Hohenlohe-Oehringen“ in den Jahren 1897 bis 1926 1389 Nennungen, meist in Sportzeitungen.⁵⁹ Benn konnte somit auch ein Interesse für sein Gedicht voraussetzen.

Fürst Kraft nahm mit seinen Pferden Lumpert, Zufall, Maudi II etc. etc. an vielen Rennen teil⁶⁰, nur über das Stutenrennen „Kiscazony-Preis“ ist nichts bekannt. Sein Ruf als erfolgreicher Rennstallbesitzer war so eindrucklich, dass sich die Wiener Sportzeitung „Die Stunde“ bei der Mitteilung des Todes des Fürsten nicht scheute, lapidar darauf hinzuweisen: „Sein bestes Pferd war Icy Wind!“⁶¹ Fast noch engagierter als im Pferdesport war Fürst Kraft bei der Jagd.

56 *Liewerscheidt* (wie Anm. 31), S. 36 ff.

57 Frhr. Rochus von Albrecht Kreuzwendedich *Rheinbaben* 1926 in: Stephan *Malinowski*: Vom König zum Führer. Exkurs: Renegaten – adelige Republikaner „Aufruf an den deutschen Adel“. Frankfurt am Main 2004, S. 450–475, hier S. 467.

58 De mortuis nil nisi bene [dicendum (est)] „Von Verstorbenen [(ist)] nur in guter Weise [(zu) sprechen]“ – Lateinische Übersetzung einer gleichbedeutenden, ursprünglich Chilon von Sparta zugeschriebenen griechischen Wendung: „Τὸν τεθνηκότα μὴ κακολογεῖν, γῆρας τιμᾶν“ (Ton tethnēkota mē kakologein, gēras tīmān.).

59 <http://anno.onb.ac.at/anno-suche#searchMode=simple&from=1>

60 Allgemeine Sportzeitung, Wien, Heft 34, 31. Mai 1923, S. 246.

61 Die Stunde, Wien, Nr.955, 16. Mai.1926, S. 10.

Hier feierte er „sportliche Erfolge“ und die Zeitschrift „Sport und Salon“ teilt mit, dass Fürst Kraft am 8. September 1908 den „Hirsch des Jahrhunderts“, einen 379 kg schweren 16-Ender in seinem mit 15 000 ha sehr großen Jagdrevier Javorina am Südhang der Hohen Tatra⁶², dem kleinsten Hochgebirge der Welt (Tatranská Javorina), geschossen hatte.

In Javorina (dt.: Uhrngarten), zum Nationalpark der Slowakei umgewandelt, steht heute noch die vom evangelischen Fürsten Kraft gestiftete katholische St. Annakirche und sein hölzernes Jagdschloss. Es wird berichtet, dass er versuchte, sein Jagdrevier in der Hohen Tatra durch Einfuhr von Wisenten aus Polen, Steinböcken vom Sinai und Hirschen aus dem Kaukasus aufzufrischen.⁶³ Er legte auch Wildgehege an und war beliebter Arbeitgeber für Jäger, Wildhüter, Forstarbeiter und wurde „König der Karpaten“⁶⁴ genannt.

In Ungarn bei Somogyzob, ca. 100 km südlich des Plattensees, hatte er ebenfalls ein riesiges Jagdrevier von 12 000 ha gekauft. Das von ihm erbaute Holzjagdschloss aus Lärche in Kaszo brannte 1927 bis auf den Wasserturm ab. Bis heute wirbt ein Hotel dort mit dem „jagdbegeisterten Herzog von Hohenlohe“, der darin hochkarätige Gäste empfangen habe.⁶⁵

Fürst Kraft wurde zwar in Öhringen 1848 geboren, aber das war gerade das Jahr, in dem die Familie Hohenlohe-Oehringen Ihren Haushalt endgültig nach Schlesien, nach Slawentzitz in der Nähe von Kattowitz, verlegte.⁶⁶

So wuchs er dort als Erstgeborener im Schloss Slawentzitz im Kreis seiner acht Geschwister auf. Er wurde, wie beim Adel üblich, von Hauslehrern erzogen und studierte dann vier Semester Jura in Bonn, ohne eine Prüfung abzulegen, wie es damals für Adelige (noch) üblich war und trat dann die militärische Karriere der Adelligen an, wo er es bis zum Generalmajor á la suite brachte.⁶⁷

Es wird berichtet, dass er während der militärischen Ausbildung durch seine sparsame, nüchterne Lebensweise und sein Interesse für Dichtung und Natur aufgefallen sei. Am Hofe Kaiser Wilhelms wurde er zum Oberstkämmerer ernannt und stand damit einige Jahre in der Hierarchie ganz weit oben. In Slawentzitz hatte er seine Residenz, seine Domänenverwaltung und eine Jagd-

62 Sport und Salon, Wien, 7. November 1908, S. 15. Über die „sportlichen“ Erfolge des Fürsten wurde in allen Zeitungen häufig berichtet, siehe auch: Anno-Suche der Österreichischen Nationalbibliothek <https://anno.onb.ac.at/anno-cgi-content/anno?datum=19081107&zoom=33>.

63 *Stalman* (wie Anm. 3), S. 362.

64 Hierzu der ausführliche Nachruf von *Hefty* und *Guhr* (Karpathen-Verein), in dem, abgesehen von einem Lebenslauf des Fürsten, die Verhältnisse im Jagdrevier Javorina und die Umstände bei seiner Beerdigung berichtet werden. In Ruth *Stumman-Bowert*: „Es leuchtet meine Liebe“, S. 286–289, siehe auch den ausführlichen Wikipädia-Artikel über den Karpathenverein.

65 Blaser Safari Büro Deutschland | Germany: Ziegelstadel 1 D-88316 Isny DE +49 (0) 7562 9145414

66 Der Hohenloher Bote vom 20.5.1926 Zum Gedächtnis an Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen: „Die Verlegung der Fürstl. Hofhaltung von Öhringen nach Slawentzitz erfolgte infolge der politischen Wirren“ [nämlich der Vormärzrevolution von 1848/49].

67 *Stalman* (wie Anm. 3), S. 358 ff.

möglichkeit in den benachbarten Wäldern und einen eigenen Wildpark. Hier in der Nähe befanden sich die ihm gehörigen Bergwerke und Fabriken.

Der nur neun Kilometer vom Schloss entfernte Bahnhof Kosel⁶⁸ war ein Eisenbahnknotenpunkt zwischen Warschau-Krakau-Wien und Breslau und sicherte ihm eine hohe Mobilität, eventuell mit seinem „sleeping car“.

So war er oft in Berlin oder in seinen bevorzugten Jagdrevieren Javorina am Südhang der Hohen Tatra oder in Somozgyzob ca. 100 km südlich des Platten-sees.

Trotz der Entfernung hielt er aber auch den Kontakt zur Heimat der Familie: So wird z. B. über einen einstündigen Besuch 1910 in Öhringen berichtet, als Fürst Kraft im Automobil vorfuhr, die Straßen beflaggt waren und die am Straßenrand wartende festlich gekleidete Bevölkerung ihm zujubelte.⁶⁹

Es ist auch verbürgt, dass in Slawentzitz, im Gasthaus „Hotel Stadt Öhringen“ der hiesige, in der Gegend um Öhringen gelesene, beliebte „Verrenberger und Heuholzer Wein“ ausgeschenkt wurde.⁷⁰ Auch auf diese Weise wurde Kontakt gehalten. Das Weingut in Verrenberg betreibt die Familie Hohenlohe seit 1253 jetzt in der 27. Generation.⁷¹

In Berlin besaß der Fürst eine Villa im Grunewald, wie man aus dem Adressbuch von Berlin 1910 sehen kann: Der Fürst wohnte in der Humboldtstr. 20, diese Villa wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört, das Nachbarhaus, Humboldtstr. 22, in dem die Gräfin O. v. Lubraniec-Damska wohnte, ist heute eine schön renovierte Jugendstilvilla.

Bei der Gräfin O. v. Lubraniec-Damska handelte es sich um die langjährige Geliebte des Fürsten, Otilie bzw. Elise, geb. Brauns (1868–1922). Die bürgerlich Geborene hatte auf Geheiß des Fürsten den angeblich buckligen polnischen Grafen Damski geheiratet, der sich nach der Heirat bald wieder scheiden lassen und verschwinden musste. Sie behielt den Titel Gräfin, war aber dadurch auch nicht ebenbürtig.⁷²

Hätte der Fürst sie geheiratet, hätte er die damaligen Hausgesetze⁷³ des Hauses Hohenlohe verletzt und Titel, Würden und Reichtum verloren, denn der Fideikommissbesitz war mit dem Zwang zur ebenbürtigen Ehe verbunden. Er bevorzugte eine für die damalige Zeit eher ungewöhnliche Lösung: Er lebte mit ihr auf Dauer in wilder Ehe. Sie war 20 Jahre jünger und starb vier Jahre vor ihm. Fürst Kraft hatte – soweit bekannt – weder legitime noch illegitime Nachkommen. In einem Nachruf wird erwähnt: „die alte Freundin Elise zu heiraten,

68 Google-maps gibt an: Route Kandrzin-Cosel-Slavieciene: 8,9 km.

69 Hohenloher Bote, 2.6.1910, zitiert nach Hartmut *Weber*: Hohenlohe wird württembergisch. In: Otto *Bauschert* (Hg.): Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 21: Hohenlohe. Stuttgart 1993, S. 55–60, hier S. 60.

70 *Muschol* (wie Anm. 12), S. 193–207, hier S. 202, siehe auch Abb. 75.

71 FOCUS Magazin | Nr. 31 (2019), 27.07.2019.

72 *Stalman* (wie Anm. 3), S. 358 ff.

73 Hausgesetz für das Gesamthaus Hohenlohe. Straßburg 1910.

verbot ihm sein Grandseigneurium, doch hing er mit Liebe und Treue an ihr und trug sie auf Händen.“⁷⁴

In dem erwähnten Nachruf wird auch die damals bekannte Schriftstellerin Annemarie von Nathusius (1874–1926) erwähnt. Es handelt sich um eine sehr emanzipierte Frau, die z. B. voreheliche Beziehungen nicht als Privileg des Mannes ansah und mit dieser öffentlich bekundeten Meinung einen Skandal auslöste.⁷⁵ Fürst Christian Kraft unterstützte von Nathusius zwei Jahrzehnte als Mäzen bis zu seinem Tod 1926, und so konnte sich die verarmte junge Schriftstellerin ein Haus im Grunewald und einen Mercedes leisten.⁷⁶ Ob über das Mäzenatentum hinaus, das auch in der Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis des Fürsten fortgesetzt wurde, noch eine andere Beziehung bestand, ist nicht bekannt.⁵⁴ Sie kämpfte mit ihren Romanen gegen die preußische Adelsgesellschaft⁷⁷ und äußerte in ihrem Nachruf auf Fürst Kraft, dieser habe ihr „anarcho-aristokratisches“ Wesen geteilt und habe „sozusagen“ selbst revoltiert.⁷⁸ Möglicherweise ist diese zunächst merkwürdig scheinende Aussage nicht ganz falsch, denn Fürst Kraft hatte ja, wie oben angeführt, wenige Monate vor seinem Tod einen „Aufruf an den Deutschen Adel“⁷⁹ unterzeichnet, in dem für die Weimarer Republik geworben wurde.

Nach Annemarie von Nathusius⁸⁰ soll Fürst Kraft ein feinsinniger Dichter und hervorragender Übersetzer aus dem Ungarischen gewesen sein.

Wegen ihres Diabetes mellitus, der damals kaum behandelbar war, konnte sie ihren Plan, einen Roman über den Fürsten mit dem Titel „Der letzte Grandseigneur“ zu schreiben, nicht mehr durchführen, sie starb wenige Monate später. Vorher versuchte sie noch finanzielle Unterstützung von den Erben des Fürsten (also der Familie Hohenlohe) zu erreichen, was ihr auch in geringem Maß gelang.⁸¹

74 Neues Wiener Journal 11704 vom 23.6.1926, S. 8, Kurt von Reibnitz: „Der letzte Grandseigneur“.

75 Ruth *Stummann-Bowert*: „Es leuchtet meine Liebe“. Annemarie von Nathusius (1874–1926). Eine adlige Rebellin. Biographie und Werk. Würzburg 2013, S.123 -126.

76 Ebd. S. 113, S. 116.

77 Der stolze Lumpenkram. Berlin 1910.

78 Berliner Tageblatt, 19.7.1926, A.v. Nathusius: In memoriam Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen.

79 „An den deutschen Adel“ von *Rheinbaben* (wie Anm. 57), S. 467.

80 Annemarie (eigentlich: Anna Maria Luise) von *Nathusius* wurde am 28.8.1874 auf dem väterlichen Rittergut in Ludom (bei Posen) geboren. Sie schrieb Romane, Erzählungen und Novellen, die satirisch das Leben des preußischen Landadels illustrierten. Annemarie von *Nathusius* unterstützte den Schriftsteller Paul Ilg während seiner Zeit (ab 1904) in Berlin. Sie war mit dem Maler Thomas von Nathusius verheiratet und lebte in Berlin. Sie starb dort am 17.10.1926. Quelle: Nathusius'sche Familien Webseite https://de.wikipedia.org/wiki/Annemarie_von_Nathusius.

81 Zwei Tage vor ihrem Tode erhielt sie noch 3 000 RM, siehe *Stummann-Bowert* (wie Anm. 75), S. 209.

Über Krankheit und Todesursache des Fürsten ist nichts Genaues bekannt.⁸² Er verbrachte seine letzten Tage in Somozy in seinem geliebten Jagdrevier in Ungarn und wurde dann nach seinem im Testament festgelegten Wunsch nach Javorina überführt und dort neben Otilie von Brauns beerdigt.

Er wünschte sich als Grabinschrift aus Pindars achter Pythischer Ode: „σκιῶς ὄναρ ἄνθρωπος“ = „Der Traum eines Schattens ist der Mensch“.⁸³ Auf der anderen Seite des Grabmals steht: „Über alles die Pflicht“.⁸⁴

In seinem Testament verfügte Fürst Kraft seine Nachfolge durch seinen zehn Jahre jüngeren Bruder Johann (Hans)⁸⁵. Dessen Sohn August flüchtete bei Kriegsende nach Öhringen.⁸⁶ Dessen Sohn wiederum, Fürst Kraft von Hohenlohe-Oehringen, (geb. 1933), fünfter Herzog von Ujest, Großneffe des Fürsten Christian Kraft, wohnt hier im 22 km von Schwäbisch Hall entfernten Schloss Neuenstein.

Slawentzitz wurde in der Zwischenkriegszeit in „Ehrenforst“ umbenannt. Hier zogen in der Nacht zum 1. September 1939 SS-Leute, die im Speisesaal des Schlosses warteten, polnische Uniformen an, um bei der sog. „Aktion Tannenberg“ die Zollstation Hochlinden zu überfallen.⁸⁷

An das 1945 durch Kriegseinwirkungen stark beschädigte Schloss, das dann 1948 abbrannte, erinnert heute nur noch ein Rest.⁸⁸ Nach dem Verlust Schlesiens an die rote Armee bzw. Polen wurde die ehemalige Residenzstadt Öhringen bzw. das Schloss Neuenstein bei Öhringen, das Fürst Kraft von Bodo Ehardt, dem Architekten des Kaisers, für 2.300.000 Goldmark hatte wiederaufbauen lassen,⁸⁹ nach rund 100 Jahren⁹⁰ wieder zum Zufluchtsort der Familie Hohenlohe-Oehringen.

82 „Der Hohenloher Bote“, 20.5.1926: *So hatte sich (der Fürst) körperlich und geistig frisch erhalten, bis auch bei ihm die Beschwerden und Gebrechen des Alters heftiger auftraten, von welchen er vergeblich Heilung suchte in dem milden Klima der Rivera. Als eine vorübergehende Besserung eintrat, reiste er von Nizza nach seiner Besitzung Somosgyzob in Ungarn, wo er nach schwerem Leidenskampf, umgeben von seinen Verwandten, insbesondere seinem geliebten Bruder und Nachfolger, dem jetzigen Fürsten Hans, seinen Geist aushauchte.*

83 HZA Neuenstein, Domänenkanzlei Öhringen, 1,1 Akten betr. Ableben seiner Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Oehringen.

84 *Stumann-Bowert* (wie Anm. 75), S. 214, Abb.38.

85 *Muschol* (wie Anm. 12), S. 107.

86 Wikipedia Artikel über Öhringen „Schloss und Marktplatz“.

87 Zeit online: Zeit Geschichte, Nr.3/2017, 22. 8. 2017, Kriegslügen Angriff; jetzt. *Muschol* (wie Anm. 12), S. 133; Alfred Spieß/Heiner Lichtenstein: *Das Unternehmen Tannenberg*. Wiesbaden und München 1979, S. 96.

88 *Muschol* (wie Anm. 12), S. 135, siehe auch Abb. 77.

89 Landesarchiv BW: Der Umbau des Schlosses Neuenstein zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: *Archivnachrichten* 45, 2012, S. 22 f.

90 Die Familie Hohenlohe-Oehringen hatte ja das Schloss Öhringen endgültig aus politischen Gründen 1848 als Wohnort aufgegeben und war nach Slawentzitz in Schlesien gezogen, von wo sie 1945 flüchten musste.

Exponate aus dem Hällisch-Fränkischen Museum

In der Rubrik „Exponate aus dem Hällisch-Fränkischen Museum“ soll, beginnend mit dem vorliegenden Jahrbuch, jeweils ein Stück aus den Museumsbeständen vorgestellt werden. Wir eröffnen die Reihe mit einem eindrucksvollen, wegen seines Umfangs, seiner Schrift und der lateinischen Urkundensprache aber bei normalen Museumsbesuchen kaum zu bewältigenden Stück aus dem 14. Jahrhundert:

Ablassbrief für Ingelfingen 1346

VON KARL BORCHARDT

Universis sancte matris ecclesie filiis, ad quos presentes littere pervenerint, nos miseratione divina Nerses Manasgardensis archiepiscopus, Bernardus Gannensis, Iohannes Mescarensis, Drobotus Bruniacensis, Martinus Ansaensis, Iohannes Delimicensis, Thomas Tiniensis, Benedictus Simifiensis, Gregorius Opidensis, Iohannes Tribuniensis, Paulus Suacensis, Petrus Lecinensis, Manfredus Aiacensis, Avantius Xanchiensis, Iohannes Termipolensis, Franciscus Vrehensis, Petrus Calliensis, Bertrandus Adiacensis episcopi salutem in Domino sempiternam. Splendor paterne glorie, qui sua mundum ineffabili claritate illuminat, pia vota fidelium de clementissima maiestate eius sperantium tunc precipue benigno favore prosequitur, cum devota ipsorum humilitas sanctorum meritis et precibus adiuvetur. Cupientes igitur, ut ecclesia parochiali[s] in Ingelfingen Herbipolensis diocesis congruis honoribus frequen-

Allen Söhnen der heiligen Mutter Kirche, an die das vorliegende Schreiben gelangt, senden wir, von Gottes Gnaden Nerses [...]

ewigen Gruß im Herrn. Der Glanz des väterlichen Ruhms, der durch seine unnachahmliche Klarheit die Welt erleuchtet, unterstützt die frommen Vorträge der Gläubigen, die auf seine allergnädigste Majestät hoffen, vor allem dann durch gnädige Gunst, wenn deren ergebene Demut durch die Verdienste und Fürbitten der Heiligen unterstützt wird. Wir wünschen daher, dass die Pfarrkirche in Ingelfingen in

tetur et a Christi fidelibus iugiter veneretur, omnibus vere penitentibus et confessis, qui ad dictam ecclesiam in festis sancti Nicolai et omnibus aliis infrascriptis, videlicet Natalis Domini, Circumcisionis, Epiphanie, Parasceves, Pasche, Ascensionis, Pentecostes, Trinitatis, Corporis Christi, Inventionis et Exaltationis Sancte Crucis, Michaelis archangeli et in singulis festis sancte Marie virginis, Nativitatis et Decollationis sancti Iohannis baptiste, beatorum Petri et Pauli apostolorum et omnium aliorum apostolorum et evangelistarum, in festo Omnium Sanctorum et in Commemoratione Animarum et in omnibus festis predicate ecclesie patronorum ac in dedicatione eiusdem ecclesie, sanctorum Stephani, Laurentii, Georgii, Martini, Nicolai, Gregorii, sanctarumque Marie Magdalene, Katerine, Margarete, Elizabeth, Lucie et Agathe et per octavas omnium festivitatum predictorum octavas habentium singulisque diebus dominicis causa devotionis, orationis aut peregrinationis accesserint, seu qui missis, predicationibus, matutinis, vesperis aut aliis divinis officiis, exequiis et mortuorum sepulturis ibidem interfuerint, aut qui corpus Christi vel oleum sacrum, cum infirmis portentur, secuti fuerint, vel qui in serotina pulsatione campane flexis genibus ter Ave Maria dixerint, necnon qui ad fabricam, luminaria, ornamenta dicte ecclesie manus adiutrices porrexerint, aut qui in eorum testamentis vel extra aurum, argentum, vestimenta, libros, calices aut quevis alia dicte ecclesie necessaria donaverint, legaverint aut donari vel legari procuraverint, seu qui dictam ecclesiam et eius cimiteri-

der Diözese Würzburg mit angemessenen Ehren besucht und von Christgläubigen beständig verehrt wird. Allen, die wahrhaft [ihre Sünden] bereuen und gebeichtet haben, die diese Kirche am Fest des heiligen Nikolaus [...]

und an einzelnen Sonntagen aus Gründen der Frömmigkeit, zum Gebet und als Pilger aufsuchen, die dort an Messen, Predigten, Matutinen, Vespern und anderen Gottesdiensten, an Exequien und Begräbnissen Verstorbener teilnehmen, die den Leib des Herrn oder das heilige Öl begleiten, wenn sie zu Kranken gebracht werden, die beim abendlichen Glockengeläut unter Kniebeugen drei Ave Maria sprechen, die zu dem für den Bau bestimmten Vermögen, zur Beleuchtung und zum Schmuck dieser Kirche hilfreich ihre Hände reichen, die in ihren Testamenten oder sonst Gold, Silber, Gewänder, Bücher, Kelche oder andere notwendige Dinge dieser Kirche schenken, hinterlassen oder

um pro animabus corporum inibi iacentium exorando circuierint, et specialiter quicumque ad premissariam interfuerint et elemosinas ibidem donauerint, et qui pro istius indulgentie impetratore et pro suis parentibus et amicis ac pro omnibus dicte ecclesie benefactoribus vivis et mortuis pie Deum exorauerint, quocienscumque, quandocumque et ubicumque premissa vel aliquid premissorum devote fecerint, de omnipotentis Dei misericordia et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius auctoritate confisi singuli nostrum XL dies indulgentiarum de iniunctis eis penitentiis misericorditer in Domino relaxamus, dummodo diocesani voluntas ad id accesserit et consensus. In cuius rei testimonium sigilla nostra presentibus litteris apposuiamus. Dat(um) Avinion(i) XXVI die mensis Aprilis anno Domini M° CCC° XLVI° et pontificatus domini Clementis pape VI anno quarto.

Nos comes Albertus Dei gratia electus et confirmatus in episcopum Herbipolensem voluntatem et consensum nostrum ad huiusmodi indulgentias in litteris, quibus presentes sunt annexe, contentas presentibus adhibemus. Nichilominus quoque omnibus Christiani nominis professoribus vere penitentibus ac confessis, qui earundem indulgentiarum quomodolibet participes fuerint seu capaces, de omnipotentis Dei misericordia, beatorum Petri et Pauli apostolorum eius necnon preciosorum martirum Kyliani sociorumque eius nostre ecclesie patro-

solche Verfügungen veranlassen, die diese Kirche oder ihren Friedhof mit Gebeten für die Seelen der dort liegenden Körper umschreiten, und besonders allen, die an der Frühmesse dort teilnehmen und ihr Almosen spenden, und die für denjenigen, der diesen Ablass erbeten hat, seine Vorfahren und Freunde sowie für alle lebenden und verstorbenen Wohltäter dieser Kirche fromm zu Gott beten, wie oft, wann und wo immer sie das alles oder auch nur einzelnes davon tun, denen gewähren wir aufgrund der Gnade des allmächtigen Gottes und gestützt auf die Vollmacht seiner Apostel Petrus und Paulus jeder einzelne von uns 40 Tage Ablass von den ihnen auferlegten Bußen, sofern denn Wille und Zustimmung des Diözesanbischofs zu dieser Verfügung hinzutritt. Zum Zeugnis dafür haben wir unsere Siegel an das vorliegende Schreiben gehängt. Gegeben zu Avignon am 26. Tag des Monats April im Jahre des Herrn 1346 und im 4. Jahr unseres Herrn Papst Clemens VI.

Wir, Graf Albrecht, von Gottes Gnaden erwählt und bestätigt als Bischof von Würzburg, gewähren unseren Willen und unsere Zustimmung zu diesem Ablass in dem Schreiben, das dem vorliegenden Schreiben angehängt ist. Außerdem gewähren wir allen, die sich als Christen bekennen und die wahrhaft [ihre Sünden] bereuen und gebeichtet haben, und die dieser Ablässe auf irgendeine Weise teilhaftig werden, aufgrund der Gnade Gottes und gestützt auf die Vollmacht seiner Apostel Petrus und Paulus sowie der teuren Märtyrer, des Kilian und seiner

*norum meritis et auctoritate confisi
eciam quadraginta dies indulgentiarum iniuncte sibi penitentie misericorditer in Domino relaxamus nostro presentibus coappenso sigillo in testimonium premissorum. Dat(um) Herbi(poli) anno Domini millesimo CCC [X]Lm[°] sexto, IIII non. Iunii.*

Gefährten, der Patrone unserer Kirche, ebenfalls 40 Tage Ablass von den ihnen auferlegten Bußen gnädig im Herrn und haben dem vorliegenden Schreiben zum Zeugnis auch unser Siegel angehängt. Gegeben zu Würzburg im Jahre des Herrn 1346, am 2. Juni [am 4. Tage vor den Nonen des Juni].

Edition: Johann Christian *Wibel*: Hohenlohische Kirchen- und Reformationshistorie 2. Onolzbach 1753, S. 89 ff, Nr. 24; Regest: HUB 3, S. 406, Nr. 94. Vermerk bei *Wibel* S. 91: *Summa a decem et novem archiepiscopis et episcopis cuiuslibet XL dies facit 800 dies, videlicet unacum indulgentia Alberti episcopi.* 19 x 40 ist aber 760. Die Frühmesse in Ingelfingen wurde 1335 gestiftet und 1336 durch Bischof Otto von Würzburg bestätigt: OAB Künzelsau (1883), S. 607. Die Pfarrkirche in Ingelfingen wurde um diese Zeit von der Pfarrei Belsenberg abgetrennt.

Interessant sind die Daten. Albrecht von Hohenlohe war Dompropst von Würzburg und wurde am 3. September 1345 durch das Domkapitel einstimmig zum neuen Bischof gewählt. Damals war Albrecht ein Parteigänger Kaiser Ludwigs IV. Papst Clemens VI. bestellte daher am 19. Oktober 1345 Albrecht von Hohenberg zum neuen Bischof von Würzburg. Wenn aus Ingelfingen, das mitten im hohenlohischen Herrschaftsbereich lag, am 26. April 1346 in Avignon ein Ablass erbeten wurde, bezeugt das eine hohenlohische Gesandtschaft an den Papsthof, über die man sonst nichts weiß. Am 2. Juni 1346 genehmigte Albrecht von Hohenlohe in Würzburg den Ablass für Ingelfingen. Ungewöhnlich ist, dass er sich hier wie auch später noch als Graf und Bischof bezeichnete. Das vorliegende Stück wird nicht erwähnt in Wendehorsts Standardwerk über die Würzburger Bischöfe.¹ Es wird dort lediglich mitgeteilt, Albrecht sei erst 1349/50 durch einen Kardinal im Auftrage des Papstes als Bischof bestätigt worden; 1351 habe er die Bischofsweihe empfangen. Albrechts erstes Elektensiegel ist belegt von 1346 bis 1349; ab 1350 wurde nach der päpstlichen Bestätigung ein zweites Elektensiegel verwendet.²

Von der Mitte des 13. bis weit in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein finanzierten sich auswärtige Bischöfe in Rom und an der römischen Kurie, indem sie Ablassbriefe ausstellten. Diese Prälaten kamen teils aus kleinen Diözesen Italiens, teils aus dem Balkan oder Asien, wo kaum lateinische Christen lebten. Gelegentlich traten dabei auch unierte armenische Geistliche im Exil auf, hier

1 Alfred *Wendehorst*: Das Bistum Würzburg. Tl. 2: Die Bischofsreihe von 1254 bis 1455. Würzburg 1969, S. 76–97.

2 Ebd., S. 79, 96.

z. B. Erzbischof Narses. Insgesamt gaben an die Kirche in Ingelfingen ein Erzbischof und 17 Bischöfe ihren Ablass.³

- [1] Erzbischof Nerses von Manzikert, Malazgirt (in Groß-Armenien), dann die Bischöfe
- [2] Bernardus von Kanos, Gannensis (in Thrakien),
- [3] Johannes von Mastaura, Mescarensis (in Lydien),
- [4] Tropetus von Brugnato (in Ligurien),
- [5] Martin von Ossero, Osor, Ansarensis (auf der Insel Cres in Dalmatien),
- [6] Johannes von Duvno, Dulminiensis (in Bosnien),
- [7] Thomas von Knin, Tiniensis (in Dalmatien),
- [8] Benedictus von Mesched, hier Simifiensis, manchmal auch Simisiensis (in Persien),
- [9] Gregorius von Oppido (in Kalabrien),
- [10] Johannes von Trebinje, Tribuniensis (in Bosnien),
- [11] Paulus von Sfakia (auf Kreta),
- [12] Petrus von Lesina (im Norden Apuliens),
- [13] Manfredus von Accia (auf Korsika),
- [14] Avancius von Xanthi (in Thrakien),
- [15] Johannes von Thermopyle (in Böotien),
- [16] Franciscus von Wregen (in Epirus),
- [17] Petrus von Cagli (in den Marken), und
- [18] Bertrandus von Ajaccio (auf Korsika)

Jährliche Festtage zum Erwerb des Ablasses: St. Nikolaus (6. Dez.), Weihnachten (25. Dez.), Beschneidung (1. Jan.), Erscheinung (6. Jan.), Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Dreifaltigkeit, Fronleichnam, Auffindung und Erhöhung des heiligen Kreuzes (3. Mai und 14. Sept.), Erzengel Michael (29. Sept.), alle Marienfeste (Kerzweihe 2. Febr., Verkündigung 25. März, Himmelfahrt 15. Aug., Empfängnis 8. Dez.), Geburt und Enthauptung Johannes des Täufers (24. Juni und 29. Aug.), Apostel Petrus und Paulus (29. Juni), alle Apostel und Evangelisten, Allerheiligen (1. Nov.), Allerseelen (2. Nov.), die Festtage der Kirchenpatrone, an der Kirchweihe, die Heiligen Stephan (26. Dez.), Laurentius (10. Aug.), Georg (23. April), Martin (11. Nov.), Nikolaus (6. Dez.), Gregor (12. März), Maria Magdalena (22. Juli), Katharina (25. Nov.), Margarethe (13. Juli), Elisabeth (19. Nov.), Lucia (13. Dez.) und Agathe (5. Febr.), deren Oktavtage, soweit die Oktavtage haben, alle Sonntage.

3 Zur Identifikation vgl. Konrad *Eubel*: *Hierarchia catholica* 1. Münster ²1913; Giorgio Fedalto, *La chiesa latina in Oriente*. 3 Bde. Verona 1972/78; ders.: *Hierarchia ecclesiastica orientalis*, 2 Bde. Padova 1988.



Die Initiale U, der Anfangsbuchstabe des Urkundentextes, ist mit Ornamenten und den Darstellungen eines Bischofs und eines Mönchs verziert.

Die Urkunde (Inv. Nr. HFM 3310) ist in der Abteilung „Reformation“ ausgestellt.

Neue Bücher

Maïke Trentin-Meyer, Maria Magdalena Rückert et al.: Der Deutsche Orden im Südwesten. Katalog zur Sonderausstellung im Deutschordensmuseum anlässlich des Jubiläums 800 Jahre Deutscher Orden in (Bad) Mergentheim. Bad Mergentheim (Deutschordensmuseum) 2019. 126 S., Abb.

Maïke Trentin-Meyer, die Leiterin des Deutschordensmuseums in Bad Mergentheim, stellt einleitend fest: „Die Vorstellungen über den Deutschen Orden sind [...] bis heute von negativen oder positiven Vorstellungen bestimmt.“ Der hier zu besprechende Katalog zur Jubiläumsausstellung des Ordens soll einen Überblick über sein Wirken geben und die oft widersprüchlichen Ansichten zu diesem Thema klären helfen.

Der 1190 erst als Hospitalorden gegründete und 1198 zum dritten Ritterorden nach den Templern und Johannitern erweiterte Deutsche Orden gewann durch Schenkungen rasch immer größere Bedeutung. Nach einer Zwischenstation in Ungarn verlagerte der Deutsche Orden seine Aktivitäten nach Osten und gewann in Polen und Litauen herausragende Bedeutung, was schließlich zur Bildung des mächtigen Ordensstaates in dem später Preußen genannten Land führte. Im Zuge der Reformation verlor der Orden seine Kerngebiete, die von nun an ein weltliches Herzogtum unter den Hohenzollern bildeten. Dem Orden blieben die Besitzungen im Westen des Reiches und Mergentheim wurde zur neuen Hauptstadt des Ordens, der sich erst 1809 als Folge der Säkularisation auflöste. Anlass für das 800-jährige Jubiläum des Deutschen Ordens in Südwestdeutschland 2019 war der Eintritt der beiden hohenlohischen Brüder Heinrich und Friedrich in den Orden und die Schenkung von Gebieten des Andreas von Hohenlohe im Jahr 1219. Mergentheim spielte dabei als Zentrum des Deutschen Ordens (nach der Marienburg) von 1525 bis 1809 eine bedeutende Rolle. Die Dauerausstellung im Residenzschloss Mergentheim und die Sonderausstellung beherbergen verschiedenste Ausstellungsstücke, die von dieser Zeit zeugen und Einblicke in die Strukturen des Deutschen Ordens vermitteln. Der Katalog zeigt in qualitativ hochwertigen Bildern zahlreiche Urkunden, Skulpturen, Truhen, Kirchengesamtheit, Waffen und auch Folterinstrumente der jubiläumsbedingten Sonderausstellung, darunter viele Leihgaben.

Neben den Beschreibungen der Ausstellungsstücke findet man auch von insgesamt neun Autoren verfasste Beiträge, die allgemeine Informationen zum Deutschen Orden vermitteln, z. B. über die Ausbreitung und die Standorte der Balleien (= Ordensprovinzen) im Südwesten, über Mergentheim als Zentrale des Ordens, über Hexenprozesse und die Beziehungen zwischen Adel und Orden. Die Texte sind im Allgemeinen verständlich geschrieben, jedoch müssten gewisse Fachbegriffe für Laien erläutert werden. Der Katalog bietet einen Mittelweg zwischen wissenschaftlicher Fachliteratur und populärwissenschaftlicher Darstellung. Erfreulich ist, dass ein offener Blick auf den Deutschen Orden geboten wird. Damit gelingt es den Verfassern, Vorurteile und ideologisch verzerrte Ansichten zurechtzurücken.

Isabell Martin

Markus Hirte, Andreas Deutsch (Hg.): „Hund und Katz – Wolf und Spatz“, Tiere in der Rechtsgeschichte. Rothenburg ob der Tauber (Kriminalmuseum) 2020. 372 S., zahlr. Abb.

„Wahrlich ist der Mensch der König aller Tiere, denn seine Grausamkeit übertrifft die ihrige.“
– Leonardo da Vinci

Der evolutionsbedingte Kampf um das Dasein betrifft Tiere und Menschen gleichermaßen, denn sie sind beide von Natur aus egoistische Lebewesen, die alles daran setzen zu überleben. Dabei zieht der überlegene Mensch schon immer seinen größtmöglichen Nutzen aus der Tierwelt. Jedoch übersteigt die (Aus-)Nutzung der Tiere bei Weitem den Gedanken eines reinen Überlebenszwecks. Es geht auch um Vergnügen, sei es bei den Jagdtraditionen eines Königs-

hofs oder bei Menschen, die sich von kämpfenden Hähnen unterhalten lassen und dabei Werten abschließen – und sogar um Menschen, die an Tieren ihre sodomitische Veranlagung ausleben. Um die ökonomische Nutzung der Tiere geht es also keineswegs immer.

Der hier zu besprechende Sammelband liefert in zehn rechtshistorischen Beiträgen Aufschlüsse zu diesem komplexen Sachverhalt. Zunächst stellen Markus Hirte und Andreas Deutsch die allgemeine historische Entwicklung des Verhältnisses Mensch-Tier unter rechtlichen Gesichtspunkten dar. Anlass für die Veröffentlichung des Werks war die Sonderausstellung zum 100-jährigen Jubiläum des Mittelalterlichen Kriminalmuseums in Rothenburg ob der Tauber. Zunächst werden in qualitativ hochwertiger Bebilderung die Herzstücke der Ausstellung präsentiert. Zu monieren ist allenfalls, dass einige Texte so klein abgebildet sind, dass es fast unmöglich ist, diese zu lesen.

Den zweiten Teil des Buches machen die Essays der Autoren aus. Andreas Deutsch schildert die Anfänge der Tierrechtsgeschichte, beginnend mit Adam und Eva und ihrer Verführung durch die Schlange. Entwicklungsprozesse des Tierschutzgedankens bis hin zum ersten Tierschutzgesetz werden hier nachvollzogen. Dabei geht er auf Wölfe, Fische, Hunde und Schädlinge ein und beleuchtet historische Mensch-Tier-Konflikte. Der hohe Wert der Stall- und Nutztiere wird dabei betont.

Peter Dinzelsbacher erläutert im zweiten Essay die verschiedenen Formen der obrigkeitlichen Tierexekutionen. Tatsächlich wurden Tiere vor Gericht schuldig gesprochen und durch Hängen, Köpfen, Verbrennen und Steinigen hingerichtet.

Thomas Gergen geht der Wiederansiedlungsdebatte von Wölfen in Europa nach. Oft stützt er seine Anmerkungen auf Eike von Repgows Sachsenspiegel. Gergen fragt, ob der seit der Antike (bis zum heutigen BGB, in dem das Tier eine „Sache“ ist) ausgeübte Herrschaftsanspruch noch zeitgemäß ist und ob man das BGB nicht auch am Tier und seinen Rechten orientieren sollte.

Eric Hilgendorf verschafft einen chronologischen Überblick über die Haltung bedeutender Philosophen wie Aristoteles, Descartes, Kant und Schopenhauer zum Verhältnis Mensch-Tier. Stephan Meder geht auf das entehrende Erhängen von Menschen (oft Juden) mit Tieren ein. Georg Scheibelreiter untersucht das Tier als Symbolträger in der Heraldik, während sich Martin P. Schennach mit den Ordnungsvorstellungen im Jagdrecht und in der Wilderei und den damit einhergehenden strafrechtlichen Sanktionierungen befasst.

Wolfgang Schild erhellt die Hintergründe von Tiergestalten und „Hexereiverbrechen“. Er beleuchtet mystische Tiergestalten wie Kröten, Katzen, Eulen und Wölfe, welche häufig in Märchen und fantastischen Medien auftauchen. Wieder ganz juristisch ist Friedrich-Christian Schroeders Essay über die Geschichte der Strafbarkeit von Tierquälerei, und Gisela Wilbertz behandelt den Beruf des Abdeckers und dessen komplexes Verhältnis zu Tieren.

Das Buch ist durchgehend gut lesbar geschrieben, nirgendwo fällt es in einen trockenen Juristenjargon. Es sind sorgfältig strukturierte Beiträge, auch der opulente Katalog macht Eindruck: Ein ungewöhnliches Buch über eine ungewöhnliche Ausstellung. Man bekommt Lust, sie zu besuchen.

Madeleine Zentgraf

Martin F u r t w ä n g l e r (Hg.): Verfassungen und Verfassungsjubiläen in Baden und Württemberg. 1818/1819–1919–2019. Stuttgart (Kommission für geschichtliche Landeskunde, Kohlhammer) 2020. 273 S., Abb.

Verfassungen formulieren einen Rechtsstatus, der sowohl für die Bürger als auch für Regierende verbindlich ist. Darauf kann sich jedermann berufen. Allerdings gilt das nach den immer wieder gemachten Erfahrungen nicht uneingeschränkt. Nicht selten versuchen die Herrschenden, sich über das Gesetz hinwegzusetzen. Letztlich gilt, was Ferdinand Lassalle vor langer Zeit (1862) formuliert hat: Verfassungsfragen sind Machtfragen.

Es bietet sich ganz besonders an, aus dem zeitlichen Abstand von 200 Jahren noch einmal die frühen Verfassungen des Großherzogtums Baden (1818) und des Königreichs Württemberg (1819) zu betrachten. Diesem Zweck diente eine wissenschaftliche Tagung im April 2019 in Karlsruhe, die von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein und der Stadt Karlsruhe durchgeführt wurde. Die Ergebnisse der Tagung finden sich in dem vorliegenden Buch. Allerdings geht die Betrachtung weit über das frühe 19. Jahrhundert hinaus. Die Autoren informieren auch über die Verfassungsfragen zu Beginn der Weimarer Republik und über einige Aspekte der geschichtlichen Entwicklung, die mit dem jeweiligen Verfassungsrecht in Verbindung stehen.

Dass die beiden genannten Verfassungen Marksteine der politischen Geschichte waren, ist in aller Regel unbestritten. „Die badische Verfassung vom 22. August 1818 war im damaligen Deutschland inhaltlich die modernste und blieb es auch für lange Zeit.“ (Furtwängler/Fenske) Für die württembergische Verfassung gilt Ähnliches. Allerdings konnte sie nicht einfach vom Landesherrn oktroyiert werden, weil dem das aus dem Tübinger Vertrag von 1514 stammende alte Partizipationsrecht der „Landschaft“ im Weg stand.

Klar, moderne Verfassungen sind Fortschritte auf dem Weg hin zu einer demokratischen politischen Grundordnung. Aber die genannten Gesetzeswerke sind eben – noch – keine demokratischen Verfassungen, wie wir sie dann aus dem 20. Jahrhundert kennen. Sie konstituierten eine konstitutionelle Monarchie, in der der Großherzog und der König noch immer über beachtlichen Einfluss verfügten, den sie mehr oder weniger – je nach Temperament und politischer Grundhaltung – konsequent nutzten.

Baden und Württemberg hatten von der durch Napoleon erzwungenen Neuordnung der territorialen Verhältnisse in Deutschland besonders profitiert. Das Staatsgebiet Badens hatte sich vervierfacht. In Württemberg waren das Staatsgebiet und Einwohnerzahl auf das Doppelte angewachsen. Eine wichtige Aufgabe der neuen Verfassungen war es nun, rechtliche Einheitlichkeit in den unterschiedlichen Landesteilen zu garantieren und den Integrationsprozess zu fördern. Letzten Endes ging es eben darum, ein badisches oder württembergisches Staatsbewusstsein zu wecken. Die nicht selten erheblichen Vorbehalte der Neu-Badener und der Neu-Württemberger sollten über die Jahre verschwinden. Wie sich so etwas vollzog, wird eindrucksvoll am Beispiel der ehemaligen Reichsstadt Ulm sichtbar. „Spätestens um die Mitte des 19. Jahrhunderts war Ulm fest in den württembergischen Staat integriert.“ (Michael Wettengel) – Übrigens kann so etwas nur dann gelingen, wenn die Verfassungswirklichkeit von der Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert wird („Verfassungspatriotismus“). Ein trauriges Gegenbeispiel sind die neuen Verfassungen zu Beginn der Weimarer Republik, auch die Weimarer Verfassung von 1919 selbst.

Und damit sind wir schon in einer völlig anderen Zeit mit extrem gewandelten politischen Voraussetzungen. Die Zeit der konstitutionellen Monarchie war vorüber. Der Kaiser und alle souveränen Potentaten hatten abgedankt. Es ist erstaunlich, wie rasch in Baden und Württemberg neue Verfassungen entstanden, im April 1919 in Baden und im Mai 1919 in Württemberg. Tobias von Erdmann folgerte: Die Verfassung sei „keine eigenständige Neufassung“, sondern die „Fortführung einer hundertjährigen Verfassungstradition“. Das zeigt, wie wichtig es war, verbindliche Regeln für das Staatsleben zu formulieren – und nicht zuletzt den Zusammenhang mit den frühen Verfassungen von 1818/19 zu unterstreichen. Zur Erinnerung: Die Weimarer Verfassung des Deutschen Reiches trat im August 1919 in Kraft. Selbstverständlich mussten die badische und die württembergische Verfassung nun an die neuen Rechtsverhältnisse angepasst werden.

Von allem Anfang an waren die Verhältnisse in der Weimarer Zeit schwierig, so dass nur wenig Sympathie für die Verfassungstexte in der Bevölkerung erwartet werden konnte. Abgesehen davon, dass die Demokratie in den Augen vieler Zeitgenossen diskreditiert war, ließen die finanziellen Engpässe wenig Raum für politische Gestaltung. Und dann kam sehr rasch die zu-

nehmende Radikalisierung, die mit der nationalsozialistischen Machtergreifung ihren Höhepunkt erreichte.

Das überaus sachkundige, von einer großen Zahl vorzüglicher Wissenschaftler gestaltete Werk bietet noch viele andere bedenkenswerte Aspekte. Sehr interessant ist zum Beispiel, wie die Jubiläumsfeiern mit Bezug auf die badische und württembergische Verfassung gestaltet wurden. Die Unterschiede sind unübersehbar: Auf der einen Seite herrschten Begeisterung und Vertrauen in das geschaffene Verfassungswerk. Dann aber gab es auch Phasen, in denen die Jubiläumsfeiern als lieblose Pflichtübungen erschienen. Ein breiteres Interesse in der Bevölkerung fehlte.

Es versteht sich fast von selbst, dass auch die Geschichtsschreibung – zeitbedingt – sehr unterschiedliche Akzente setzte. Der Historiker Hans Herzfeld sprach vom positiven französischen Einfluss auf Baden in napoleonischer Zeit. Andere beklagten den in den Einzelstaaten gepflegten Partikularismus. Nach 1945 wurde dann aber der, wie es nun hieß, südwestdeutsche Föderalismus positiv bewertet.

In Bezug auf die Verfassungen von 1919 spielte die Stellung der Frauen in der Gesellschaft eine wichtige Rolle. Ohne Zögern wurde das Frauenwahlrecht in den Ländern und im Reich eingeführt. Von einer rechtlichen Gleichstellung der Frau waren Politik und Gesellschaft aber noch meilenweit entfernt. Das zeigte sich z. B. an der Frage des „Beamtenzölibats“. Verheiratete weibliche Beamte konnten aus dem Dienst entlassen werden, wenn sie durch den Ehemann wirtschaftlich ausreichend abgesichert waren.

Interessant ist auch ein Seitenblick auf die Verfassungslage der Kirchen. Das gilt insbesondere für die evangelische Kirche, die seit der Lutherzeit eng mit den Regierenden verbunden war. Die erzwungene Abdankung des Kaisers und der regierenden Fürsten in Deutschland zwang zu einer politischen und organisatorischen Neuorientierung. Dennoch: „Eine Revolution fand in der evangelischen Kirche nicht statt.“ (Udo Wennemuth)

Kurt Schreiner

Helmut W ö r n e r : Der „Ruin“ als herrschaftlicher Lustgarten und seine illustre Geschichte. Hg.: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Text: Helmut Wörner. Altlußheim (Edition Schröck-Schmidt) 2020. 78 S., Abb.

Gärten sind zu allen Zeiten Traumwelten gewesen und spiegeln Wunschbilder vom guten, schönen und richtigen Leben. Ein hoheloher Hausarchivar berichtet, dass Erbprinz Albrecht Ludwig Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim (1716–1744) in seinem Garten bei Weikersheim für sich und seine Frau Christiane Louise von Holstein-Plön ein Lusthaus bauen ließ, das in seinem Äußeren eine Ruine vorstellte und deshalb der „Ruin“ genannt wurde. Daran erinnert der sog. „Ruintaler“, eine Medaille von 1743. In herrschaftlichen Gärten künstliche, bewohnbare Ruinen zu errichten war im 18. Jahrhundert nicht ungewöhnlich. Der Erbprinz folgte hier dem modischen Geschmack seiner Zeit. Denn in fürstlichen Gärten des 18. Jahrhunderts findet man neben dem repräsentativen Schloss kleine Gebäude mit so bezeichnenden Namen wie Eremitage, Klause, Teehaus, Badhaus, Dörfchen und eben auch Ruine. Sie sollten Räume bieten für ein privates Leben abseits vom strengen Regelwerk barocker zeremonieller und anstrengender Repräsentation von Herrschaft und Rang, frei von den Zwängen der höfischen Etikette. Wer sein Lusthaus als Ruine baut, sucht einen Ort, der zu angenehm melancholischen Stimmungen anregt, in der sich Meditationen über die Vergänglichkeit alles Irdischen mit der frohen Erinnerung an versunkene goldene Zeitalter vermischen. Der Erbprinz hatte solche Gärten auf seinen Reisen kennengelernt. Bei den Churfürsten von Mainz und Köln – Schönbusch bei Aschaffenburg und Brühl –, in Salzdhalm, dem Schlosspark des verwandtschaftlich verbundenen Herzogs von Wolfenbüttel, vor allem in den Niederlanden und in England sah er großartige, fantasievoll pittoresk komponierte Anlagen. Für teure, aufwendige Bauten gab es in Weikersheim allerdings kein Geld. Der Vater Graf Karl Ludwig hatte Schloss und Garten glanzvoll zu einer barocken Residenz ausgebaut und war hochver-

schuldet. Nur ein bescheidenes Lusthaus – ein Gebäude mit zwei schlanken Türmen zeigen ungenaue, zufällige Abbildungen – konnte das Erbprinzenpaar finanzieren. Was man den wenigen überlieferten Akten, Briefen und sonstigen Hinweisen – es gibt keine Pläne oder Bauzeichnungen – über den Erbgrafen, seine Ehefrau und ihr Leben im „Ruin“ – entnehmen kann, das liest man in der interessanten und hilfreich bebilderten monographischen Studie von Helmut Wörner. Das Lusthaus mit Garten lag „Vor dem Unteren Tor“ in den bürgerlichen Nutzgärten zwischen der Tauber und dem Vorbach. Im zweistöckigen Lusthaus gab es einen Saal, eine Küche und sechs Zimmer, darunter ein „Kaminzimmer“ und ein „Bettzimmer“. Ein Inventar verzeichnet die Inneneinrichtung. Auffallend ist die großzügige Ausstattung mit allem, was Teegenuss und Teegesellschaften an Geschirr und Geräten benötigen: 60 Paar Teeschalen aus Porzellan und Glas, weitere 19 Paar Tee- und Kaffeeschalen, Teepotts, Teekessel, Teeflaschen und eine Teemaschine aus Messing. Tee war im 18. Jahrhundert etwas Besonderes. Er war, neben Kaffee und Schokolade, bei der Aristokratie sehr beliebt, und der Tee war ein teures Getränk. Das Zubehör für die beliebten privaten Teestunden und geselligen Teepartys war kostbar. Auch die zahlreichen Bilder und Stiche an den Wänden, darunter Bilder „von fremden Enten und Vögeln“, weiter Ferngläser, davon eines in Silber gefasst, lassen auf einen im Rahmen der begrenzten Weikersheimer Möglichkeiten anspruchsvollen aristokratischen Lebensstil des Erbprinzenpaars schließen. Das Glück währte jedoch nur kurz. Am 1. Juli 1744 nach der Jagd verunglückte der Erbgraf tödlich beim Ritt vom Ruin auf den Carlsberg, dem Lust- und Jagdschloss seines Vaters. Die junge Witwe heiratete den Herzog von Sachsen-Hildburghausen, und der Ruin ging 1759 an die Linie Hohenlohe-Oehringen. Diese verkauften das vernachlässigte Haus 1770 an ihren Mundkoch. Weitere Besitzer folgten in raschem Wechsel, darunter war auch der Hoffaktor der Fürsten. Der „Ruin“ wurde mehrmals Gasthaus und den wechselnden Bedürfnissen entsprechend umgebaut. Im Jahr 1861 kaufte Fürst Karl von Hohenlohe-Langenburg Haus und Garten. Er, der in Paris eine nicht standesgemäße Ehe mit der Metzgerstochter Marie Dorothea Gerathwohl geschlossen hatte, suchte einen angemessenen Wohnsitz. Das Anwesen wurde zu einem fürstlichen Palais um- und ausgebaut. Hier fand er auch Platz für seine große Bibliothek und sein wertvolles Naturalienkabinett, und im Garten entstand ein mit allen technischen Raffinessen ausgestattetes Palmenhaus. 1877 kaufte das als „Landsitz unmittelbar vor der Stadt Weikersheim im lieblichen Taubertal an der Bahn“ angepriesene Anwesen der Orgelbauer August Laukhuff in Pfedelbach. Laukhuff riss die alten Gebäude ab und errichtete im historistischen Stil eine Fabrikantenvilla, die an ein französisches Schloss erinnerte. Sie wurde 1945 bei einem Artillerieangriff vollständig zerstört. Wo einst zur Zeit des Rokoko die fiktive Ruine des prinzlichen Lusthauses im Garten gestanden hatte, stehen heute die nüchternen Firmengebäude des Unternehmens Laukhuff, das Klaviaturen, Zungenpfeifen, Orgelteile und Keyboards herstellt.

Eberhard Göpfert

Ursula Angelmaier: Grabsteine des Barock und Rokoko in Ingelfingen und Künzelsau. Hg.: C. Sylvia Weber für den Verein der Freunde der Museen Würth und der Künstlerfamilie Sommer e.V., Künzelsau (Swiridoff) 2019. 40 S., Abb.

An der südlichen Chorwand der Öhringer Stiftskirche, die wegen ihrer zahlreichen Denkmäler für Mitglieder der Familie Hohenlohe auch als „hohenlohisches Mausoleum“ bezeichnet wird, ist ein gewaltiges Grabdenkmal für den 1728 verstorbenen Grafen Ludwig Gottfried von Hohenlohe-Pfedelbach angebracht. Einen als Hintergrund gemalten Baldachinvorhang öffnen eifrige Putten und bereiten so die Bühne für den großartigen Auftritt des dreiteiligen steinernen Epitaphs, mit allegorischen Figuren umrahmt und vom Wappenvogel Phönix gekrönt. Die zentrale Platte, auf der die lateinische Inschrift den Ruhm des verstorbenen Grafen verkündet, zerreißt dramatisch ein unübersehbarer Riss. In diesen legt die allegorische Figur des Todes ihre Finger wie in eine Wunde. Der Riss in der Gedenktafel macht sichtbar, weshalb der Tod dieses Grafen eine Tragödie war – so Ursula Angelmaier in ihrer Beschreibung des Bildpro-

gramms dieses eindrucksvollen Monuments. Ludwig Gottfried war der letzte Graf aus der Linie Hohenlohe-Pfedelbach. Ein Band mit der Inschrift ULTIMUS, der Letzte, das der Knochenmann in der Hand hält, verkündet, dass dieser Zweig der Familie ausgestorben ist. In den Kirchen der hohenlohischen Residenzstädte, z. B. in Langenburg, Neuenstein, Ingelfingen, Weikersheim, haben sich zahlreiche herrschaftliche Grabdenkmäler, Grabsteine ihrer Beamten und wohlhabender Bürger aus dem 17. und 18. Jahrhundert erhalten. Ursula Angelmaier hat aussagekräftige und künstlerisch überzeugende Beispiele für ihr Buch ausgewählt. Alle diese Grabsteine sind in Farbe im Ganzen und in Details abgebildet, so dass der Leser den kunsthistorischen Beschreibungen und Deutungen aufmerksam folgen kann. Die Grabsteine aus der Zeit des Barock und Rokoko erzählen ausführlich vom Leben und Sterben der Verstorbenen. Die Berufsbezeichnung, Heiraten, Kinderzahl, die Tugenden des Verstorbenen, seine guten Taten und Werke werden in den Stein gemeißelt. Bibelzitate und allegorische Figuren bitten um Gottes Gnade und eine fröhliche Auferstehung. Ihre Mitteilungslust macht diese Grabsteine zu redenden Zeugen der Vergangenheit. Sie halten nicht nur Namen und Ereignisse fest. Sie berichten auch von den Vorstellungen und Empfindungen, vom Glauben und den Hoffnungen der Menschen, die sie errichten ließen. Sie sind ein Abbild der gesellschaftlichen Rang- und Werteordnungen ihrer Zeit. Der Historiker soll seine Aufmerksamkeit ja darauf richten, wie Menschen in einer vergangenen Zeit gedacht und gelebt, ihre Welt aufgefasst und dargestellt haben. Ursula Angelmaier vermittelt uns das bei ihren Interpretationen der mit Figuren und zeittypischen Verzierungen geschmückten Grabdenkmäler. Darunter ist das imposante, auf würdige Repräsentation bedachte, drei Meter hohe Grabmal in Ingelfingen für Ferdinand Friedrich Schuppert, „Stattschreiber dann auch Hochgräflicher Amptskeller allhier“. Es wurde stilbildend für weitere Grabsteine in Ingelfingen. In Künzelsau steht eine Reihe ausdrucksstarker barocker Grabmäler. Eines davon, ein Obelisk auf gedrückten Kugelfüßen erinnert an einen Oberpfarrer und seine zahlreiche Familie. Als „Highlights“ bezeichnet Ursula Angelmaier die im Stil des Rokoko gestalteten Grabmale für Barbara Glock und für Anna Maria Bauren, sowie das Doppelgrab für Johann Adam Faust, Rat und Amtmann des Stiftes Comburg, und für den hohenlohischen Amtsverweser Ernst Werner in Künzelsau. Die Steinmetzarbeiten zeigen regionale handwerkliche Qualität, die Besten können der Werkstatt der Künstlerfamilie Sommer zugeschrieben werden. Von der Hand des Künstlers, bemerkt Goethe einmal, habe man zu allen Zeiten eine Dauer des Daseins erwartet. Das Grabmal solle „wenigstens das Andenken so lange erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein solches Merkzeichen, wie die Trauer selbst, durch die Zeit aufgehoben wird. ... Auch dieses Denkmal, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler lässt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen.“ Das informative, ansprechend gestaltete und zum Nachdenken anregende Buch von Ursula Angelmaier kann dazu beitragen, dass Kirchen und Friedhöfe als „begehbare Geschichtsbücher“ respektvoll betrachtet, wenn nötig, restauriert und erhalten werden.

Eberhard Göpfert

Dieter F a u t h : Grabsteine vom Kloster Unterzell – Fenster in die Zeit des Spätbarock. Zell am Main 2021. 62 S., Abb.

Auf der Rückreise von Rom, wo er die päpstliche Bestätigung seines nach der Abtei Prémontré benannten Reformordens erhalten hatte, machte der Heilige Norbert von Xanten im Jahr 1126 in Würzburg Station. Beim Osterfestgottesdienst im Dom soll er ein Wunder bewirkt haben. Das beeindruckte fromme Bürger so, dass sie mainabwärts vor den Toren der Stadt das Prämonstratenser-Doppelkloster „Cella Superior“, also Oberzell, für Chorherren und Chorfrauen stifteten. Um 1240 wurde für die Chorfrauen ein eigenes Kloster, das Frauenstift Unterzell, eingerichtet. Im Zuge der Neuordnung Deutschlands durch Napoleon fiel es 1803 an Bayern, wurde säkularisiert und aufgelöst. Als 2020 das Gelände des ehemaligen Frauenstifts der Prämonstratenser mit einer Wohnanlage überbaut wurde, fand man acht beschädigte und abge-

nutzte Grabsteine von Chorfrauen aus rotem Sandstein, die der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zugeordnet werden konnten. Dieter Fauth hat Inschriften so weit wie möglich entziffert und mithilfe der noch erhaltenen Archivbestände die verstorbenen Stiftsfrauen identifiziert und ihre Biographie rekonstruiert. Was sich dem Vergessen, der Vernachlässigung und Zerstörung zum Trotz erhalten hat, wird für den Historiker Dieter Fauth zum redenden Zeugnis der Kultur einer Klostersgemeinschaft in der Zeit des Spätbarock. Die Stiftsfrauen stammten aus dem fränkischen Adel und aus bürgerlichen Familien der näheren Umgebung. Die sorgfältige Auswertung der Akten ermöglicht differenzierte personen- und sozialgeschichtliche Erkenntnisse. Betrachtet werden die Herkunftsfamilien, die individuellen spirituellen und materiellen Beweggründe für den Eintritt ins Kloster, die Rangordnung der Stiftsfrauen, ihre Aufgaben und ihr von der Ordensregel bestimmter Alltag, bei dem auch in geistlichen Gemeinschaften Sorgen und Probleme nicht ausblieben. So mussten die Chorfrauen 1734 zu Schiff nach Würzburg in ihren sicheren „Hof zum großen Löwen“ fliehen, als im Polnischen Erbfolgekrieg französische Truppen auf ihrem Weg zur Belagerung von Philippsburg das Land am Main bedrohten. Deutlich wird auch, dass das Leben im geistlichen Stift Frauen einen Zugang zu Bildung, Wissenschaft und Kunst ermöglichte. Regierten doch damals Fürstbischöfe wie der kunstsinnige Adam Friedrich von Seinsheim, mit dem die glanzvolle Schönbornzeit in Franken zu Ende ging, und nach ihm Franz Ludwig von Erthal, der Schulbildung und Universalität im Sinne der katholischen Aufklärung förderte. Im 18. Jahrhundert waren die kleinen geistlichen Staaten Zentren der Kunst, einer aufgeklärten Wissenschaftspflege und innovativen Landwirtschaft. In diesem Umfeld konnten die Stiftsfrauen im Kloster Unterzell ihre Fähigkeiten entfalten und ein gesichertes, kultiviertes Leben führen. Dieter Fauth fasst seine Einsichten so zusammen: „Insgesamt zeugen die acht Grabsteine von Unterzell von einem lebendigen, regen Klosterleben am Ende des 18. Jahrhunderts. Das Klosterleben in Unterzell ist nicht etwa allmählich eingeschlafen, sondern wurde durch die Säkularisation 1803 abrupt und unerwartet gekappt.“ In diesem sympathischen kleinen Buch sind alle Grabsteine ganzseitig farbig abgebildet. In der neuen Wohnanlage, die Reste der von Julius Echter von Mespelbrunn erneuerten Klosterbauten bewahrt, sind die Grabsteine zu sehen. Zeitgenössische Stiche und Bilder zeigen das einstige Kloster in Zell am Main.

Eberhard Göpfert

Der Altar der Crailsheimer Johanneskirche. Ein Kunstwerk aus der Werkstatt Michael Wolgemuts. Zusammengestellt von Helga Steiger. (Arbeitsheft 40, Regierungspräsidium Stuttgart. Landesamt für Denkmalpflege.) Ostfildern (Jan Thorbecke) 2020. 162 S., zahlreiche farbig Abb.

Der spätgotische Flügelaltar im Chor der Johanneskirche in Crailsheim ist ein Kunstwerk in unserer Region, das in der Kunstgeschichte bisher nur wenig gewürdigt wurde. Mit diesem Band des Landesamts für Denkmalpflege soll dies nachgeholt werden. Es ist die schriftliche Bearbeitung einer zweitägigen wissenschaftlichen Tagung, die im März 2016 in der Crailsheimer Liebfrauenkapelle vom Crailsheimer Stadtarchiv in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Johanneskirchengemeinde und dem Crailsheimer Historischen Verein stattgefunden hat. Renommiertere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler behandeln verschiedene Aspekte zum Hochaltar der Crailsheimer Johanneskirche. Man erhält in mehreren Aufsätzen einen umfassenden und fundierten Überblick zu diesem kunsthistorisch bedeutendsten Werk in Crailsheim. Unter redaktioneller Arbeit von Helga Steiger vom Stadtarchiv Crailsheim werden die Ergebnisse der Tagung präsentiert, die in die Arbeitshefte des Landesamts für Denkmalpflege aufgenommen wurden.

1928 wurde für den Künstler der Notname „Meister des Crailsheimer Hochaltars“ eingeführt. Mit diesem Band scheint nun die bisher umstrittene Frage geklärt zu sein, welchem Künstler bzw. welcher Werkstatt die Tafelbilder zuzuschreiben sind.

Der Band beginnt mit einer Einführung von Hans Gräser zur evangelischen Johanneskirche, die als Tauf- und Dekanatskirche des Bistums Würzburg eine Zentralfunktion hatte und als Begräbnisstätte bei Adligen und Bürgern beliebt war. Diese stifteten dort auch Altäre. Seit die Burggrafen von Nürnberg Crailsheim verwalteten, zog dies auch Künstler aus Nürnberg an. Die Untersuchungsergebnisse zur Restaurierungsgeschichte werden von Andreas Menrad beschrieben. Diese wird in sieben Phasen unterteilt, von der Entstehung des Altars Ende des 15. Jahrhunderts über verschiedene Überfassungen und der umfassenden Restaurierung von 1928 anlässlich der Dürer-Ausstellung bis zur Konservierung in den 1980er Jahren unter Menrad als Leiter der Sicherungsmaßnahmen selbst. Der ursprüngliche Aufbau ist nicht bekannt. Trotz der im Lauf der Zeit eingetretenen Veränderungen und Schäden hat der Altar nichts an Bedeutung eingebüßt.

Die Gemälde werden von Stefan Roller genauer betrachtet. Bereits Rebecca Müller hat den Bezug zu Nürnberg und die Verbindung zu Michael Wolgemut bestätigt, nachdem schon 1891 Henry Thode das Werk Wolgemut zugeschrieben hatte. Verschiedene Motive weisen laut Roller nach Nürnberg und zu Wolgemut. Er unterscheidet zwei stilistisch ähnlich arbeitende Maler, die daran beteiligt waren. Nur einen davon kann man genauer mit Werken fassen. Roller tendiert zu einer Entstehung um 1490, kann aber eine Dürer-Beteiligung nicht nachweisen.

Lisa Eckstein und Dagmar Hirschfelder vergleichen das Werk mit einer Kreuztragung aus dem Germanischen Nationalmuseum, die dem „Meister des Crailsheimer Altars“ zugeschrieben wird. Sie kommen zu dem Schluss, dass beide Werke von unterschiedlichen Malern geschaffen wurden, aber die Unterzeichnung annähernd gleich ist. Daher gehen sie von einem Werkstattzusammenhang aus und dass eine Person für die Entwürfe zuständig war. Der Maler der Nürnberger Kreuztragung arbeitete vielleicht zeitweise bei Wolgemut, war aber nicht am Crailsheimer Retabel beteiligt.

Mit den Beziehungen des Crailsheimer Altares zu Schlesien beschäftigt sich Agnieszka Patała. Es gibt keine Dokumente zu Beziehungen zwischen Crailsheim und Schlesien im 15. Jahrhundert. Die vorgestellten Meister der Jahreszahlen und Meister des Gießmannsdorfer Altars wurden jedoch wie die Maler des Retabels in Nürnberg ausgebildet, wo sie dieselben Vorlagen vorfanden.

Die geschnitzten Bildwerke des Crailsheimer Retabels stammen nach Matthias Weniger aus einer Werkstatt, die eine stilistische Nähe zu Veit Stoß zeigt. Um die Frage der Datierung zu klären, vergleicht der Autor die Figuren mit anderen Werken aus der Region, die in der gleichen Zeit entstanden. Die Schreifiguren wirken fortschrittlicher als die Vergleichsbeispiele. Dies spricht für eine Datierung um 1500, da Stoß 1496 aus Krakau zurückkehrte. Legt man sich fest und datiert das Crailsheimer Retabel um 1490, wie die anderen Autoren des Bandes belegen, dann zeigen die Figuren laut dem Autor eine frühe Auseinandersetzung mit Veit Stoß. So kann schon während seiner Zeit in Krakau eine Verbindung zu Bildhauern aus dem süddeutschen Raum bestanden haben – eine Überlegung, über die weiter geforscht werden kann. Die Stifterfrage wird von Helga Steiger untersucht. Der heutige Zustand des Crailsheimer Hochaltares gibt keinen Hinweis auf einen Stifter. Seine Größe und Qualität würden auf den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach oder den lokalen Adel verweisen. Bei der Geißelung Christi auf der rechten Seite steht eine Person im roten Mantel, die als einzige aus dem Bild schaut. Sie stellt einen Zeitgenossen dar, der ca. 55–60 Jahre alt war. Weitere Indizien führen die Autorin zum Sekretär und späteren Kanzler des Markgrafen: Johannes Völker. Steiger vermutet, dass der Hochaltar eine ursprüngliche Stiftung der Familie Völker in der Familienkapelle war, bevor er zum Hauptaltar wurde.

Zum Schluss wertet Wolfgang Urban umfangreiches Quellenmaterial zu den verschiedenen Aspekten des Altares und die Beziehungen des Crailsheimer Altares zur Liturgie und Frömmigkeitskultur des Mittelalters aus. Seiner Meinung nach wurde das Crailsheimer Retabel vor der Zerstörung während und nach der Reformation verschont, weil es den Kreuzestod und das Wirken Johannes des Täufers mit der Bibel als theologische Basis des „sola scriptura“-Prinzips bildlich veranschaulicht. Der Autor zeigt auf, dass die Heiligen auf den Predellenflügeln

eine Beziehung zur Heiligenverehrung in Franken und Nürnberg haben. Dadurch liefert er einen weiteren Bezug zum angenommenen Entstehungsort.

Nach der Lektüre wird dem Leser verständlich, warum das Crailsheimer Retabel zu den beeindruckendsten Werken der schwäbisch-fränkischen Grenzregion gehört. Abgerundet wird dieser Tagungsband mit qualitativ guten Abbildungen und einer ausführlichen Bibliografie.

Silke Karl

Edeltraud Ziegler, Ingeborg Hölzle: Hollenbach. Ein Dorf mit Geschichte und Geschichten, Mulfingen (Selbstverlag Gerhard Bartz) 2018. 477 + 55 S., zahlr. Abb.

Willy Grün, Rudi Schmidt, Inge Neubert, Walter Blank: Elpersheimer Heimatbuch. 800 Jahre 1219–2019. Chronik, Weikersheim (Stadt Weikersheim, Ortsteil Elpersheim) 2019. 336 S., zahlr. Abb.

Christine Schmidt: Schönbühl, ein kleiner Weiler feiert Jubiläum. Hg. Stadtverwaltung Bad Mergentheim – Stadtarchiv, Neustadt an der Aisch (Verlagsdruckerei Schmidt) 2019. 35 S., zahlr. Abb.

Peter Reinhardt: Festschrift 800 Jahre Honsbronn 1219–2019. Weikersheim (Stadt Weikersheim, Ortsteil Honsbronn) 2019. 84 S., zahlr. Abb.

Am Ende des Jahres 1219 übertrugen drei Brüder der regionalen Hochadelsfamilie von Hohenlohe eine Reihe von Besitzungen in und um Mergentheim dem geistlichen Deutschen Orden, dem sie selbst als Ritter beitraten. In einer Reihe von Urkunden, die aus diesem Anlass aus gefertigt wurde, finden einige Orte im südlichen Main-Tauber-Kreis und im angrenzenden Hohenlohekreis ihre Ersterwähnung. In Hollenbach, Elpersheim, Schönbühl und Honsbronn entstanden anlässlich des 800-jährigen Jubiläums gedruckte Ortsgeschichten und -chroniken unterschiedlichen Umfangs.

Die mit 3,8 Kilogramm schwergewichtigste und mit insgesamt 532 DIN-A-4-Seiten voluminöseste Dorfgeschichte hat Edeltraud Ziegler (Schöntal) gemeinsam mit ihrer Co-Autorin Ingeborg Hölzle (Kirchheim/Teck) bereits 2018 über den Mulfinger Ortsteil Hollenbach (Hohenlohekreis) vorgelegt, zu dessen Sehenswürdigkeiten die Stephanuskirche mit romanischem Chor und die benachbarte sehr alte Linde zählen. Der 477 Seiten umfassende Hauptteil des Bandes enthält eine immense Materialfülle zur lokalen Historie, in dreijähriger Arbeit von der gebürtigen Hollenbacherin E. Ziegler aus dem örtlichen Gemeinde- und Pfarrarchiv, dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, dem Staatsarchiv Ludwigsburg, aber auch aus den Erinnerungen vieler Alteingesessener zusammengetragen. Kindergärten, Schulen, Kirch- und Friedhöfe, Wirtschaften und Gaststätten, die Landwirtschaft, Bräuche, alte Gebäude und Hofstellen, alteingesessene Familien und deren Hausnamen, „Altertümer“, Handwerk und Industrie, Kriegsereignisse, das Vereinsleben, die (evangelische) Kirchengemeinde, auswärtige Einflüsse, die medizinische Betreuung, Kaufläden und Händler, Brunnen und Wasserversorgung, Flurnamen, örtliche Honoratioren, Jugendaktivitäten, die ehemalige jüdische Gemeinde, das Jagdwesen, die Dorfentwicklung und die Raiffeisenbank begeben uns hier in bunter, reich illustrierter Fülle. Den Anhang (55 Seiten) bilden „Geschichten vom Federolfen Hof in Hollenbach und die Entwicklung der Landwirtschaft in Hohenlohe“ von I. Hölzle, die auf diesem Hof aufgewachsen ist. Eine CD mit „Geschichten vom Federolfen Hof in Hollenbach“, in Mundart vorgetragen von der Autorin des Anhangs, liegt dem Band bei.

Nicht weniger breit angelegt ist der wesentlich handlichere Jubiläumsband über den Weikersheimer Stadtteil Elpersheim, dessen Texte und zahllose Abbildungen von einem vierköpfigen örtlichen Autorenteam in mehrjähriger Arbeit zusammengestellt worden sind. Auch hier finden sich im Wechsel Abschnitte zur Dorfgeschichte, zu Verkehr und Infrastruktur, zu neueren Ereignissen und Projekten der Gemeinde, zur Wirtschaft, Landwirtschaft und Jagd, zur Kirche und Schule, über Vereine und vieles mehr. Besonderes Interesse verdient der vom 16. Jahrhundert bis zur Einschleppung der Reblaus am Ende des 19. Jahrhunderts hier blühende Weinbau

– heute wird in Elpersheim noch eine Rebfläche von 7 ha mit den Lagenamen „Mönchsberg“ und „Propstberg“ angebaut. Zeugnis des einst ausgedehnteren Weinbaus sind die Steinriegel an den Tauberhängen, die durch Aufschichtung von aufgelesenen Steinen an den Eigentumsgrenzen entstanden sind. Die Steine dienten im Nebeneffekt der Klimaregulierung: sie heizten sich tagsüber auf, speicherten die Wärme und gaben sie nachts wieder ab. Seit 1995 ist die „Steinriegellandschaft zwischen Weikersheim und Elpersheim“ als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Für die historische Darstellung des einst von Wall und Graben umgebenen und mit Toren ausgestatteten Dorfes hat das Autorenteam örtliche Stellen und Vereine, darüber hinaus aber auch die einschlägigen Archive in Neuenstein, Ludwigsburg, Wertheim-Bronnbach und Bad Mergentheim konsultiert. Abgerundet wird das „Elpersheimer Heimatbuch“ durch eine umfangreiche Dokumentation über die Veranstaltungen des Jubiläumsjahrs 2019 mit vielen Fotos

Zur Geschichte des kleinen Weilers Schönbühl mit seinen 26 Einwohnern, heute zum Bad Mergentheimer Stadtteil Rot gehörig, hat Stadtarchivarin Christine Schmidt, mittlerweile im Ruhestand, eine kleine Broschüre erarbeitet. Über Lehensverhältnisse, Jagdstreitigkeiten, über die Höfe aus einem Lagerbuch von 1769, die örtliche Kapelle, über die Kirchen- und Schulzugehörigkeit zu Rot, aber auch über eine weithin bekannte Gastwirtschaft in dem etwas abseits der Fernstraßen gelegenen Flecken enthält die Schrift viele detaillierte Angaben. Auch eine Mordtat im Wald auf Schönbühler Markung im Sommer 1803 mit einem umherziehenden Sägenfeiler als Opfer und einem vagabundierenden Musikanten als flüchtenden Täter findet eingehende Würdigung.

„Der kleine Ort liegt abseits der Welt“ urteilt die Mergentheimer Oberamtsbeschreibung 1880 über das heute zu Weikersheim gehörende Honsbronn auf einer Muschelkalk-Hochfläche zwischen Aschbach- und Vorbachtal. Allerdings habe „die große Politik immer wieder Spuren in der Ortschaft mit kaum mehr als 200 Einwohnern“ hinterlassen, betont dem gegenüber der aus Honsbronn stammende Autor der jetzt erschienenen Jubiläumsbroschüre, der Zeitungsredakteur Peter Reinhardt (Stuttgart). Der frühere Konfessionsstreit, die Auswanderungen und die großen Kriege des 20. Jahrhunderts kommen in gleicher Weise zur Sprache wie die Aussiedlungen nach dem Zweiten Weltkrieg, die „Ortsverschönerung“ und der Strukturwandel in der Landwirtschaft mit der Entwicklung vom Bauerndorf zum Wohnort für Auspendler. Ein umfangreicher textloser Mittelteil zeigt „Ein Dorf in Bildern“.

Christoph Bittel

Gaildorf im Wandel. Historische Postkarten Sammlung Hans König. Hg. von Familie K ö n i g , o. O. (Linus Wittich Medien) 2020. 84 S., zahlr. Abbildungen

Die wahren Revolutionen schaffen es nur selten in die Geschichtsbücher. Anders als die „großen“ Revolutionen der Weltgeschichte verlaufen sie leise, denn ihnen fehlt das zentrale, einzigartige Ereignis, das sie auch später noch für jedermann greifbar macht. Wer könnte beim Schlagwort Französische Revolution nicht den Sturm auf die Bastille im Jahr 1789 oder für die Russische Revolution nicht die Erstürmung des Winterpalais 1917 nennen (oder zumindest die Ermordung der Zarenfamilie)? Aber wer weiß schon von einer „Leserevolution“ oder wer kann den Begriff der „Transportrevolution“ aus dem Stegreif erklären und historisch einordnen? In diesem Sinne: Wie wäre es mit einer weiteren, der „Schreibrevolution“?

Mit der Entwicklung des modernen Schulwesens im 19. Jahrhundert, in Deutschland besonders nach der Reichsgründung von 1871, nahm die allgemeine Lese- und Schreibfähigkeit in rasantem Tempo zu. Nun waren auch Hinz und Kunz in der Lage zu entziffern, was auf Litfaßsäulen oder in der Zeitung stand und – wenn es sein musste – sogar kurze Texte selbst zu verfassen (und das im Gegensatz zu heute meist fehlerfrei...). Auch der Brief, bis um 1800 das Privileg einer kleinen, besitzenden und gebildeten Schicht, wurde jetzt zum Allgemeingut, nicht zuletzt, weil das Porto ab- und die Beförderungsgeschwindigkeit zunahm. Um 1870 kam dann ein neues Kommunikationsmittel auf, eine Form der schriftlichen Mitteilung, die einem

Goethe noch unbekannt gewesen war: die Postkarte. Durch die Erfindung der Fotografie und Verbesserungen im Druckereiwesen waren diese „Datenträger“ einfach, massenhaft und zu günstigen Preisen herzustellen, sodass sie sich rasch wachsender Beliebtheit erfreuten. Aber warum genau waren sie so beliebt? Nun, sie ermöglichten mit einfachen Mitteln das Auffrischen von Beziehungen und Bekanntschaften, auch über große Entfernungen hinweg. Außerdem konnte man damit dokumentieren, dass man – Stichwort: Eisenbahn – es sich leisten konnte, an der neu gewonnenen Mobilität teilzuhaben und in der Lage war, aus eigener Anschauung mitzureden, etwa wenn es um die touristisch „angesagten“ Orte ging. Und gegenüber dem Brief bot die Postkarte einen großen Vorzug: hatte sich der Schreiber erst einmal einen Text für seinen Gruß zurechtgelegt, konnte er ihn problemlos für alle weiteren Karten übernehmen, denn die Empfänger wohnten in der Regel weit verstreut und kannten einander oft gar nicht. Um wie viel mühsamer dagegen ein Brief...

Doch nun zum Eigentlichen: Der 2017 verstorbene Gaildorfer Altbürgermeister Hans König hat sich um die Geschichte seiner Heimatstadt außerordentlich verdient gemacht. Nicht zuletzt deshalb ernannte man ihn dort zum Ehrenbürger. Nicht unerwähnt bleiben darf an dieser Stelle, dass Hans König dem Historischen Verein für Württembergisch Franken über viele Jahre hinweg als aktives Mitglied mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat. Im Lauf der Zeit wurde ihm das Forschen und Schreiben über die Heimatgeschichte gewissermaßen zum zweiten Beruf. In zahlreichen Büchern, Aufsätzen und Vorträgen ging er – stets adressatenbezogen und publikumswirksam – dem Leben ehemaliger Gaildorfer nach, vom einfachen Arbeiter über den Künstler und Arzt bis hin zum erfolgreichen Geschäftsmann. Darüber hinaus sammelte er mit großer Leidenschaft historische Postkarten aus dem Gaildorfer Raum. Über 500 waren es am Ende. Bereits 1989 erschien, gespeist aus diesem Fundus, ein Bildband mit dem Titel „Gaildorf – Bilder aus der ehemaligen Oberamtsstadt“. Dreißig Jahre später machten sich seine Söhne Gerhard, Dieter und Jürgen erneut ans Werk und durchforsteten den Nachlass des Vaters für eine weitere Publikation zu diesem Thema. Das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Einschneidende Zäsuren für die Stadtgeschichte waren der große Stadtbrand von 1868 und die Zerstörungen bei Kriegsende im Jahr 1945. Sie hinterließen bleibende Spuren im Stadtbild. Das und anderes kann man in der ausführlichen Zeittafel nachlesen, die dem Bildteil vorangestellt ist. Im Hauptteil stellt der handliche Band historische Postkarten modernen Ansichten gegenüber, die – zumeist als Luftaufnahmen – eigens für diesen Zweck gemacht wurden. Es beginnt mit Ansichten der Innenstadt, geht danach zu den Teilorten über, gefolgt von einzelnen Bauwerken, wobei den Schlössern und Kirchen ein besonderes Augenmerk gilt. Es folgen Postkarten mit Personengruppen, darunter Konfirmanden, Handwerker, Soldaten, Chöre, Musikkapellen, Umzüge und Feste. Den Schlusspunkt bildet ein Weihnachtsgruß aus dem Jahr 1917, mit einem auf der Umseite abgedruckten Gedicht des damaligen Stadtschultheißen. Es wünscht allen Lesern, dass der Krieg sich bald zu „gutem End“ wenden und es dann „Viktoria“ heißen werde. Heute wissen wir, dass es anders kam.

Der Bildband zeugt von der Liebe zum Detail, genauso wie von dem großen Fundus, aus dem seine Macher schöpfen konnten. Man blättert gern darin, auch wenn – dies zu sagen sei erlaubt – Gaildorf nicht unbedingt zu denjenigen Orten im deutschen Südwesten gehört, die man primär zu touristischen Zwecken aufsucht. Den Gaildorfern kann das herzlich egal sein. Sie haben hier ein Stück Heimatgeschichte, das man jedem, der gern im Limpurger Land lebt, nur aufs Wärmste empfehlen kann. Erhältlich ist das Buch über den Online-Handel und die Geschäftsstellen der Südwestpresse.

Festzuhalten bleibt: Postkarten sind ein immer noch beliebtes Kommunikationsmittel. Seit dem Aufkommen des digitalen Informationsaustauschs gehören sie jedoch, wie auch der handgeschriebene Brief, zu den bedrohten „Schreibarten“. Ob es ihnen vergönnt ist, die Digitalisierung zu überleben, wird sich zeigen. Man weiß ja: Der Mensch ist, was er tut. Also, schreiben Sie weiter eifrig Postkarten! Auch aus Gaildorf.

Herbert Kohl

Die Tochter des Papstes: Margarethe von Savoyen. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Bearbeitet von Peter Rückert, Anja Thaller und Klaus Oschma. Stuttgart (Kohlhammer) 2020. 248 S., zahlr. Abb., 1 Audio-CD

Dem Haus Württemberg gelang es immer wieder, seine Angehörigen mit Repräsentanten bedeutender europäischer Dynastien zu vermählen. Man denke an die engen familiären Bande mit den russischen Zaren im 19. Jahrhundert. Aber schon im 15. Jahrhundert wusste Eberhard im Bart durch seine Verbindung mit Barbara, der Tochter des Markgrafen Ludwig III. Gonzaga von Mantua, seiner beschaulichen Uracher Residenz einen Abglanz italienischer Grandezza zu verleihen. Zur prachtvollen Hochzeit am 3. Juli 1474 waren angeblich 14 000 Gäste geladen. Einen womöglich noch grandioseren Coup landete sein ansonsten glückloser Onkel Graf Ulrich V., der im Stuttgarter Landesteil herrschte, indem er 1453 Margarethe von Savoyen ehelichte. Der Aufmerksamkeit heischende Titel „Die Tochter des Papstes“ mag bei heutigen Lesern skandalöse Konnotationen auslösen. Für Margarethes Zeitgenossen klang es wohl eher wie ein Ehrentitel, mit ungeheurem Sozialprestige verbunden. Dabei entstammte sie ohnehin schon einer illustren Familie.

Margarethe wurde 1420 im Schloss Morges am Genfer See als jüngste Tochter von Amadeus VIII. von Savoyen (1383–1451) und Maria von Burgund (1386–1422) geboren. Savoyen kontrollierte alle Passrouten der westlichen Alpen. Es erstreckte sich im Westen bis vor die Tore von Lyon, im Osten grenzte es an das Herzogtum Mailand. Es umfasste ein geschlossenes Territorium vom Nordufer des Genfer Sees bis zum Mittelmeer. Bedeutende Orte (Genf, Chambéry, Bourg en Bresse, Turin, Nizza) gehörten dazu. Amadeus VIII. wurde 1416 durch König Sigismund in den Herzogsstand erhoben. Als ihn 1439 das Basler Konzil als Felix V. zum Gegenpapst wählte, stand er im Zenit seiner Macht.

Margarethes Erziehung erfolgte mit besonderer Sorgfalt. Sogar Schreiben und Latein durfte sie erlernen. Wie üblich wurde sie schon mit 11 Jahren verheiratet. Die Ehe mit Ludwig III., Herzog von Anjou und designiertem Herrscher von Sizilien und Neapel, sollte das Prestige des Hauses Savoyen durch einen Königstitel weiter steigern. 1434 reiste Margarethe nach Unteritalien, wo sie in Cosenza von ihrem Ehemann in Empfang genommen wurde. Das Paar verbrachte nur wenige gemeinsame Wochen. Dann zog Ludwig in den Krieg, um seine Ansprüche gegen Rivalen durchzusetzen, und verstarb bald darauf. Mit 14 war Margarethe bereits Witwe und kehrte in ihre Heimat zurück, wo sie die nächsten zehn Jahre verbrachte.

Ihren königlichen Titel führte sie weiter. Damit und etwas später als „Tochter des Papstes“ war sie eine begehrte Partie auf dem europäischen Heiratsmarkt. Es fanden sogar Verhandlungen mit Friedrich III. statt, die sich aber zerschlugen, weil sich der junge deutsche König nicht in den Päpstestreit einzumischen wagte. 1445 heiratete Margarethe den nach dem Habsburger bedeutendsten Fürsten im Reich, Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz, den die versprochene Mitgift von 125 000 Rheinischen Gulden lockte. Somit residierte Margarethe im prachtvollen Heidelberger Schloss, doch kurz nach der Geburt des Thronfolgers starb 1449 ihr Ehemann. Die Stellung der Witwe war nicht gefestigt genug. Ihr Schwager Friedrich übernahm die Regentschaft und die Vormundschaft über ihren Sohn Philipp. Margarethe zog sich auf das ihr zugewiesene Witwengut in Möckmühl zurück.

1453 heiratete Margarethe Graf Ulrich V. von Württemberg. Auch für ihn war es bereits die dritte Ehe. Ulrich konnte dadurch sein Ansehen deutlich steigern. Und Margarethe rückte wieder ins Zentrum einer beachteten Residenz. Ulrich fügte seinem Landesteil durch eine abenteuerliche Außenpolitik, insbesondere durch die katastrophale Pfälzer Fehde, schweren politischen und wirtschaftlichen Schaden zu, aber Margarethe konnte durch Aktivierung ihres dynastischen Netzwerkes, das über ihre Heimat Savoyen, Burgund und die Eidgenossen bis zum französischen König Ludwig XI. reichte, manche Last mildern.

Margarethe verbrachte ihre zweite Lebenshälfte in Württemberg. Die Eheleute kamen offenbar gut miteinander aus. Ulrichs Beiname „Der Vielgeliebte“ zeigt, dass er anscheinend mit

einem freundlichen Wesen die Sympathien der Menschen zu gewinnen wusste. Mit der Ummauerung der Esslinger Vorstadt im Süden, der planmäßigen Erweiterung durch die „Reiche Vorstadt“ im Norden, der Neuanlage von Marktplatz und Rathaus sowie ambitionierten Kirchenbauten (Sankt Leonhardt, Kirche „Unserer lieben Frau und Sankt Ulrich“, Ausbau der Stiftskirche) gewann die Stuttgarter Residenz ihr die nächsten Jahrhunderte prägendes Aussehen. Margarethe bekam drei Töchter, aber nur Helene, die jüngste, überlebte ihre Eltern. Sie heiratete 1476 Graf Kraft VI. von Hohenlohe und wurde zur Stammutter des Hauses Hohenlohe. Margarethe starb im damals respektablen Alter von 59 Jahren, ein Jahr vor ihrem Gatten. Der mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Band bietet auf rund 100 Seiten fundierte fachwissenschaftliche Aufsätze. Weitere 130 Seiten umfassen den Katalog zur Ausstellung, die als international angelegtes Projekt zuerst in Stuttgart gezeigt wurde, um danach im Chateau de Morges in der Schweiz und im Archivio di Stato in Turin präsentiert zu werden. Nach mehr als einem halben Jahrtausend haben sich nur noch wenige Gegenstände erhalten, die aber besonders wertvoll sind, wie eine außergewöhnlich verzierte Armbrust, die Margarethe für ihren jagdfreudigen Gatten Ulrich anfertigen ließ, oder die sog. Hohenloher Kette, ein Kleinod spätgotischer Goldschmiedekunst, die Margarethe vermutlich ihrer Tochter Helene zur Hochzeit schenkte. Rund 130 Briefe aus der württembergischen Zeit Margarethes sowie viele hundert Miniaturen in den Handschriften, die Margarethe für ihre Bibliothek besorgen ließ, vermitteln einen lebendigen Eindruck der Lebenswelt einer europäischen Fürstin und der Stuttgarter Hofhaltung. Als Vorbild nicht nur für die württembergische Residenz diente der prachtvolle burgundische Hof Philipps III., Margarethes Cousin. Als attraktives Bonusmaterial enthält der Band eine CD mit Musikstücken und Texten, die die für uns so weit entfernte Umwelt der Margarethe als Hörerlebnis lebendig werden lassen.

Wer Corona-bedingt auf einen Besuch der Ausstellung verzichten musste, findet mit diesem Band immerhin eine Alternative, um ein wenig in den „Herbst des Mittelalters“ einzutauchen.

Bernd Kretzschmar

Clemens R e h m , Annette R. H o f m a n n : Gustav Struve. Turner, Demokrat, Emigrant. Ubstadt-Weiher (regionalkultur) 2020. 112 S., mehrere Abb.

Die Begriffe Geschichts- und Erinnerungskultur sind seit den 1990er-Jahren fester Bestandteil des deutschen Sprachschatzes. Sie meinen Unterschiedliches, werden aber häufig synonym verwendet. Die bundesdeutsche Erinnerungskultur – so der vorliegende Band in seiner Einleitung – ruht im Wesentlichen auf drei Säulen: der Auseinandersetzung mit den beiden deutschen Diktaturen sowie der Demokratieggeschichte. Zu diesem Zweck wurden zahlreiche Erinnerungs- und Gedenkstätten geschaffen, die diesen Themen unserer Nationalgeschichte gewidmet sind. Zu den wichtigsten Orten der bundesdeutschen Demokratieggeschichte zählen das Hambacher Schloss, die Frankfurter Paulskirche, der Reichstag in Berlin und die Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte in Rastatt. Auch das Haus der Geschichte in Bonn und das Zeitgeschichtliche Forum in Leipzig haben, was die Zeit nach 1945 betrifft, dem geschichtsinteressierten und demokratiebejahenden Besucher viel Interessantes zu bieten.

Ein wichtiger Teil der Erinnerungskultur sind wissenschaftliche Tagungen, die sich – häufig an Jahrestagen – mit historischen Persönlichkeiten oder bedeutenden Ereignissen befassen. So wurde im Jahr 2019 auf einem Kolloquium in Rastatt an den badischen Revolutionär Gustav Struve erinnert. Zum 150. Todestag im Jahr 2020 erschienen die dort gehaltenen Vorträge samt dem abschließenden Podiumsgespräch in gedruckter Form. Struve gehörte zwar zur ersten Garde der badischen Demokraten, stand aber immer im Schatten des großen Gustav Hecker, der schon während der Revolution zur politischen Kultfigur wurde. Über Struve heißt es in der „Deutschen Biographie“: „Kaum ein Vorkämpfer der Demokratie in Deutschland wird von seinen Biographen so negativ beurteilt wie Struve: Er erscheint als permanent scheiternder,

selbstgerechter Doktrinär.“ Selbst wenn dem so ist: Kein Grund, seiner nicht zu gedenken, denn das Scheitern markiert oft die Stationen auf dem Weg zum Erfolg.

Die Revolution der Jahre 1848/49 hatte ihre Zentren, was ihre außerparlamentarische Seite betrifft, in Sachsen, in der Pfalz und besonders in Baden. Dort gelang es den Revolutionären im Frühjahr 1849 sogar den Großherzog in die Flucht zu schlagen und selbst die Regierung zu übernehmen. Doch den von Fürst Leopold zu Hilfe gerufenen preußischen Truppen waren die Aufständischen nicht gewachsen. Mit der Kapitulation der Festung Rastatt am 23. Juli 1849 war die Revolution endgültig gescheitert. Nun herrschte in Baden wieder das Ancien régime, das seinen Herrschaftsanspruch mit drakonischer Strenge durchsetzte. Zehntausende mussten fliehen, weil ihnen ansonsten Haft oder gar die Todesstrafe drohte. Die meisten wanderten nach Amerika aus. Viele von ihnen, auch Gustav Struve, wurden im amerikanischen Bürgerkrieg als „Forty-Eighters“ zu Freiheitskämpfern auf der Seite der Nordstaaten.

Viele Details und Facetten seiner komplexen und nicht immer widerspruchsfreien Persönlichkeit lassen sich in dieser kompakten und lesenswerten Aufsatzsammlung aufspüren. Struve war seiner Zeit in Vielem voraus. So führte er mit seiner Frau Amalie, einer Frauenrechtlerin und ebenso bedeutenden Teilnehmerin der 48er-Revolution, eine Ehe „auf Augenhöhe“. Er ernährte sich fleischfrei und widmete sich neben seinem Beruf, der Juristerei, der sogenannten Phrenologie, wohl einer frühen Form dessen, was man heute als Hirnforschung bezeichnet. Die Verbindung von körperlicher Ertüchtigung und freiheitlichem Denken gehört zu den Besonderheiten des deutschen Vormärz. Doch bei Struve wird die Sache nebulös: Er war im Jahr 1846 zwar unter den Gründungsmitgliedern des Mannheimer Turnvereins, jedoch gibt es keine Belege dafür, dass er jemals selbst geturnt hat. „Maulturner“ nannten politische Gegner Männer wie ihn deshalb gern. Der von ihm initiierte, nach wenigen Tagen gescheiterte Septemberputsch im südlichen Baden vermochte nur wenig Nachruhm zu generieren: der Volksmund machte ihn kurzerhand zum „Struwelputsch“. Über die Schweiz und England gelangten Struve und seine Frau Amalie in die Vereinigten Staaten. Nach der Generalamnestie durch die badische Regierung kehrte er nach Deutschland zurück. 1870 starb er in Wien.

Museen, Gedenkstätten, Denkmale, Tagungen, Gedenktage: historisches Erinnern findet in vielfältiger Form statt. Aber was davon ist nachhaltig, was besonders wirksam? Lassen wir dazu einen der Teilnehmer des abschließenden Podiumsgesprächs zu Wort kommen: „Ich glaube nicht, dass es reicht, zu sagen: Gut, dann schaffen wir eben noch ein paar Orte wie den Balkon in Lörrach, wo Struve seinerzeit die Republik verkündet hat, oder feiern die Kanonenkugel, die in Staufen in der Wand steckt, noch etwas mehr. Das nützt nicht viel, das muss in die Köpfe rein, das muss in die Bildungspläne, das muss in die Bildungspraxis hinein ... Wir brauchen tatsächlich mehr Aktivität in der Erinnerung und nicht einfach noch ein paar zusätzliche Räume.“ Mag sein, aber wäre das nicht ein „verordnetes“ Erinnern, das jedem Demokraten suspekt sein müsste?

Herbert Kohl

31 Lebensbilder aus der Zeit von 1914 bis heute (Geschichte(n) aus Bad Mergentheim 6), hg. v. Geschichtswerkstatt Bad Mergentheim e.V., 2020, 227 S.

Die Geschichtswerkstatt e. V. von Bad Mergentheim hat in ihrer Reihe bemerkenswerter Persönlichkeiten aus der Geschichte Mergentheims und angrenzender Ortschaften nun abschließend den sechsten Band vorgelegt. In 31 Lebensbildern werden sehr verschiedene Lebensläufe vorgestellt, die entweder für die Stadt wichtig waren oder/und besondere, individuelle Lebensleistungen aufzeigen. Der zeitliche Rahmen war wie beim vierten Band das 20. Jahrhundert. Die dargestellten Personen wurden von den einzelnen Autoren aus einer zuvor aufgestellten Liste ausgewählt.

Die alphabetisch angeordneten Biographien sind auch aufgrund des vorhandenen Quellenmaterials zwischen zwei und zwanzig Seiten lang. Auch der Stil und die Bearbeitungsart der einzelnen Autoren differieren sehr stark. Sie reichen von einer fast schon tabellarischen Auflis-

stung von Lebensdaten bis hin zum wortgewandten Essay. Durch den beigefügten Anmerkungsapparat kann der interessierte Leser jederzeit selbst weiter recherchieren.

Bemerkenswert ist, dass bei 31 Kurzbiographien immerhin sechs Frauen vertreten sind, die in voremanzipatorischen Zeiten „ihren Mann gestanden haben“. Etwas verstörend dabei ist jedoch, dass Frauengestalten mit Adjektiven ausgestattet werden, die auch ihre soziale Kompetenz unterstreichen sollen. Das war unnötig, denn Herz und Mut möchte man – wenn auch nicht genannt – doch auch den männlichen Charakteren unterstellen. Da die Personen nicht nach einem objektiven Verfahren mit zuvor festgelegten Kriterien ausgewählt wurden, sondern eine subjektive Auswahl des jeweiligen Autors darstellen, wird man die eine oder andere wichtige Persönlichkeit nicht darin finden. Es ist allerdings auch nicht der Anspruch dieses Buches, die Personen allumfassend, systematisch und nach Wichtigkeit abgestuft aufzunehmen, sondern im Gegenteil auch unspektakulären Lebensläufen Raum zu geben.

Besondere Aussagekraft erhält das Buch dort, wo man die unterschiedlichen Biographien aus der Zeit des Nationalsozialismus mosaikartig nebeneinandersetzt. Diese Zeit wird sowohl aus Sicht der Verfolgten geschildert, wie etwa der Lebensweg von Johanna Delius (Sinti) oder des Rabbiners Dr. Kahn, als auch von Seiten der Mergentheimer Kommunalpolitiker wie Carl Lüllig oder Lothar Daiker. Mitläufertum wie im Falle von Dr. Gustav Adolf Renz, der in seinen späteren Jahren seine Schriften mit Adolf Renz unterzeichnete, hätte man durchaus pointierter herausstreichen können. Hier wird eine Zeit von innen heraus nacherlebbar und das in einem Umfeld, in dem sich die meisten Leser dieses Buches wahrscheinlich täglich bewegen. Vielleicht liegt gerade in der breitgefächerten Aufstellung des Buches der besondere Reiz, die Lebendigkeit einer Stadt in ihren vielen Facetten einzufangen. Der Leser wird dazu ermuntert, das Buch immer wieder zur Hand zu nehmen und sich in kleinen Häppchen die Skizzen vergangenen Lebens zu Gemüte zu führen.

Alice Ehrmann-Pösch

Birgit K u l e s s a und Christoph B i t t e l : Bad Mergentheim – Archäologisches Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 42, hg. vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit der Stadt Bad Mergentheim. Filderstadt-Plattenhardt (F. u. T. Müllerbader) 2020. 368 S., zahlr. teils farbige Abb., 5 Beilagen als thematische Karten

Auf den letzten beiden Seiten des im DIN-A4-Format als Broschur gebundenen Werks sind alle 42 Bände aufgelistet und in einer Karte dargestellt. Es fällt auf, dass der fränkische Teil Baden-Württembergs überproportional vertreten erscheint: Tauberbischofsheim, Hardheim und Schweinberg, Buchen, Rosenberg, Ballenberg, Osterburken, Adelsheim, Walldürn, Mosbach in Badisch Franken, Bad Wimpfen, Heilbronn, Weinsberg, Lauffen am Neckar, Backnang und nun auch Bad Mergentheim befinden sich – bei großzügiger Auslegung – in Württembergisch Franken. Die Namen der Autoren sind durch die Jahrbücher unseres Historischen Vereins durchaus geläufig. Das spricht für Qualität und fundierte lokale Kenntnisse.

Üblicherweise ist das archäologische Stadtkataster eine Arbeitshilfe für alle Beteiligten, wenn Eingriffe in Grund und Boden, z. B. bei Baumaßnahmen, vorgesehen sind. So können frühzeitig Gespräche darüber geführt werden, welche Vorbereitungen oder Maßnahmen erforderlich erscheinen, um das „Archiv“ Boden fachlich fundiert zu „befragen“. Für Baumaßnahmen in der Vergangenheit kommt das Stadtkataster freilich zu spät, doch die dort gewonnenen Erkenntnisse gehören zu den Grundlagen, die helfen, ein solches Kataster zu erstellen.

Der vorgelegte Band erfüllt auch darüber hinaus gute Zwecke, z. B. bei einem Überblick über Mergentheims Stadtgeschichte. So ist der umfangreichste Textteil mit „Stadtgeschichte und Siedlungsentwicklung Bad Mergentheims“ betitelt. Hier haben beide Autoren namentlich gekennzeichnete Teile beigetragen. Im Teil 3 finden sich auch die Kataloge der Archäologischen Fundstellen und der Historischen Topographie. Eine wahre Fleißarbeit der Autoren, die auch die Anfänge der Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein beschreibt.

Eröffnet wird der Textteil mit der Überschrift „Stadtbewertung von Bad Mergentheim unter archäologischen Gesichtspunkten. Festlegung der archäologisch relevanten Bereiche (Karte 1)“. Nach der Stadtgeschichte folgt als Teil 3 „Kartentexte“, dann als weitere Teile Quellen und Literatur sowie Adressen. Vorworte von Regierungspräsident Reimer, Abteilungspräsident Dr. Wolf und Oberbürgermeister Glatthaar stehen am Anfang.

Das Untersuchungsgebiet des Katasters umfasst im Wesentlichen die mittelalterliche und neuzeitliche Altstadt, wie sie das Urkataster von 1833 erfasste, einschließlich des Schlosses und des zugehörigen Parks. Im Westen und Norden sowie teilweise im Süden der Altstadt wurde der Untersuchungsbereich dort erweitert, wo auf Grund der bisherigen Erkenntnisse aus Bodenfunden oder Schriftquellen zukünftig weitere Funde im „Archiv Boden“ zu erwarten sind. Der Wert des nun vorliegenden Archäologischen Stadtkatasters kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. So können künftig historische Fragestellungen präzise angegangen werden. Diese Aufarbeitung wird für die nächsten Jahrzehnte sicher Maßstäbe setzen. Die Bestandsaufnahme in Archiven, z. B. der Stadt oder im Staatsarchiv, aber auch vor Ort bei Begehungen stellt eine enorme Fleißarbeit dar. Hier galt es zu priorisieren. Nicht alle Auswertungen sind veröffentlicht, stehen aber den maßgebenden Stellen über den gedruckten Band hinaus zur Verfügung. Es stellt sich in dem Zusammenhang auch die Frage nach den Grenzen zwischen öffentlichem Interesse und Datenschutz.

Bad Mergentheims Baugeschichte bietet bemerkenswerte Akzente, z. B. einen offensichtlich verlorenen Königshof und die in der Region vergleichsweise aufwändige Stadtmauer, deren Bau auch beabsichtigte Veränderungen in der Sozialstruktur erreichte. Es stellt sich nur die Frage, warum ein solches Werk nicht schon früher entstanden ist? Erste archäologische Funde wurden bereits bei der Verlegung der Kaiserstraße 1777 und im 19. Jahrhundert bei der Fassung der Heilquellen gemacht und zeitgemäß dokumentiert. Umso besser, dass weitere „Leerstellen“ künftig mit dieser Arbeitshilfe vermieden werden können und zwischenzeitlich entstandene Lücken der stadtbezogenen Dokumentation mit diesem fulminanten Werk nun geschlossen wurden. Den Autoren und dem Landesamt für Denkmalpflege sei herzlich gedankt!

Zum Schluss noch eine praktische Anregung für weitere Veröffentlichungen: Was die Beilagenkarten angeht, sollte eine bessere Lösung für die Unterbringung gefunden werden. Beim Lesen drohen sie ständig herauszufallen und beschädigt zu werden.

Thomas Voit

Hermann Fischer (†) und Ernst Petersen: Die Orgelbauerfamilie Voit in Schweinfurt. Hg. von Uwe Müller und Ernst Petersen (Veröffentlichungen des Historischen Vereins Schweinfurt e.V., Neue Folge, Band 11). Schweinfurt 2020. 208 S., zahlr. teils farbige Abb., (zugleich 286. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde).

Der Autor Hermann Fischer hat rund 300 orgelwissenschaftliche Publikationen allein oder als Koautor geschrieben, darunter Standardwerke zu Orgeln im fränkischen Raum. Sein letztes großes Werk ist nun beim Historischen Verein Schweinfurt e.V. posthum erschienen. Durch die gute Zusammenarbeit mit seinem Koautor Ernst Petersen wurde sehr schnell deutlich, dass es in der Erforschung der Orgelgeschichte der Voits noch größere Lücken zu schließen gab. Diese neuen Erkenntnisse sind in knapper Form in dem Band enthalten. Als den Umständen des unerwarteten Ablebens von Hermann Fischer geschuldete Besonderheit ist darauf hinzuweisen, dass ergänzend zu dem Buch, weitere Hintergrundinformationen in loser Folge als Aufsätze von Herrn Petersen in der Schweinfurter Mainleite, der Mitgliederzeitschrift des Historischen Vereins, erscheinen. Zwei davon sind bereits im Jahr 2020 gedruckt worden.

Die Voits entwickelten sich als Orgelbauer aus einer alten Schreinerfamilie. Ihre Firma bestand in Schweinfurt ab ca. 1725 über drei Generationen bis 1840. Der erste Vertreter Johann Rudolf Voit (1695–1768) scheint während seiner Schreinerlehre bereits Erfahrungen im Orgelbau gesammelt zu haben. Er war ab 1718 mit der Wartung der in der Stadtpfarrkirche

St. Johannis aufgestellten Tretscher-Orgel von 1662 durch den Rat der Reichsstadt beauftragt. Daraus entwickelt sich eine eigene Werkstatt, die durch die im 18. Jahrhundert einsetzende Neuerung, u. a. auch Dorfkirchen mit Orgeln auszustatten, in Schwung kam. Erst seinem Sohn gelang es, mit einer Orgel für St. Salvator mit einem Instrument in Schweinfurt präsent zu sein.

Noch im 17. Jahrhundert existierte keine einzige Orgelbauwerkstatt in Mainfranken. Die bereits vorhandenen Instrumente waren importiert. Die Voits in Schweinfurt zeichneten sich dadurch aus, dass sie als einzige evangelische Orgelmanufaktur in der lutherischen Diaspora der katholischen Konkurrenz ebenbürtig waren. Voit-Orgeln sind noch heute im gesamten historischen Franken sowie in Südthüringen zu finden (in Baden-Württemberg bislang nicht). Es waren vornehmlich evangelische Territorien, die die Voits beauftragten. Es kamen aber auch von katholischen Kirchen Aufträge. Mancher Vertrag musste auch storniert werden, weil die Landesherren keine ausländische Konkurrenz duldeten, so z. B. 1738 in Junkersdorf bei Königsberg, damals zum Herzogtum Hildburghausen gehörend. Wie verworren damals die politischen Begleitumstände waren, zeigt, dass das Hauptwerk der Familie Voit im thüringischen Helmershausen steht.

Die Säkularisation machte viele Orgeln aus aufgelassenen Klöstern verfügbar. Daher brach der Bedarf an neuen Orgeln plötzlich ein. Die Voits arbeiteten als Instrumentenbauer weiter, ohne das Orgelgeschäft (Neubau, Reparatur, Wartung, Erweiterung, Anpassung gebrauchter Orgeln etc.) aufzugeben. So haben sie mehrere Hundert Clavichorde, Hammerklaviere und Aeolodikone – Vorläufer des Klaviers – konstruiert, gebaut und dafür geworben. Einige Instrumente haben sich in Übersee in Museen erhalten, sonst wüssten wir nicht davon, da hierzulande viele dieser Instrumente „verschwunden“ scheinen oder nicht zugeordnet werden können.

Die Entstehung des Buches und seine neuen Erkenntnisse waren auf Zufälle gegründet, die die akribische Suche der Autoren zu Tage förderte. So wurde bekannt, dass es eine Familiengeschichte der Voits gibt, die 1920 in Nürnberg gedruckt wurde. Darin sind die Orgelbauer-Voit, ein Familienzweig unter mehreren, mit biographischen Daten und Verwandtschaftsbeziehungen dargestellt. Für den württembergischen Teil Frankens ist die Spurensuche sicher noch nicht abgeschlossen. Der vorliegende Band stellt ja erst ein Zwischenergebnis dar.

Das Buch beginnt mit dem Vorwort der Herausgeber und dem Dank des Verfassers. Den inhaltlichen Auftakt bildet die Einleitung zum Mainfränkischen Orgelbau der beschriebenen Zeit, Ausführungen zur Familiengeschichte mit Vorfahren (der Verfasser dieser Buchbeschreibung ist mit diesen weder verwandt noch verschwägert), den drei Hauptprotagonisten, ihren Werkverzeichnissen und den Einzelbeschreibungen der Instrumente mit attraktiven farbigen Abbildungen. Für Orgel- und Instrumentenfreunde ein Muss, für haupt- oder nebenberufliche Schatzsucher und Heimatforscher eine neue Inspiration. Die Suche nach weiteren Voit-Spuren kann also mit diesen neuen Hilfsmitteln weitergehen.

Thomas Voit

Ulrich Dallmann / Roland Veith (Hg.): Von Schatzgräbern, Geistermessen, Aufhockern und feurigen Männern. Niederstetten (Günther Emigs Literaturbetrieb) 2020. 224 S.

Für uns, die wir in einer Zeit der Wissenschaftlichkeit und Rationalität leben, sind Sagen Kindergeschichten. Die eine oder andere Erzählung dieser Art findet sich heute noch in den Lesebüchern der unteren Klassen. Sie beflügeln die kindliche Fantasie, wecken Neugier und Schauer. Tatsächlich aber waren sie in vergangenen Zeiten vor allem auch in der Erwachsenenwelt lebendig. Sie wurden von Generation zu Generation weitererzählt und auf diesem langen Weg nicht selten umgeformt und inhaltlich bereichert. Wir können davon ausgehen, dass vieles von dem Erzählten – mehr oder weniger – wirklich geglaubt wurde. Ja, es gab Zwerge, Riesen, bedrohliche schwarze Hunde mit glühenden Augen, Klopff- und Wassergeister. Und so mancher wusste etwas von einer Hexe zu erzählen, die er noch selbst erlebt hatte. In Deutschland

wurde bekanntlich erst im Jahr 1775 in Kempten im Allgäu das letzte Todesurteil gegen eine Hexe verhängt.

Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm haben sich sehr intensiv mit dem überlieferten Volksgut befasst. Am bekanntesten sind die von Ihnen bearbeiteten und herausgegebenen „Kinder- und Hausmärchen“. Für sie ist die Sage eine „Kunde von Ereignissen der Vergangenheit, welche einer historischen Beglaubigung entbehrt“.

Die Gefahr, das altüberliefertes Volksgut verloren geht, ist groß. Der Verleger Günther Emig nahm das zum Anlass, im Main-Tauber-Kreis zu recherchieren und das, was noch aufzufinden war, vor allem die von Dallmann und Veith gesammelten Geschichten, in einem ansprechenden kleinen Buch thematisch aufbereitet, der Nachwelt zu überliefern.

Wie gesagt: Die Sage enthält einen gewissen, nachprüfbaren Kern. Das kann eine Burg (Neuhaus) oder eine Burgruine (Brauneck) sein, eine Kirche (Laudenbach) oder Kapelle, auch ein uraltes Sühnekreuz am Wegrand (Blutstein zwischen Ober- und Unterschüpf). Gleiches gilt für geheimnisvolle Höhlen (Poppenhausen) oder als verwunschen empfundene Seen (Pfaffenbrunnen bei Bronnbach) irgendwo tief im Wald. Ja, der „wilde Wald“ hatte für die Menschen früherer Zeiten immer etwas Geheimnisvolles und Gefährliches. Gewisse historische Ereignisse setzten sich über Generationen in der Erinnerung fest und wurden durch stetiges Weitererzählen – sicher oft unabsichtlich – verändert. Das gilt z. B. für die Zeit der Pest oder für die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges und die Kriegszüge der Schweden in Tauberfranken. Die Begegnungen mit dem Über- bzw. Unterirdischen geschahen oft zufällig. So erging es einem Lehrer und fünf Geschäftsleuten auf dem Weg zwischen Ilmspan und Großrinderfeld. Auf dem Heimweg trafen sie auf einen Fremden ohne Kopf. Der Schrecken war groß und übertrag sich auch auf die Menschen, die von dem ungeheuerlichen Ereignis erfuhren. Warum da jemand ohne Kopf spukte, bleibt völlig offen.

Häufiger sind wohl die Geschichten, die von Strafen, allerdings auch immer wieder einmal von der Belohnung für gute Taten berichten. Offensichtlich kam es in früherer Zeit immer wieder einmal vor, dass bei Nacht und Nebel Marksteine versetzt wurden, um den eigenen Acker ein Stück weit zu vergrößern. So geschah es auch in Harthausen. Nach ihrem Tod fanden die Gauner allerdings keine Ruhe mehr. Immer wieder einmal wurden ihre umherirrenden Seelen bei Nacht gesehen.

An eine gerechte Bestrafung erinnert bis heute auch das „Tempele“ bei Niederstetten: Ein armer Bettler bat dort an der Mühle um einen Bissen Brot. Der geizige Müller dachte nicht daran, ihm etwas zu geben, und wies ihn barsch zurück. Darauf bemerkte der Bettler: „Wer ein Herz aus Stein hat, der verdient es nicht besser, als dass er selber zum Stein wird.“ Tatsächlich verwandelte sich die ganze Mühle mit all ihren Bewohnern zu Stein.

Das „Wilde Heer“ wird allgemein als bedrohlich empfunden, weil die orkanartigen Stürme – insbesondere zwischen Weihnachten und Neujahr – große Schäden anrichten können. Erfreulichere Erfahrungen konnte ein Weinhändler machen, der auf dem Weg aus dem Odenwald zur Königshofener Messe war. Die wilden Gesellen fielen, ohne weiteren Schaden anzurichten, über seine gut gefüllten Weinfässer her und ließen es sich gut gehen. Aber dann waren sie urplötzlich verschwunden. – Während der ganzen Messe wurden die Fässer nun nicht mehr leer. Immer wieder füllten sie sich von Neuem. Der Weinbauer hatte ein gutes Geschäft gemacht. Insgesamt erlauben uns die Geschichten einen tiefen Einblick in die Empfindungs- und Denkweise unserer fernen Vorfahren. Sie sind ein „Teil der kulturellen Identität der Region“. Mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln versuchten unsere Ahnen, das für sie Unerklärliche erklärbar zu machen. Niemand kam auf den Gedanken, dass es den Teufel beispielsweise gar nicht gab. Aber – Gott sei Dank! – gab es auch Geister, die gute Taten großzügig belohnten. Und darauf konnte man hoffen ...

Kurt Schreiner

Titus S i m o n : Wir Gassenkinder – Eine schwäbische Kindheit in den 60er-Jahren, Tübingen (Silberburg) 2020. 271 S.

Der Opener der Erzählungen ist mit „Langholz“ betitelt. Der bekannte Autor des Romans „Kleinstadt-Hippies“ beschreibt in seinen Kindheitserinnerungen die Enge der Straßenverhältnisse in Murrhardt, die sich an der Kreuzung mit der abknickenden Vorfahrt an der Fornsbacher Straße dramatisch zuspitzte, wenn Langholzfahrzeuge abbiegen mussten. Als Berufsanfänger habe ich selbst diese Verkehrsverhältnisse noch kennengelernt, bevor die innerörtliche Umfahrung die Stadtmitte Murrhardts vom Fahrzeugstrom entlastete. Dieser nostalgische Blick hat mich für Simons Erzählung eingenommen.

Eng war auch die von ihm beschriebene Kindheit im vergangenen Jahrhundert. Es sei eine „normale“ Kindheit gewesen, wie er schreibt. Der Umschlagtext erläutert ergänzend: „Es fallen auch Schatten auf die unbeschwerte Kindheit“. Was Simon beschreibt, ist aber keineswegs als normale oder unbeschwerte Kindheit zu bezeichnen. Und schwäbisch, also regional einzustufen, war sie ebensowenig. Der Rezensent ist unwesentlich jünger und in einer nicht schwäbischen Mittelstadt aufgewachsen. Seine Erlebnisse und Erfahrungen sind vergleichbar, es geht also eher um eine „durchschnittliche“ Kindheit in der betreffenden Zeit, eine Kindheit mit Großeltern und Mitbürgern, die noch in der Kaiserzeit aufwuchsen und Eltern, die das Dritte Reich erlebt hatten.

In den sechziger Jahren war eine solche Kindheit vielleicht „normal“ inmitten einer verunsicherten und traumatisierten Erwachsenenwelt, die sich oft mit dem Konsum betäubte. Die hier beschriebene Art der Kindheit gibt es in dieser analogen Form nicht mehr. Unsere Nachkommen können dieses Aufwachsen nur schwerlich nachvollziehen. Das Verdienst dieses Buches ist das Aufzeichnen der scheinbar alltäglichen Belanglosigkeiten, die in der Summe aber ein Ganzes ergeben. Bald wird kaum mehr ein Zeitzeuge nachvollziehbar davon berichten können, wie eine analoge Kindheit zwei Jahrzehnte nach dem totalen Zusammenbruch „funktionierte“.

Thomas Voit

Dieter B u c k : Erlebnis-Wanderungen an Kocher und Jagst – 27 Touren durch romantische Flusslandschaften, München (J. Berg) 2020. 142 S., zahlr., teils farbige Abb.

Dieter Buck aus Stuttgart-Rohr ist mit seinen Wander-, Rad- und Reiseführern seit Jahrzehnten über seine baden-württembergische Heimat hinaus bekannt (vgl. z.B. Jahrbuch 2018, S. 230/231). Kürzlich wurde ihm die Verdienstmedaille des Tourismusverbandes verliehen. Dass er ein Profi ist, merkt man dem Buch – Untertitel „Wandern am Wasser“ – an. Mit einem Tourenüberblick, der in drei Kategorien (leicht, mittel und schwer) eingeteilt ist, werden Länge, Gehzeit und Höhenunterschied der Wanderungen angegeben. Weitere Aspekte wie Einkehr, Sehenswürdigkeiten, Eignung für Kinder, Wintertauglichkeit, Sonne/Schatten, ÖPNV-Anbindung u.v.m. lassen eine fundierte Auswahl für den Leser zu. Vorwort und Einleitung sowie Register geben den Beschreibungen der Wanderungen einen passenden Rahmen. Jeder Weg ist mit einem Infokasten (Tourencharakter, Tourenverlauf, Ausgangspunkt, Anfahrt – nicht nur mit Pkw sondern auch mit GPS und ÖPNV – , Einkehr- und Kartenempfehlung) ausgestattet. Die Tourenbeschreibungen beinhalten darüber hinaus eine kleine Detailkarte, sowie eingesprenkelt Anmerkungen zum leiblichen Wohl bzw. Kunst & Kultur.

Es sei noch auf einen weiteren Wanderführer von Herrn Buck hingewiesen, Erlebniswanderungen: Remstal und Schwäbisch-Fränkischer Wald. Hier sind allerdings nur wenige von 29 Touren für Württembergisch Franken relevant. In diesem Buch wird der Fränkische Wald allerdings nicht erwandert, wie der Autor selbst schreibt. Das ist ein wenig enttäuschend, denn so entsteht eine Lücke zwischen Kocher/Jagst und dem Schwäbischen Wald. Insofern ist der Titel leider etwas irreführend. Diese Lücke sollte – am besten vom Autor selbst – geschlossen werden. Das wäre dann ein Erlebniswanderführer, den der Rezensent über die beiden hier besprochenen hinaus gerne empfehlen würde.

Thomas Voit

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Hällisch- Fränkischen Museums im Jahr 2020

Historischer Verein für Württembergisch Franken

Liebe Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins für Württembergisch Franken,

das Corona-Virus und die dadurch ausgelöste Pandemie haben unsere Planungen für das Jahr 2020 mächtig durcheinandergebracht, und ich will versuchen, Ihnen chronologisch von stattgefundenen, verschobenen und ausgefallenen Terminen im Jahr 2020 zu berichten. Die letzte offizielle Veranstaltung war der gut besuchte Offene Abend am 4. März 2020 mit Dr. Walter Müller aus Schwäbisch Hall zum Thema „Die APO in den Ackeranlagen von Schwäbisch Hall“.

Mitgliederentwicklung

Mitgliederstand zum 31. Dezember 2019	782
Austritte und Sterbefälle	81
Neueintritte	21
Mitgliederstand zum 31. Dezember 2020	722

Bei 21 Neumitgliedern haben wir 81 Mitglieder durch Austritte und Sterbefälle verloren, so dass der Verein zum 31. Dezember 2020 722 Mitglieder zählte.

Ist dieser Rückgang „nur“ ein demographisches – oder auch ein vermehrt strukturelles Problem? Dabei müssen wir kritisch hinterfragen, wie und ob wir unsere Arbeit und unser Angebot unseren geschichtsinteressierten Mitbürgerinnen und Mitbürgern besser vermitteln können. Diese Fragestellung relativiert der italienische Philosoph und Schriftsteller Antonio Gramsci¹ mit dem Satz (sinngemäßes Zitat in der Süddeutschen Zeitung vom 28. November 2019): Die Geschichte ist zwar ein Lehrer, der aber leider keine Schüler hat. Vielleicht gelingt es uns, dies in der nächsten Zeit zu widerlegen.

¹ Antonio Gramsci, italienischer Politiker und marxistischer Philosoph, Gegner von Mussolini, starb 1937 in Haft.

Neue Mitglieder, Geschichtspristräger/innen, Sterbefälle

Neueintritte 2019

Wernando Michael, Schwäbisch Hall
 Kugler Rainer, Schwäbisch Hall
 Albrecht Martin, Schwäbisch Hall
 Röth Matthias, Schwäbisch Hall
 Trinkle Gerhard, Rosengarten
 Bauer Prof. Dr. med. Friedrich Eckhard, Neuenstein
 Winterstein Volker, Forchtenberg
 Ruop Heide, Langenburg
 Hirsch Lea, Blaufelden
 Stark Amira, Untersontheim
 Neubert Lukas, Möckmühl
 Süßmann Jakob, Künzelsau
 Kraft Nadja, Boxberg
 Dietzel Helen, Öhringen
 Föll Reka, Rosengarten
 Pflüger Tina, Markelsheim
 Hüfner Eva-Maria, Schwäbisch Hall
 Lisovski Hannah, Schwäbisch Hall
 Zeyer Heidemarie, Schwäbisch Hall
 S. D. Fürst Max zu Hohenlohe-Bartenstein, Bartenstein
 Neuber Christian, Schwäbisch Hall

Geschichtspristräger/innen 2020

Allgemeinbildende Gymnasien

Chwoyka Lina, Ilshofen
 Dietzel Helen, Öhringen
 Neubert Lukas, Möckmühl-Bittelbronn
 Pflüger Tina, Markelsheim
 Riker Hanna-Marie, Murrhardt
 Sänger Theresa, Igersheim
 Schelzel Tabea, Murrhardt
 Stark Amira, Untersontheim
 Sotz Dietrich, Dombühl-Kloster Sulz
 Süßmann Jakob, Künzelsau
 Wetzel Simon, Michelbach an der Bilz

Berufliche Gymnasien

Fischer Maxime Simon, Pfedelbach-Unterhöfen
 Hirsch Lea, Blaufelden
 Jalowietzki Schonela, Öhringen-Michelbach
 Karres Thorsten, Grünsfeld
 Kraft Nadja, Boxberg-Schweigern
 Lisovski Hannah, Schwäbisch Hall
 Martin Silas, Untermünkheim
 Meiser Pauline, Crailsheim
 Schwarz Tin, Wertheim
 Sontowski Joshua, Künzelsau

Sterbefälle

Cramer Rosel, Schwäbisch Hall
 Cramer Christoph, Stuttgart
 Kratochvil Liselotte, Untermünkheim-Enslingen
 Dr. Stützel Lore, Schwäbisch Hall
 Ganz Horst, Augsburg
 Friedrich Günter, Möckmühl
 Hammel Gudrun, Michelfeld
 Dietz Dr. Bärbel, Künzelsau
 Glück Christa, Schwäbisch Hall
 Siebenmorgen Prof. Dr. Harald, Radolfzell
 Ruop Wilhelm Arnold, Langenburg
 Tröster Jutta, Schwäbisch Hall
 Seif Dr. Ulrich, Schorndorf
 Bär Bernhard, Insingern
 Lüdgen Heinz Günter, Offenbach
 Geiger Prof. Dr. med. Hartmut, Schwäbisch Hall
 Heublein Anton, Volkach
 Küßner Helmut, Kirchberg an der Jagst
 Üffinger Dr. Gerhard, Weinstadt
 Gronbach Günter, Zweiflingen
 Hartmann Dr. Ulrich, Steinheim
 Eisele Hartmut, Schwäbisch Hall
 S. D. Ferdinand Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein, Bartenstein
 Schöning Rainer, Murrhardt
 Lange Eva, Fichtenberg
 Weller Dr. Max, Schwäbisch Hall
 Heinrich Herbert, Mainhardt

Ege Peter, Schwäbisch Hall
Hoferer Erich, Waldenburg
Hüfner Johann-Georg, Schwäbisch Hall
Zeyer Eckhart, Schwäbisch Hall
Hertlein Elisabeth, Schwäbisch Hall

Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung 2020 wurde zu einem Novum. Um die Mitglieder vor dem Corona-Virus zu schützen und doch die im Vereinsrecht festgelegte Mitgliederversammlung abhalten zu können, wurde die Hauptversammlung im schriftlichen Umlaufverfahren abgehalten. Die Mitglieder bekamen per Post den Geschäftsbericht, den Kassenbericht sowie den Bericht über die Kassenprüfung zugesandt und hatten dann die Möglichkeit, den Vorstand und den Schatzmeister mit dem beigelegten Formblatt zu entlasten, nicht zu entlasten oder sich der Stimme zu enthalten. Von den knapp 800 Mitgliedern des Vereins haben 525 an der Abstimmung teilgenommen. Es gab 522 Stimmen zur Entlastung, zwei Enthaltungen und eine Gegenstimme.

Im Namen des Vorstands danke ich für diesen beeindruckenden Vertrauensbeweis.

Offene Abende

Coronabedingt konnten 2020 nur noch zwei Offene Abende stattfinden, doch hoffen wir, die ausgefallenen Vorträge wie auch die Treffen des Arbeitskreises „Archäologische Denkmalpflege“, die Frühjahrs- und Herbstausschusssitzung, das Treffen mit den Neumitgliedern, Museumsführungen und Exkursionen so bald wie möglich nachzuholen.

Stattgefundenene Offene Abende:

5. Februar 2020

Die Geschichte einfacher Leute. Was man aus der Autobiographie des Bauern Gottfried Klenk (1792–1865) lernen kann

Referentin: Susanne Krehlik, Ellwangen

4. März 2020

Die APO in den Ackeranlagen

Referent: Dr. Walter Müller, Schwäbisch Hall

Leider musste auch die **Tagung „Neue Forschungen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in Württembergisch Franken“** verlegt werden. Neuer Termin ist der 9. und 10. Juli 2021.

Schrifttum

Noch kurz vor dem Jahresende 2020 erschien der 104. Band unseres Jahrbuchs „Württembergisch Franken“. Er enthält auf 340 Seiten vierzehn Aufsätze zur Ortsgeschichte unserer Region. Einen Schwerpunkt bilden dabei anlässlich seines dreihundertsten Geburtstags vier Beiträge zum Leben und Wirken von Pfarrer Johann Friedrich Mayer aus Kupferzell.

Neu erschienen im Thorbecke Verlag ist die von Dr. Dr. Thomas Biller verfasste „Baugeschichte der Burg Leofels“ (Band 29 der Veröffentlichungsreihe des Historischen Vereins zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken). Die Ruine Leofels, eine der wichtigsten unter den Burgen in Hohenlohe, wurde 2014–2016 umfassend restauriert. Der Autor übernahm für den Eigentümer, die Stadt Ilshofen, abgestimmt mit dem Landesamt für Denkmalpflege, die Bauforschung und Dokumentation. Er wertete die Literatur zu Leofels aus und auch die Darstellungen der Burg, die diese vor ihrem Teilabbruch 1863/64 zeigen.

Das daraus entstandene Buch stellt erstmals die Geschichte und Bauentwicklung der Burg im Zusammenhang dar.

Der Autor Dr. Dr. Ing. Thomas Biller ist Architektur- und Kunsthistoriker sowie Inhaber eines Büros für Baugeschichte und Bauforschung in Freiburg im Breisgau.

In der von dem Haller Architekten Albrecht Bedal herausgegebenen Reihe „Haller Haushefte“ sind mit Unterstützung des Historischen Vereins zwei Veröffentlichungen über die Baugeschichte der Keckenburg (Untere Herrngasse 10) und des Kleinhauses aus dem Jahr 1470 in der Katharinenvorstadt (Lange Straße 47) erschienen. Die beiden Hefte sind im Shop des Hällisch-Fränkischen Museums erhältlich.

Förderer des Vereins

Der Historische Verein wurde im Jahr 2020 durch nachstehende Personen und Institutionen gefördert:

Landratsamt Hohenlohekreis
Landratsamt Schwäbisch Hall
Bausparkasse Schwäbisch Hall
Stadt Schwäbisch Hall
Mühleisen Peter
Kalfass Dr. Christoph
Philippi Dr. Christoph
Legat Dorothea
Lions Hilfswerk
Elke Müller

Ehrung

Anlässlich des 85. Geburtstages von Professor Dr. h.c. mult. Reinhold Würth verlieh der Historische Verein als Dank für die großzügige Förderung der Projekte des Vereins sowie des Hällisch-Fränkischen Museums die Ehrenmedaille des Historischen Vereins.

Dank

Der Vorstand des Vereins bedankt sich bei allen Förderinnen und Förderern für die großzügige Unterstützung. Unser Dank gilt ebenfalls den vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern für ihr Engagement, ohne das das schwierige zurückliegende Jahr nicht hätte bewältigt werden können.

Es wird sicher nicht einfach werden, eine konkrete Planung für das vor uns liegende Jahr zu erstellen. Doch werden wir Sie, sobald wir Termine für Veranstaltungen festlegen können, darüber informieren mit Hilfe der Presse, des Internets und der Post.

Ich wünsche uns allen möglichst bald wieder eine coronafreie Zeit und bleiben Sie gesund.

Dr. Ernst Breit

Vorsitzender des Historischen Vereins

Aus der Arbeit des Hällisch-Fränkischen Museums

Das Museumsjahr 2020 wurde ganz von der COVID-19-Pandemie überschattet. Zwar konnten wir noch die Sonderausstellung *Bäume Paraphrasen – Martin-Ulrich Ehret – Malerei und Graphik* am 13. März eröffnen, doch schon in der folgenden Woche wurde das Museum für Besucher geschlossen. Daher mussten wir eine Vielzahl von Veranstaltungen absagen oder verschieben.

Als im Sommer das Museum wieder geöffnet werden konnte, zeigten wir die recht kurzfristig eingeschobene Sonderausstellung *Art · Goût · Beauté – Träume vom glücklichen Leben in der Zeit des Art Déco – Bücher und Zeitschriften aus der Sammlung Lucius* (19. Juli bis 20. September 2020). Der Titel *Kunst, Geschmack und Schönheit* ist von einem Luxusjournal übernommen, das zwischen 1921 und 1933 in Paris erschien. Die Jahre zwischen dem Ersten Weltkrieg und bis wenig nach der Weltwirtschaftskrise waren die Blütezeit des Art Déco. In der Ausstellung wurden druckgraphische Erzeugnisse des Art Déco aus der Sammlung von Akka von Lucius und Professor Dr. Wulf D. von Lucius gezeigt. Die Besucherinnen und Besucher erhielten mehr als nur einen Überblick über die formal-gestalterischen Möglichkeiten der Zeit. Die Sammlung ist so angelegt, dass auch die wesentlichen Themenschwerpunkte vorgestellt wurden, denen das Interesse der Künstler und ihres Publikums galt. Die Exponate boten Einblicke in das, was die Menschen damals bewegte und wovon sie träumten. Dabei wurden gesellschaftliche Veränderungen sichtbar gemacht, die bis heute relevant sind: etwa das sich wandelnde Frauenbild, die Einbeziehung von technischem Fortschritt in die Kunst, moderne Werbung und vieles mehr. Trotz der strengen Reglementierungen auf Grund der coronabedingten Zugangs- und Hygieneregeln, war die Ausstellung sehr gut besucht und soll auch an anderen Orten gezeigt werden.

Bei der darauffolgenden Sonderausstellung mussten wir – wie schon zuvor – auf eine Vernissage verzichten. Unter dem Titel *Künstlerinnen aus Schwäbisch Hall und der Region - Verkaufsausstellung zu Gunsten des Fördervereins Klinik für Kinder und Jugendliche* präsentierten wir ab dem 11. Oktober Werke von 23 Malerinnen, Graphikerinnen und Bildhauerinnen. Ihre Arbeiten konnten käuflich erworben werden. Die Hälfte des Erlöses floss an den *Förderverein zur Hilfe von Kindern und Jugendlichen am Diakonie-Klinikum Schwäbisch Hall*, die andere Hälfte blieb bei den Künstlerinnen. Die Spenden wurden dringend zur Finanzierung der Kunsttherapie in der Kinderklinik benötigt. Zugleich präsentierten wir eine Auswahl von Bildern der drei Künstlerinnen Marie Sieger (1886-1970), Sophie Schneider (1886-1942) und Rosemarie Finckh (1932-2017). Bedauerlicherweise fiel das Ende der Ausstellung – vorgesehen war der 29. November als letzter Tag – dem zweiten Lockdown zum Opfer.

Im Wintergarten kam es zu ähnlichen Unsicherheiten und Verschiebungen. Zum Jahreswechsel 2019 auf 2020 richteten wir noch die Sonderausstellung *Thomas Schury – Querschnitte* ein. Die darauffolgende Ausstellung *Walter Schuch (1920-1985) – unterwegs mit Pinsel, Stift und Farbe* konnte nur zeitweise den Besuchern zugänglich gemacht werden (geplant vom 28. März bis 21. Juni 2020). Walter Schuch, 1920 in Hall geboren, besuchte die Hochschule in Stuttgart und schloss sein Architekturstudium, unterbrochen durch den Zweiten Weltkrieg, 1947 mit dem Diplom ab. Anschließend betrieb er ein eigenes Büro in seiner Heimatstadt. Mit zunehmendem Erfolg beteiligte er sich am Haller Baugeschehen. Er entwarf eine große Anzahl von Ladengeschäften in der Innenstadt sowie Wohn- und Industriegebäuden in naher und weiterer Umgebung. Ende der 1960er Jahre entdeckte er seine Leidenschaft für das Malen wieder. Zunächst zeichnete er Motive der Haller Altstadt, aber immer stärker zeigte sich sein Talent beim Aquarellieren. Er malte Bauwerke, Landschaften, Blumen und Bäume. Trotz vieler Aufträge reiste er innerhalb Europas aber auch z.B. in Japan, der Türkei und Afrika. Hunderte von Reiseeindrücken hielt er mit Pinsel, Stift und Farbe fest. Ein weiteres Betätigungsfeld entdeckte er in der Lithografie, speziell im amerikanischen Litho-Sketch-Verfahren. Die Erfüllung seines lange gehegten Wunsches, dass beide Söhne sein Architekturbüro übernehmen sollten, erlebte er nicht mehr.

In der Hoffnung auf eine Besserung der Pandemie richteten wir die Sonderausstellung *Mina Gampel - Tradition und Moderne* ein. Die Malerin wurde 1940 als jüngstes von acht Kindern im Shtetl von Pinsk (damals Polen, heute Weißrussland) geboren. Nach dem Einmarsch der deutschen Armee floh ihre Familie in den asiatischen Teil der Sowjetunion. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte Gampel in Stettin und reiste 1957 nach Israel aus. Zehn Jahre später kehrte sie nach Europa zurück und lebt seither als Künstlerin in Stuttgart. Landesrabbiner a.D. Joel Berger schrieb über Gampel: „Mina ist eine der wenigen überlebenden Zeugen von all dem, was das 20. Jahrhundert geboten und erlitten hat.“ Die Ausstellung sollte einen Programmpunkt von mehreren Veranstaltungen zum Gedenken der Reichspogromnacht bilden. Im Februar 2021 hingen wir die Bilder wieder ab, ohne dass sie auch nur einen Tag der Öffentlichkeit zugänglich waren. Vorträge und andere Veranstaltungen wurden größtenteils verschoben oder fanden in nur stark reduzierter Form statt. Anstelle der Kunstnacht am 17. Oktober z. B. gab es ein Kunstwochenende mit beschränkter Besucherzahl und kleineren Vorführungen, die ins Freie verlegt wurden. (Aus Hygienegründen wurde Sekt aus der Dose angeboten. Corona!)

Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Museums war das Jahr voller Unwägbarkeiten. Sie mussten zeitweise – weitgehend unkoordiniert – Dienste für das städtische Ordnungsamt übernehmen. Dann folgte Kurzarbeit. Trotzdem wurden alle anstehenden Arbeiten zuverlässig durchgeführt, Gebäudesanierun-

gen begleitet und vieles mehr. Den Mitarbeitern des Museums gilt in diesem Jahresrückblick unser ganz besonderer Dank!

Dr. Armin Panter

Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums

Neuerwerbungen für die Sammlungen des Museums

Der Bader

Holzschnitt aus einer lateinischen Ausgabe des Ständebuches von Jost Amman, 1568

Papier, 14,2 cm x 8,6 cm

Inventarnummer: 2020/0007 HV

„Balneator. Der Bader.

*Qvisquis in aestiuo male sole viator oberras,
Et sudore tuum corpus vbiq(ue) granas.
Siue tuus sumptus stomachus male digerit escas,
Siue cutem scabies impetuosa premit.*

*Siue tibi fusi pendent sine lege capilli,
Nec micat artificii barba resecta manu.
Huc ades, hic calidae lustraberis imbribus vndae,
Hic liquida poteris mergere corpus aqua.
Hic tibi neglecti onentur in ordine crines,
Immunda venies et sine labe domum.“*

Der Holzschnitt zeigt eine frühneuzeitliche Badestube. Links vom Betrachter ist der Warmwasserofen zu sehen, vor diesem stehen ein mit Wasser gefüllter Bottich und ein kleiner Schöpfkübel. Im Vordergrund rechts sitzt in einem Badezuber ein kleines Kind und spielt mit einem Schwamm oder Ball; es ist mit einem Band am Griff des Bottichs festgebunden, damit es nicht unter die Wasseroberfläche rutschen und ertrinken kann. Im Zentrum des Bildes steht die „Behandlungsbank“, auf der ein mit Badehüten „bekleidetes“ Paar sitzt. Die Dame, auf deren Rücken zwei Schröpfköpfe aufgesetzt sind, wäscht einem vor ihr stehenden Kind das Haar. Links neben ihr (vom Betrachter aus) ist der Bader damit beschäftigt, dem Mann, auf dessen Rücken die Baderlampe aufliegt, mit der Fliete die Rückenhaut zu ritzen, um darauf Schröpfköpfe zu setzen. Auf der Fensterbank im Hintergrund des Bildes stehen rechts verschiedene Badeutensilien (eine bauchige Flasche, ein Schwamm und ein Eimerchen).



Die lateinischen Verse stammen von dem humanistischen Dichter Hartmann Schopper (1542–1595 [?])

In der deutschen Ausgabe von Ammans Ständebuch (1568) ist dieser Holzschnitt mit folgendem Reim versehen:

*„Wolher ins Bad Reich vnde Arm /
 Das ist jetzund geheitzet warm /
 Mit wolschmacker Laug ma(n) euch wescht /
 Denn auff die Oberbank euch setzt /
 Erschwitzt / den(n) werdt ir zwagn vnd griben /
 Mit Lassn das vbrig Blut außtribn /
 Denn mit dem Wannbad erfreuwt /
 Darnach geschorn vnd abgefleht.“*

Mitgliedsurkunde des Historischen Vereins für Württembergisch Franken für Freiherrn Carl Joseph von Adelsheim (1790–1864), Soldat, Kunst- und Altertumssammler, Gründungsmitglied des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

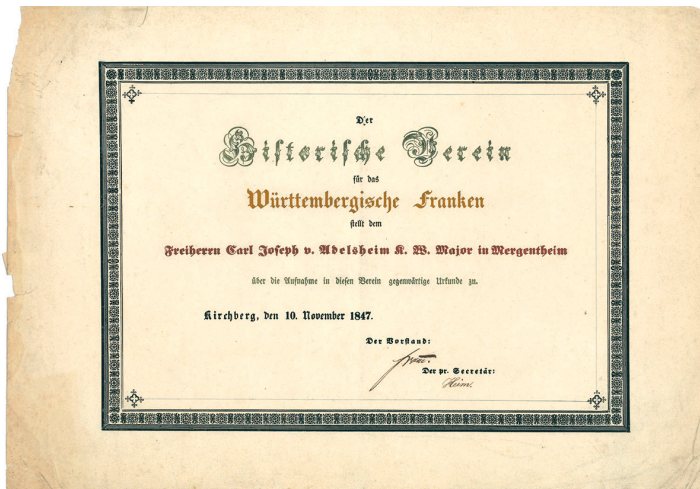
Das am 10. November 1847 in Kirchberg an der Jagst ausgestellte, gedruckte Urkundenformular ist von Christian Ludwig Fromm, Bezirksamtman in Kirchberg an der Jagst, und Sekretär Heim unterzeichnet.

Karton, an den Rändern leicht bestossen.

26,5 x 38 cm

Inv. Nr. 2020/0008 HV

1847, als der Historische Verein für Württembergisch Franken von einer Reihe Geschichtsforscher und historisch interessierter Bürger aus dem fränkischen Teil des Königreichs Württemberg in Künzelsau gegründet wurde, trat auch von Adelsheim dem Verein bei.



Carl Joseph von Adelsheim (1790–1864), Soldat, Kunst- und Altertumssammler, wurde am 15. Februar 1790 in Königshofen (Unterfranken) geboren. Er schlug die militärische Laufbahn ein. Zunächst stand es in bayerischen und später in württembergischen Diensten. 1805–1809 nahm er an den Feldzügen gegen Preußen, Russland und Österreich teil. Am 17. Mai 1809 wurde er durch ein Geschoss lebensgefährlich verwundet. Der Invalide im Rang eines Majors heiratete 1818 in Ludwigsburg Caroline von Thunau und quittierte den militärischen Dienst. Das Paar wohnte zunächst in Ellwangen und später in Mergentheim. Hier begann von Adelsheim „Altertümer“ zu sammeln (Gemälde, Stiche, Bücher, Glas, Porzellan, Möbel, Skulpturen, Waffen, Rüstungsteile etc.). Am 19. Februar 1864 starb Carl Joseph von Adelsheim. Sein aus 768 Exponaten

bestehendes „Antiquarium“ fiel – weil die Familie das Wohnhaus von Adelsheims nicht als Museum weiterführte, wie der Verstorbene es sich wünschte, – an die Stadt Mergentheim und war der Grundstock für das heutige Deutschordensmuseum.
Lit.: Christoph Bittel: Carl Joseph von Adelsheim (1790–1864) – Soldat, Kunst- und Altertumsammler. (Typoskript)

Der Große Haller Siedershof

(eine Formation von 80 Zinnfiguren)

Inv. Nr. 2021/0003

Die bemalten Zinnfiguren des Haller Siedershofes stammen aus dem Nachlass eines verstorbenen Niedernhallers, der die von Eugen Heckmann, Inhaber des Geschäftes „Present Heckmann“ in der Sporerstraße, kreierten Figuren gesammelt hat.

Der Haller Siedershof ist eine Traditionsgruppe, die auf die Gemeinschaft der Haller Salzsieder, den wichtigsten, seit der Keltzeit nachgewiesenen Handwerkszweig Halls und dessen Brauchtum zurückgeht. Nach dem Übergang der Reichsstadt und der Saline an das 1803/1806 entstandene Kurfürstentum bzw. Königreich Württemberg wurden die Siedensberechtigten und deren Nachkommen durch eine ewig zu zahlende Rente für den Verlust ihrer Siedensgerechtigkeiten abgefunden. Damit war den Siedern auch die Grundlage für ihr Kuchen- und Brunnenfest entzogen. Mit dem zunehmenden Tourismus Mitte des 19. Jahrhunderts besann man sich wieder auf das alte Brauchtum. 1862, als König Wilhelm I. von Württemberg bei der Eröffnung der Bahnlinie Heilbronn/Hessental in Hall zu Gast war, präsentierte sich – angeregt von historisch interessierten Haller Bürgerinnen und Bürgern sowie Nachkommen der Sieder – eine Gruppe junger Frauen und Männer in den farbenprächtigen Siederskostümen und führte den traditionellen Siederstanz auf. Obwohl sich kurz danach ein Kleiner Siedershof aus Kindern wie auch ein Großer Siedershof aus Erwachsenen formierte, war die Wiederbelebung des Brauchs von wenigen Auftritten abgesehen, jedoch nicht dauerhaft.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelang es der Gemeinschaft der Siedensrentenberechtigten in Kooperation mit dem Verein Alt Hall e.V. und der Haller Stadtverwaltung, die Tradition des jahrhundertealten Kuchen- und Brunnenfestes der ledigen Siedersburschen dauerhaft wiederzubeleben. Das Siedersfest war bis „Corona“ das größte Stadtfest in Hall; es lockte alljährlich an Pfingsten Tausende von Besuchern in die Stadt.

Eugen Heckmann hatte die Idee, die verschiedenen Formationen des „Großen Siedershofes“ Interessierten als Zinnfiguren – als Souvenirs und Sammelobjekte en miniature – anzubieten. Er entwarf die Figuren nach Fotovorlagen und stellte



die Gießformen her. Gegossen wurden die Figürchen u.a. von Zinngießer Gerhard Weiß von der Öhringer Zinngießerei Weygang. Die Objekte bemalte Eugen Heckmann zum Teil selbst mit Emailfarben und verkaufte die „Sammlerstücke“ in seinem Geschäft.

Die Figuren zeigen den Siederszug, wie er seit der Wiederbelebung in den 1950er Jahren abgehalten wird. Die Akteure sind seither nicht nur Nachkommen der Haller Siedensberechtigten und sie sind auch nicht immer ledig. Heute ist der Siedershof eine Abteilung des Vereins Alt Hall e. V., deshalb tragen die Fanfaren- und Fahmentücher auch dessen Vereinseblem.

Herta Beutter

Register Württembergisch Franken 2021

VON GERHARD FRITZ

Das Register erschließt den Aufsatzteil S. 7–242

- Aach 47
Aalen 204
Accia auf Korsika 241
Achalm 25, 27–36, 44 f., 50
– Grafen
– – Alberat 32, 35
– – Beatrix 32, 49
– – Egino 27–36, 38, 50ß
– – Gottschalk 47
– – Kuno von Wülfigen 26, 29, 30
– – Liudolf/Liutold 26, 29, 33 f., 49 f.
– – Mathilde 32, 49
– – Rudolf 26 f., 29–32, 34, 45, 49
Adalbero 29
Ägidius, Hl. 107–110, 112, 117
Agatha, Hl. 238, 241
Ajaccio auf Korsika 241
Algesheim 122
– Bischof, Peter
Allerheiligen 31
Alpirsbach 61
Altdorf, Kloster 26, 31
Amlshagen 217
Andechs 47 f.
– Berthold, Graf 47 f.
Apulien 241
Asien 240
Askanier 59
– Albrecht der Bär 59
Attenhard 33, 37, 45
Au 33, 37, 45
Augsburg 25, 32, 77 f.
– Bischöfe
– – Eticho 32
Aura 39
Aurich 28, 32 f., 35, 46
Avancius, Bischof von Xanthi in Thrakien 241
- Baar 45, 225
Babenberger 56, 58, 65
Bach, Musikerfamilie
– Anna Maria, geb. Hofmann, Ehefrau von
 Johann Andreas 143, 145 ff., 151–160,
 162–165, 168 f., 172, 185, 190, 202
– Catharina Dorothea Elisabetha 170, 184
– Christoph Georg 186
– Ernst Carl Gottfried 190
– Ernst Christian 192
– Johann Andreas 143–202
– Johann Bernhard 147, 167, 176, 182, 187
– Johann Christian Carl 172 f., 185 ff. 189
– Johann Christoph 143, 147, 164, 168, 191 f.
– Johann Christoph II. 147, 167, 184, 187, 189 f.
– Johann Christoph Georg 172 f., 187, 192,
 194 f., 202
– Johann Christoph Heinrich 173, 189
– Johann Heinrich 150, 166, 181, 184
– Johann Sebastian 143, 147, 183
– Johanna Dorothea 147 f.
– Johanna Frederica 172 f., 185 ff., 192
– Magdalena Elisabeth 170
– Margareta Elisabeth 184
– Maria Christine, geb. Brinkmann,
 2. Ehefrau von Johann Heinrich 166
– Maria Elisabeth 173, 186 f., 195
– Maria Sophia Catharina 170 ff., 187
– Maria Susanne, geb. Renner, 1. Ehefrau
 von Johann Heinrich 166, 169
– Philipp Christian Georg 189
– Tobias Friedrich 184
Bad Mergentheim 164
Bad Wimpfen 133
Baden 46, 75, 78
– Markgrafen
– – Hermann III. 75, 78
– – Werner 46
Baden-Württemberg 23
Bächlingen 33
Balkan 240
Bamberg 46, 47
– Bischöfe
– – Otto 46
Bartenstein 130
Bayern 34, 47 f., 50, 56, 59, 64 f., 80, 99, 222
– Herzöge
– – Heinrich IV. 34, 47
– – Heinrich der Reiche, von Bayern-Lands-
 hut 124

- – Johanna, Tochter Heinrichs des Reichen 124
- – Kuno 50
- – Otto 41
- – Welf IV. 56
- Oberbayern 218
- Pfalzgrafen
- – Friedrich 47
- – Otto 47
- Bayrisch Zell 39
- Bechtolsheim 121, 133 ff., 137
- Bégue, Nicolas le 183
- Beimbach 218
- Belsenberg 159, 240
- Benedictus, Bischof von Mesched, Simifiensis, in Persien 241
- Benn, Gottfried 221, 227–236
- Benn, Gustav, Pfarrer 228
- Berg, Graf D. 46
- Berlichingen 103
 - Friedrich 103
- Berlin 227, 234
- Bernardus, Bischof von Kanos, Gannensis in Thrakien 241
- Bertrandus, Bischof von Ajaccio auf Korsika 241
- Beuren bei Schlatt 40 f.
- Beurlbach 217
- Binswangen 54, 81, 84 ff., 93, 96, 100
- Bitschin 224
- Blassenburg 47
 - Berthold, Graf 47
- Blaubeuren 41 f.
 - Adelheid, Stifterin 41 f.
- Blaufelden 217
- Böhm, Georg, Komponist 183
- Böhmen 225
- Böotien 241
- Bonn 233
- Bosnien 241
- Breslau 234
- Brugnato, Tropetus, in Ligurien 231
- Buchhorn 29
 - Otto 29
- Burgeck 40
 - Berthold, Graf 40
- Burgfelden 38
- Burgund 30 ff., 46, 50
 - Berthold, Herzog 46
 - Konrad, Kg. 31
 - Kuno 31
 - Mathilde von 30 ff., 50
 - Rudolf, Kg. 31
- Buxtehude, Dietrich, Komponist 183
- Cagli in den Marken 241
- Calw 36 f., 40, 44, 47, 50, 61 f., 78, 89
 - Grafen
 - – Adalbert 37
 - – Adalbert I. 36, 50
 - – Adalbert II. 35 f., 50, 61
 - – Adalbert III. 36, 50, 61
 - – Adalbert IV. 36, 61, 64, 78
 - – Adalbert V. 36
 - – Berthold 47
 - – Bruno 61
 - – Gottfried, Pfalzgraf 36, 40, 50, 61 ff.
 - – Uta 36
- Camargue 107
- Chiavenna 46
- Chilon von Sparta 232
- Christus 238
- Chur 29, 33, 45
- Clemens VI., Papst 238, 240
- Craillsheim 203–216, 218 ff.
- Crema 47
- Cres (Insel in Dalmatien) 241
- Creuzburg an der Werra 59, 92, 98
- Criesbach 223
- Crispenhofen 223
- Dachau 40 ff., 47 f., 50
 - Arnold 47
 - Konrad, Herzog 40, 47 f.
 - Konrad III., Graf 40, 50
 - Udelhild 42, 48
- Dalberg 119, 133, 135, 140
 - Herren 119
 - – Johann 122
 - – Philipp 140 ff.
- Dalmatien 241
- Dambski, poln. Graf 234
- Dassel 16
- Deidesheim 121
- Denkendorf 37 f., 44, 46 f., 50
 - Berthold, Gründer 37, 46, 50
- Derendingen bei Tübingen 26, 27
- Dettingen/Erms 27, 28
- Deutschland 16, 58, 203, 218
 - Süddeutschland 28
 - Südwestdeutschland 10
- Deutsch-Ostafrika 231
- Dieskau, Christiane Charlotte Sophie von 223
- Dinkelsbühl 153, 159, 173
- Dörzbach 155, 157
 - Schrodt, Andreas Friedrich, Pfarrer 157
- Droyssig 223
- Durlach-Grötzingen 37
- Duvno, Dulminiensis in Bosnien 241

- Ebhardt, Bodo, Architekt 222, 236
 Echaz 30
 Eginonen 25–32, 38 f.
 – Egino 28, 39 f., 42, 45 f.
 – Gebhard 45
 – Mathilde 40
 Egisheim 31, 36, 50
 – Grafen
 – – Bruno = Leo IX., Papst 36
 Eisenach 202
 Eisenhofen 39
 – Erchenbold, Abt 29
 Elisabeth, Hl. 238
 Ellhofen 54, 83, 85
 Ellwangen 204
 Elsass 122, 222
 Embrach 43
 Emmrich, Wolfgang, Benn-Biograph 228
 England 39
 Eningen 28
 Enz, Enzgau 33, 35 f.
 Enzberg 41
 – Adelheid 41
 Epirus 241
 Erlangen, Universität 7
 Erlenbach 84 f.
 Erms, Ermstal 30, 32
 Ernst II., s. Schwaben
 Eschau 46
 Esslingen 38, 47
 Ettlingen 127
 – Bach, Jakob 127
 Europa
 – Mitteleuropa 212
 – Osteuropa 212
 – Südosteuropa 212
 – Westeuropa 212
 Ezzonen 26
 – Kuno 26
- Finck, Heinrich Graf von Finckenstein 228 f.
 Fischbachau, Propstei 39
 Fläsch 30 f.
 Forchheim 33
 Franciscus, Bischof von Wregen in Epirus 241
 Franken
 – Oberfranken 218
 – Unterfranken 218
 Frankfurt/Main 127
 Frankfurt/Oder 229
 Frankreich 38, 53, 149
 Frechstatt 37, 47
 Freiburg 42 f., 48, 50
 – Egino 50
- Freising 65, 90
 – Bischöfe
 – – Otto 65, 90
 Friedrich I., Barbarossa, Kaiser 34, 38, 42–47,
 51, 55, 61
 Friedrich II., Kaiser 43, 51
 Fürstenberg 225 f.
 – Max Hugo 225 f., 231
 – Maximilian Egon 225
- Gaildorf 217
 Gammertingen 125 ???
 – Grafen von 25
 Gengenbach 46, 49
 Georg, Hl. 238, 241
 Gerabronn 203–216, 218 ff.
 Gimmeldingen-Lobloch 121
 – Nikolauskapelle 121
 Glaneck 39 f.
 Gleichen 147–150, 167, 177, 179, 184
 – Obergleichen 148 f.
 – Untergleichen 148
 Gnadental 165 f., 168 f., 202
 – Brümmer, Anna Catharina 169
 Goldbach 217
 Gotha 149, 172, 177, 186, 189, s. auch
 Sachsen-Gotha
 Grafenrode 183
 – Harder, Pater, Kanto 183
 Gregor, Hl. 238, 241
 Gregorius, Bischof von Oppido in
 Kalabrien 241
 Großbritannien 53
 Grumbach, Markward von 47
 Grunewald 235
 Gruoningen, Werner, Graf 49
 Günthersleben in Untergleichen 148
 Gugenheim 46
 Gunzenlee bei Mering 26, 40, 43, 47 f.
- Hahne, Jürgen, Dassel 16
 Harz 34
 Hausen 217
 Heidelberg 37, 128, 140
 – Heilig-Geist-Kirche 142
 Heidenheim/Brenz 29 f., 204
 Heilbronn 76 f., 82, 131 ff., 137, 153, 173
 – Pilgram, Anton, Bildhauer 133
 Heiligenberg 225
 – Heinrich, Graf 47
 Heiligenberg bei Heidelberg 37
 – St. Stephan, Zelle 37
 Heiliges Land 37, 58
 Heinrich II., Kaiser 26

- Heinrich III., Kaiser 26, 29, 34
 Heinrich IV., Kaiser 33 ff., 56
 Heinrich V., Kaiser 37 f. 56 f., 61 f.
 Heinrich VI., Kaiser 48
 Heinrich der Löwe s. Welfen
 Henneberg 46
 – Grafen
 – – Berthold 46
 – – Poppo 46
 Hersfeld 59
 Herxheim 121
 Hirsau 32–37, 39, 45 f., 50, 61, 84
 – Äbte
 – – Gebhard 37, 39, 50
 – – Wilhelm 32 f., 36 f.
 Hohenberg 34 f., 42, 50
 Hohenlohe 119, 125 ff., 139, 142, 145,
 147–151, 160 ff., 166, 172, 222 f., 225, 235
 – Grafen, Fürsten
 – – Albrecht II. von Hohenlohe-Neu-
 stein 119, 125–128, 130 f., 139
 – – Albrecht, s. Würzburg, Bischöfe
 – – Carl Augustin 173
 – – Christian 151
 – – Christian Kraft 173, 221–236
 – – Christian Ludwig Moritz 190
 – – Eleonore, geb. Nassau-Saarbrücken 147,
 151
 – – Eleonore Juliane 147, 151
 – – Friedrich August 147
 – – Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingel-
 fingen 223 f.
 – – Hugo von Hohenlohe-Oehringen, Herzog
 von Ujest 224
 – – Johann Friedrich 173, 179 f.
 – – Johann Friedrich II. 167
 – – Kraft VI. 128, 130 f., 139
 – – Kraft 236
 – – Louise Charlotte 147, 151
 – – Ludwig von Hohenlohe-Langenburg 147,
 150–153, 156, 164, 167, 173, 176, 179,
 184 f., 188
 – – Ludwig Friedrich Carl von Neuen-
 stein-Öhringen 192
 – – Philipp Ernst 167
 – – Philipp Heinrich von Hohenlohe-Ingel-
 fingen 192, 195
 – – Philipp Karl 147
 – – Wilhelm Friedrich Gustav 147, 151
 – Sonstige Personen
 – – Beust, J. E., Kanzleirat 168
 – – Beyer, Hofrat 159 f., 162
 – – Böttiger/Böttcher, Kanzleirat 168, 181
 – – Dinkel, Gefreiter 163
 – – Hans, Werkmeister, s. Urach
 – – Jakob, Werkmeister, s. Landshut
 – – Loder, Hofrat 157, 162
 – – Reinhardt, Johann Adam, Tafel-
 decker 150
 – – Seydnitz, Hans, Heinrich, Hof- und
 Stallmeister 156
 – – Sporer, Bernhard, Werkmeister 132,
 138 f.
 – – Stichling, Engelbert Christoph 151 ff.
 – – Waldmann, Schneider 155, 164 f.
 Hohkönigsburg 222
 Hosskirch 16
 Hoym
 – Grafen
 – – Amalie 223
 – – Gebhard
 Hunbert, Graf 29
 Hurningen, Ulrich von 46 f.

 Ilshofen 217
 Ingelfingen 130 f., 149, 173, 179, 190, 192,
 195, 223, 225, 237, 240
 Ingersleben in Untergleichen 148
 Innozenz II., Papst 58
 Innozenz IV., Papst 42, 48
 Interlaken 46
 Istrien 48
 Italien 27, 58

 Jagst 79
 Jakob von Landshut, Steinmetz s. Landshut
 Jakobus, Hl. 107
 Jerusalem 37, 46
 Johannes der Täufer 241
 Johannes, Bischof von Duvno, Dulminiensis
 in Bosnien 241
 Johannes, Bischof von Mastaura, Mescarensis
 in Lydien 241
 Johannes, Bischof von Thermopyla in
 Böotien 241
 Johannes, Bischof von Trebinje, Tribuniensis
 in Bosnien 241

 Kärnten 26, 33
 – Herzöge
 – – Berthold 33
 – – Gebhard 33
 – – Richwara 33
 Kalabrien 241
 Kanos, Gannensis in Thrakien 241
 Karlsruhe 37
 Katharina, Hl. 238, 241
 Katlenburg 34

- Grafen
- – Udo 34
- Kattowitz 223, 233
- Kayser, Emil, Geologe 8, 10
- Kiedrich 121
- St. Valentinus-Kirche 121
- Kilian, Märtyrer 239
- Kirchberg/Jagst 149, 161, 167, 173, 179, 192, 195, 217
- Lendsiedel 161
- Kirchberg, Graf E. 46
- Kirchensall 169 f., 202
- Kitzingen 47
- Klodnitz 224
- Knin, Tinins in Dalmatien 241
- Knoblauch, Eberhard, Kunsthistoriker 128, 132
- Koblenz 57
- Kocher 7, 11 ff., 15 f., 19 f., 22, 79
- Kochergau 79
- Kochertal 8, 14 ff.
- Köln 33, 58
- Erzbischöfe 58
- – Anno 33
- Königsberg 7
- Königstuhl 46, 48
- Konrad II., Kaiser 29 f., 32, 34, 61
- Konrad III., König 37, 46, 52, 57 ff., 61, 64 ff., 69–78, 80 f., 83, 85, 88–93, 96–100
- Konstanz 33, 142
- Bischöfe
- – Otto 33
- Korsika 241
- Kosel 233
- Krain 48
- Krakau 233
- Kreta 241
- Kuhnau, Johannes, Komponist 183
- Kurpfalz 122, s. auch Pfalz

- Lana in Böhmen 225
- Landshut 119, 121 f., 130, 134, 136, 142
- Kirchen
- – Heilig-Geist-Kirche 135
- – St. Martin 136
- – Spitalkirche 134
- Personen
- – Isarecker, Ulrich, Werkmeister 119
- – Jakob, Steinmetz 119, 121 ff., 125 f., 128, 130–133, 139, 142
- – Stethaimer, Hans, Werkmeister 121, 140
- Langenburg 130 f., 144 f., 147, 149 f., 153–157, 160–163, 165–168, 171 ff., 177, 179, 184 f., 188, 192, 195

- Personen
- – Beyer, Stadtschreiber 157, 162
- – Hofmann, Anna Maria, vh. Bach, s. Bach
- – Hofmann, Georg Niclas, Hofbäcker 146, 168
- – Hofmann, Susanna Praxedis, geb. Schrot 146
- Lauffen 75, 78
- Grafen
- – Poppo 75, 78
- Laurentius, Hl. 238, 241
- Lautenbach 217
- Lech 65, 78
- Lechfeld 67
- Lechrain 31, 65, 77
- Leiningen, Emicho, Graf 46
- Lenzburg 46
- Ulrich, Graf 46
- Leo IX., Papst 35
- Leukershausen 217
- Liewerscheidt, Dieter 229
- Ligurien 241
- Lindau 35, 49 f.
- Äbtissinnen
- – Alberat 35, 49 f.
- Lindenfels 37
- Liutold, Graf 27, 30, 49 !!
- Lobenhause, W. de 46
- Löchgau 46
- Löwenstein 36, 40, 47 f., 50, 60 ff., 64, 78, 83, 125
- Grafen
- – Adalbert IV. 50, 62, 64, 75
- – Adalbert V., 40, 48
- – Berthold 36, 40, 47 f.
- – Gottfried 36
- – Konrad 36
- Lorsch 37 f., 45, 50
- Äbte
- – Anshelm 37 f., 45
- Vögte
- – Berthold d. Ä. 37, 45, 50
- – Berthold d. J. 50
- Lothar von Supplinburg, Kaiser 46, 57 f., 62, 73
- Lothringen 36
- Herzöge
- – Gottfried 36
- Lubraniec-Damska, Gräfin Otilie, geb. Brauns 234
- Lucia, Hl. 238, 241
- Ludwig der Bayer, Kaiser 240
- Lüthy, Ulrich von 47
- Lydien 241

- Maienfeld 30 f.
 Mailand 58
 Mainz 48, 58
 – Erzbischöfe
 – – Adalbert II. 75
 Malans 30 f.
 Malazgirt in Armenien 241
 Manfredus, Bischof von Accia auf
 Korsika 241
 Manzikert 241
 Marbach 49, 132, 138 f.
 – Alexanderkirche 139
 Marchand, Louis, Komponist 183
 Margareta, Hl. 238, 241
 Maria, Hl. 108, 111, 238
 Maria Magdalena, Hl. 238, 241
 Marken (in Italien) 241
 Markgröningen 37, 46, 78
 Martin, Hl. 104–110, 116 f., 238, 241
 Martin, Bischof von Ossero, Osor, Anasarensis,
 auf der Insel Cres in Dalmatien 241
 Mastaura, Mesvarensis, Johannes, in
 Lydien 241
 Maulbronn 37, 39, 46 ff.
 – Dieter, Abt 46
 Meißen 34
 – Markgrafen
 – – Ekkehard 34
 Meranien 40
 Mergentheim s. Bad Mergentheim
 Mering bei Augsburg 25 f., 48
 Mesched, Simifiensis in Persien 241
 Metz 61 f.
 – Adelheid 61
 – Bischöfe
 – – Bruno 62
 Michael, Erzengel 241
 Michelbach in Hohenlohe 130
 Michelbach im Odenwald 37
 Mistlau 111
 – Nikoluaskirche 111
 Möckmühl 125
 Möller, Johann Gottfried, Organist 183, 187
 Moringen 26
 München 78, 221

 Napoleon 222
 Narses, Erzbischof 240
 Nassau-Saarbrücken, Eleonore s. Hohenlohe
 Nathusius, Annemarie, Schriftstellerin 235
 Nattheim 29 f., 45
 Neckar 53, 70 f., 76 f., 80, 83, 95 f.
 Neckarland, -raum 30, 125
 Neckarsulm 53, 77, 85, 90
 Neckartenzlingen 46
 Nellenburg 30 f.
 – Grafen
 – – Burkhard 31
 – – Eberhard 30
 Nerses, Erzbischof von Manzikert 241
 Neuburg, Kloster 142
 Neuchatel 47
 – Ulrich 47
 Neuenstadt am Kocher 125, 166
 Neuenstein 102 f., 126, 128, 130 f., 162, 166 f.,
 184, 222, 236
 Herren
 – – Götz/Gottfried 102 f.
 Neuffen 49 f.
 – Mathilde 50
 Neuötting 134
 Niederaltaich 47
 Niedereschach 46
 Niedermünster 116
 Niederrhall 130
 Nikolaus, Hl. 238, 241
 Nördlingen 78 f.
 Notzingen 33
 Nürnberg 65
 Nürtingen 33 f.

 Oberschopfheim 46
 Oberstetten 116
 – St. Bonifatius 116
 Odenwald 37
 Öhningen 31
 – Kuno 31
 Öhringen 125, 128 f., 131, 134–138, 143 f.,
 149, 156, 162 f., 165, 167, 169–172, 179 f.,
 185, 192, 195, 222, 224 f., 236
 – Kappel 163
 – Landbeck, Maria Sophia 170
 – Laugaß, Johann Bapista 170
 – Laugaß, Sophia Maria 170
 – Ried, Benedikt, Werkmeister 136
 Österreich 43, 56, 58
 – Heinrich Jasomirgott 99
 – Leopold III. 56
 – Leopold IV. 59, 64, 78, 97, 99
 Ohrdruf 143, 147 ff., 167–177, 179–189,
 191, 193, 198 f., 202
 – Gebäude
 – – St. Michaelis 174, 181–184, 186 ff.,
 190, 202
 – – St. Trinitatis 174, 176 f., 179, 181 f.,
 187 f., 202
 – Personen

- – John, Schulmeister 175, 186
- – Kronmeyer, Superintendent 174, 177
- – Schmalkalder, Schulmeister 176, 182
- – Schmalz, Johann Stephan, Orgelbauer 188
- – Schram 176
- – Wagner, Mädchenschulmeister 174 ff.
- Onolzheim 217
- Oppido, Kalabrien 241
- Oppurg (Thüringen) 225
- Ortenau 37
- Ortlieb, Chronist 25 f., 29, 44
- Osshalen 217
- Osten,
 - Grafen
 - – Carl 223
 - – Friedrich, gen. Sacken 223
- Ostfranken 28, 32, 39, 43
- Otbertiner 27
 - Azzo 27
- Otilie, Hl. 115
- Ottmarsheim 50
 - Rudolf 50
- Otto III., Kaiser 24
- Otto, Graf 29

- Pachelbel, Musiker 143
- Paulus, Apostel 238 f.
- Paulus, Bischof von Sfakia auf Kreta 241
- Persien 241
- Petrus, Apostel 238 f.
- Petrus, Bischof von Cagli in den Marken 241
- Petrus, Bischof von Lesina in Apulien 241
- Pfäfers 29
- Pfalz 218
 - Pfalzgrafen
 - – Friedrich der Siegreiche 125
 - – Mechthild, vh. Gräfin von Württemberg 125
 - – Otto I. 124
 - – Philipp I. 122, 124, 127
 - Pfalz-Mosbach 123
 - Pfalz-Simmern 123
- Pfingzgau 35, 37
- Pfullendorf 47
 - Rudolf, Graf 47
- Pindar 236
- Plattensee 233
- Pleiga 48
 - Heinrich, Graf 48
- Pöhlde 70 f., 78, 80, 90, 92, 95
- Polen 224, 236

- Präneste 38
 - Kuno, Kardinalerzbischof 38 f., 50
- Preußen 226

- Rätien 30
- Rauenthal 121
- Ravenna 49
 - Hunfrit, Bischof 49
- Ravensburg 26, 49, 60
- Regensburg 26, 36
 - Bischöfe
 - – Gebhard III. 26
- Reichersberg in Österreich 43
 - Gerhoch, Propst 43
- Reincken, Johann Adam, Komponist 183
- Rhein 33 f., 37, 45, 47, 149 f.
 - Alpenrhein 29, 31
 - Mittelrhein 122, 138
 - Oberrhein 122
- Rheinfelden 30 f., 33
 - Adelheid 30 f.
 - Ita 30
 - Rudolf, Gegenkönig 33
- Riederich 46
- Ries 78 f.
- Rittigau 34
- Riviera 236
- Rom 31, 58, 107, 221, 231
- Ronsberg 47 f.
 - Robert, Graf/Markgraf 47 f.
- Rothenburg 102, 108
 - Personen
 - – Anna 102 f
 - – Heinrich 103
- Ruprecht, König 103

- Sachsen 34, 57, 59, 65, 99, 225
- Sachsen-Gotha 143, 148, 191
 - Ernst, Herzog 192
 - Schütz, Major 148
- Salem 46
- Sankt Martin 121, 133, 135
- St. Petersburg 212
- Sansibar 221, 231
- Santiago de Campostela 107, 116
- Schaarwächter, J. C., Hofphotograf 224
- Schaffhausen 31, 49
- Schuppach 10, 12, 19, 23
- Scherragau 45
 - Rudolf, Graf 45
- Scheu, Erwin, Wirtschaftsgeograph 7 f., 10, 15
- Scheyern 39–42, 49
 - *Alheydis laica* 39

- Bruno, Abt 39
- Schillingsfürst 223
- Schlatt 28, 40 f.
- Schlesien 225, 233, 236
 - Oberschlesien 223, 226
- Schock-Wetner, Barbara, Kunsthistorikerin 128
- Schöntal 103
- Schrozberg 101, 103, 105
 - Krailshausen 101–105, 107, 109 ff., 113, 115, 117
 - – Martinskirche 103
 - Personen
 - – Friedrich/Dietrich 103
- Schumm, Karl, Archivar 128, 132
- Schwaben 30 f., 34, 38, 44, 56 f., 65, 125, 137, 218
 - Herzöge
 - – Berta 31
 - – Ernst II. 30
 - – Friedrich I. 56
 - – Friedrich II. 46, 57, 80 f., 92
 - – Friedrich V. 48
 - – Hermann II. 34
 - – Konrad 46
 - – Otto II. 38
 - – Otto III. 38
- Schwäbische Alb 13, 26, 36, 77
- Schwäbisch Gmünd 133, 137, 204
 - Parler 137
- Schwäbisch Hall 7–10, 15–23, 78, 82, 131 f., 166, 203 f., 217, 236
 - Gebäude, Institutionen
 - – Bahnhof 7–11, 15, 20, 23
 - – Landratsamt 12
 - – Leghornhof 22
 - – Ziegelei, alte 20 ff.
 - Flurnamen
 - – Friedensberg 7–12, 14 ff., 18, 23
 - – Galgenberg 7, 12
 - Kreis 203, 217
 - Ortsteile
 - – Comburg 20
 - Personen
 - – Bühler, Johann 22
 - – Dinkel, Johann 22
 - – Phun, Utz, Bildhauer 131 f.
 - – Preisendanz, Familie 12 f.
 - – Schröther, Familie 12 f.
 - – Wittlinger, Ernst 22
 - Straßen
 - – An der Ziegelhütte 7, 12 f., 23
 - – Crailsheimer Straße 7, 20
 - – Rippergstraße 20
- – Ziegeleiweg 20
- Schwarzach 46
- Schweiz 28, 226
- Schwenningen 46
- Sellin 228
- Sfakia auf Kreta 241
- Simmern 121, 123
 - St. Stephan 121
 - Sifer, Conrad 123, 140
- Simon, Theo, Geologe 7, 13
- Sinai 233
- Sinsheim 41
- Slawentzitz 223 f., 233
- Slowakei 225, 233
- Solothurn 47
 - Burchard, Propst 47
- Somozgy 236
- Span, Alexander, Geograph 7
- Speyer 32, 34–37, 39, 44, 46 f., 49, 75
 - Bischöfe
 - – Gebhard 32, 34, 39, 49
 - – Günther 44, 46 f.
 - – Huzman 34
 - – Johannes 41
 - – Siegfried 37, 75
 - Grafen
 - – Heinrich 36
- Spitzemberg, Hildegard Freifrau 226
- Stachel, Günter, Archäologe 101
- Stade 30 f.
 - Grafen
 - – Udo 30 f.
- Staufen 48
 - Heinrich, *advocatus* 48
- Steiermark 47 f.
 - Otaker, Markgraf 47 f.
- Steinheim/Murr 7
- Stephan, Hl. 238, 241
- Sternheim, Thea 228
- Stetten in Untergleichen 148
- Straßburg 31–35, 46, 49 f., 59, 119 f., 122, 128, 133, 139
 - Bischöfe
 - – Albrecht von Pfalz-Mosbach 123
 - – Bruno 46
 - – Gebhard 35, 46, 49 f.
 - – Werner II. 35
 - Gebäude
 - – Laurentiuskapelle 119 f., 123 f., 130, 140
 - – Münster 119 f., 122 ff., 128, 139
 - Sonstige Personen
 - – Hammer, Hans 124, 130
 - – Sifer, Conrad, von Sinsheim 123
- Stühlingen 225

- Stuttgart 22, 137
 Sülzenbrücken in Untergleichen 148
 Sulm 84 f., 90, 95, 97
 Sulmetingen 40
 – Manegold 40
 Sulz 46
 – Alwig, Graf 46
 Supan, Alexander, Geograph 9f.
 Swiggerstal 46
- Taddey, Gerhard, Historiker 222
 Tatra 221, 231
 – Hohe Tatra 225, 233 f.
 Thermopyle in Böötien 241
 Thomas, Bischof von Knin, Tiniensis,
 in Dalmatien 241
 Thüringen 148, 202, 225
 Toul 36
 – Bischöfe
 – – Bruno = Leo IX., Papst 36
 Tours 107
 Trebinje in Bosnien 241
 Trier 58 f.
 – Erzbischöfe
 – – Albero 58 f.
 Triest 212
 Tropetus, Bischof von Brugnato in
 Ligurien 241
 Tubingius, Christian 41
 Tübingen 26, 28, 40, 44, 47 f., 50, 78
 – Pfalzgrafen, Grafen
 – – Adelheid 41, 48
 – – Friedrich 41, 47
 – – Heinrich 41
 – – Hugo 41, 47, 50, 78
 – – Hugo II. 41, 48
 – – Rudolf 40, 47 f.
 – – Udelhild 50
 Tullau 17 f.
 Turmberg bei Durlach-Grötzingen 37
- Ujest 224, 236
 Ulm 33, 77, 142
 Udingen 26 f.
 Ungarn 225
 Unruoch 31, 49
 Unterland 77
 Untermünkheim 16
 Urach 25, 27, 29–50
 – Grafen
 – – Alberat 32, 35, 50
 – – Beatrix 32, 49
 – – Berthold 44, 47, 49 f.
 – – Egino 32 f., 37 f., 40, 42–50
 – – Egino junior 43, 50
 – – Gebhard 33, 46
 – – Gerhard 44, 47, 50
 – – Hadewig 49
 – – Konrad 42
 – – Kunigunde 34, 49
 – – Mathilde 32, 49
 – – Rudolf 32, 41
 – – Udelhild 25, 35, 41 f., 50
 – Ministerialen
 – – Adalbert 47
 – – Berthold 49
 – Sonstige Personen
 – – Hans, Werkmeister 132, 137 f.
- Vaihingen 27, 32–38, 40, 42–50
 – Grafen 27
 – – Egino 37 f., 40, 42, 44–48, 50, 78
 – – Kunigunde 34
 Valley 65, 78, 90, 92
 Verrenberg 234
 Viterbo 69
 – Gottfried 69
 Vohburg 48
 – Markgrafen
 – – Berthold 48
 – – Dietpold 48
- Wagner, Georg, Geologe 8, 10, 12
 Waiblingen 51, 56, 58, 132, 137
 – Agnes 56, 58
 – St. Michael 137
 Wamba, Westgotenkönig 107
 Warschau 234
 Wasserburg 35, 38 f., 42 f., 46 f., 50, 134
 – Grafen
 – – Dieter 43
 – – Gebhard II. 43
 – – Kunigunde 35, 38 f., 42 f., 46 f., 50
 Wechmar 179, 192
 Weibertreu 52, 55, 66, 74 f., 83 ff., 92, 99
 Weikersheim 149
 Weilheim 33
 Weimar 236
 Weingarten, Kloster 26
 Weinsberg 51–55, 60 f., 63, 66, 68 f., 70–80,
 82 f., 85, 88, 90 f., 93, 95, 97 f., 100, 125
 – Fluren, Gewässer, Gebäude
 – – Gottesäcker 86, 96
 – – Hammerstadt 86
 – – Kayberg 84 f., 88, 90
 – – St. Wolfgang-Kapelle 86, 93
 – – Schemelsberg 74, 76, 80 f., 83 ff., 88
 – – Scherberg 81

- – Seele 86, 96
- – Stadtseebach 75 f., 84 f.
- – Stiftsberg 81
- – Wartberg 81, 86, 88, 93
- – Weißenhofbach 85
- Personen
- – Wolfram 84
- Weissach 39, 44, 46, 48
- Welfen 25 f., 32, 49 ff., 55, 95, 99
- Azzo 49
- Getrud, Wwe. Heinrichs des Stolzen 99
- Heinrich der Löwe 32, 34, 55, 59, 99
- Heinrich der Schwarze 25, 48
- Heinrich der Stolze 57–60, 64, 90, 98
- Imiza 27, 49
- Judith 81
- Kunizza 27, 49
- Rudolf II. 31
- Uta 36, 62
- Welf III. 26 f.
- Welf IV. 27, 56
- Welf VI. 25 f., 36, 40, 43, 47–50, 59 f., 63 f., 66, 69–73, 75–81, 83, 85 f., 89 f., 92 f., 95–100
- Welf VII. 50, 60
- Wenzel, König 103
- Werda, M. de 46
- Werdenberg 225
- Werningshausen 177
- Werra 59
- Wessobrunn 40, 48 f.
- Westheim 16 ff.
- Wettbach 10, 12, 19
- Wien 133 f., 234
- Wildentierbach 103, 108
- Wilhelm II., Kaiser 222, 225 f.
- Wimpfen s. Bad Wimpfen
- Wittelsbach 39, 41, 47 f.
- Pfalzgrafen
- – Friedrich 47
- – Otto 48
- Wolfach 47
- Friedrich 47
- Worms 36, 58, 75, 119, 122 ff., 127 f., 133, 142
- Bischöfe 119
- – Burchard 75
- – Johann von Dalberg 122, 127 f., 133 f., 142
- Grafen
- – Otto 36
- Herrnsheim 119, 121 f., 128, 133–137, 140 f.
- – Peterskirche 119, 121, 135, 141
- Neuhausen 122
- – Cyriakuskirche 122
- Sonstige Personen
- – Bach, Jakob, von Ettlingen 127 f.
- – Bischof, Peter 122
- – Dotzinger, Jodok 122, 130
- Wregen in Epirus 241
- Wülfigen 26, 30 f., 39, 50
- Adelheid 28, 30 f., 39, 50
- Berengar 28, 31
- Ita 28, 31
- Kuno 50
- Rudolf 50
- Uoto 28
- Willibird 50
- Württemberg 47, 78, 161 f., 222, 225 f.
- Grafen
- – Emicho 78
- – Ludwig 47, 78
- – Mechthild von der Pfalz 125
- Herzöge
- – Eberhard i. Bart 138
- Ostwürttemberg 212
- Württemberg-Urach 124
- Württembergisch Franken 203
- Würzburg 28, 33, 43, 45 ff., 65, 103, 142, 237, 239 f.
- Bischöfe
- – Albrecht 239
- – Embricho 75
- – Heinrich 43, 47
- Xanten 33
- Xanthi in Thrakien 241
- Zabern (im Elsass) 124
- Zähringen 31, 47
- Agnes 45
- Berthold 33, 46, 47
- Gebhard 33
- Zell 33, 216
- Ulrich 33
- Ziegenhain 125
- Zimmern 46 f., 50
- Gottfried 46 f., 50
- Zollern 25, 35, 38, 40 ff., 45 f., 48, 50
- Grafen
- – Burkhard gen. Maute 46, 48, 50
- – Egino 40 ff., 45 f.
- – Friedrich I. 35, 41 f., 46, 50, 78
- – Friedrich II. 50
- – Friedrich III. 50

– – Friedrich IV. 42, 48, 50
– – Gottfried 46
– – Hemma 41, 48, 50
– – Sophia 42, 48, 40
– – Udelhild 49
Zollemalb 40
Zürichberg 47

Zürichgau 30
Zwiefalten 25 ff., 31–35, 38–44, 47, 49
– *Cuno fundator* 49

Autorinnen und Autoren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes 2021

Friedrich Rudolf Becker MA, Lindenstr. 6, 97947 Grünsfeld, friedrich.becker@ifag.uni-stuttgart.de

Herta Beutter, Obere Herrngasse 15/1, 74523 Schwäbisch Hall, Herta.Beutter@schwaebischhall.de

Dr. Eberhard Birk, Dozent für Militärgeschichte an der Offizierschule der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck, Baltenstr. 13, 86399 Bobingen, eberhard-birk@hotmail.de

Dr. Christoph Bittel, Edelfinger Straße 24, 97980 Bad Mergentheim, christoph.bittel@gmx.de

Prof. Dr. Karl Borchardt, Monumenta Germaniae Historica, Ludwigstr. 16, 80539 München, karl.borchardt@mgh.de

Jörg Brehmer, Schumannstr. 1, 74638 Welzheim, brehmer.j@gmx.de

Dr. Ernst Breit, Am Markt 3, 74523 Schwäbisch Hall, ernstbreit@gmx.de

Alice Ehrmann-Pösch, Geschichtswerkstatt Bad Mergentheim, Heinrich-Ehrler-Platz 35, 97980 Bad Mergentheim

Prof. Dr. Gerhard Fritz, Oberer Hofberg 9, 71540 Murrhardt, Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de

Ulrich Fröhner, Steinbachstr 11, 74592 Kirchberg/Jagst, energiebueroeroehner@t-online.de

Eberhard Göpfert, Konradweg 4, 74523 Schwäbisch Hall, goepfertsha@gmx.de

Silke Karl MA, Hällisch-Fränkisches Museum, Keckenhof 6, 74523 Schwäbisch Hall, silke.karl@schwaebischhall.de

Herbert Kohl, Brahmweg 1, 74523 Schwäbisch Hall, kohl-herbert@gmx.de

Bernd Kretzschmar, Hebelweg 13, 74523 Schwäbisch Hall, Bernd.Kretzschmar@t-online.de

Dr. Hans-Dieter Lehmann, In der Gäns Kies 2, 72406 Bisingen-Zimmern, h-d.lehmann@kabelbw.de

Isabell Martin, PH Schwäbisch Gmünd, Institut für Gesellschaftswissenschaften (Geschichte), Oberbettringer Str. 200, 73525 Schwäbisch Gmünd, Isabell.Martin@stud.ph-gmuend.de

Dr. Gerhard Neumeier, Wolkerweg 8b, 81375 München, Gerhard.Neumeier@fuerstenfeldbruck.de

Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum, Keckenhof 6, 74523 Schwäbisch Hall, Armin.Panter@schwaebischhall.de

Dr. Michael Redeker, Im Lindach 21, 74523 Schwäbisch Hall, mrsha@freenet.de

Kurt Schreiner, Lenaustr. 12, 74613 Öhringen, Kurt_Schreiner@t-online.de

Prof. Dr. Hartmut Seyfried, Dachswaldweg 178C, 70569 Stuttgart, 111708.737519@kabelbw.de

Prof. Dr. Theo Simon, Gehrendshalde 42, 74427 Fichtenberg, Simon-Fichtenberg@gmx.de

Dipl. Ing. Thomas Voit, Herschelstr. 40b, 70565 Stuttgart, tho.voit@t-online.de

Dr. Hellmar Weber, Teurerweg 59/1, 74523 Schwäbisch Hall, hellmar.k.weber@t-online.de

Rosemarie Wolf MA, Kirchstr. 7, 74592 Kirchberg/Jagst, Rose-Wolf@web.de

Madeleine Zentgraf, PH Schwäbisch Gmünd, Institut für Gesellschaftswissenschaften (Geschichte), Oberbettringer Str. 200, 73525 Schwäbisch Gmünd, Madeleine.Zentgraf@stud.ph-gmuend.de

Richtlinien für die Gestaltung von Typoskripten

Beiträge für das Jahrbuch sind per Mail an die Schriftleitung „Württembergisch Franken“, Keckenhof (Hällisch-Fränkisches Museum), 74523 Schwäbisch Hall, zu senden (info@wuerttembergischfranken.de und Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de).

Es werden nur Beiträge angenommen, die bisher nicht veröffentlicht sind und die nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden. Manuskripte sollen vollständig, korrigiert und druckfertig sein und keiner Änderungen mehr bedürfen.

Abbildungen können nach Rücksprache mit der Redaktion aufgenommen werden. Bildvorlagen sollten (grundsätzlich digital) vom Autor mit dem Manuskript geliefert werden. Die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Aufgaben des Autors.

Das Verlags- und Nachdruckrecht an veröffentlichten Beiträgen liegt beim Herausgeber.

Bei unverlangt eingehenden Rezensionsexemplaren kann keine Gewähr für Besprechung und Rücksendung übernommen werden.

Im Einzelnen wird gebeten, die folgenden Anweisungen unbedingt einzuhalten:

Typoskripte auf Datenträgern

Skripte sollten als WORD-Datei erstellt werden.

Textteil

Format und Zeilenabstand:	einseitig, 1½-zeilig, mit ausreichendem Rand ohne Silbentrennung (Flattersatz)
Schriftgröße:	12 Punkte, Anmerkungen 10 Punkte
Absätze:	neue Zeile
Anmerkungs­ziffern:	im Allgemeinen am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, nach Satzzeichen
Literaturzitate:	zwischen Anführungszeichen
Quellenzitate:	ältere Texte kursiv, neuere Texte wahlweise zwischen Anführungszeichen oder kursiv. Quellen sind in der Regel nach den geltenden Richtlinien zu transkribieren.
Hervorhebung einzelner Worte:	S p e r r u n g (sparsam verwenden!)

Querverweise innerhalb von Aufsätzen:	keine Seitenzahlen, nur Hinweise auf Kapitel oder Fußnoten-Zahlen
Ordnungszahlen von Herrschern:	mit Punkt versehen (z. B. Friedrich IV.)
Abkürzungen:	außer den allgemein üblichen (usw., i. a., z. B.) nach Möglichkeit vermeiden
Literatur- und Quellenverzeichnisse:	keine eigenen Literatur- und Quellenverzeichnisse anlegen, sondern grundsätzlich nur in den Anmerkungen nachweisen (s. u.)
Abbildungen:	bei Einfügungen in den laufenden Text ist die ungefähre Position zu markieren. Verschiebungen durch den Umbruch sind möglich.
<i>Anmerkungen</i>	
Format und Zeilenabstand:	einseitig, 1-zeilig; als Fußnoten ausführen (nicht als Endnoten!)
Anmerkungsnummern:	am Zeilenanfang vorgestellt ohne Punkt und Klammer

Literaturangaben

Vornamen werden normal geschrieben, Nachnamen kursiv, Titel nach Doppelpunkt. Mehrere Literaturangaben in einer Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt. Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

Zitat aus selbstständigen Werken (Muster):	Eugen <i>Gradmann</i> : Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall. Esslingen 1907, [es folgt die Seitenzahl, auf die sich der Nachweis bezieht].
Zitat aus Zeitschriften (Muster):	Heinz <i>Bühler</i> : Schwäbische Pfalzgrafen, frühe Staufer und ihre Sippengenossen. In: Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen 77 (1975), S. 188–255.
Zitat aus Sammelwerken (Muster):	Kuno <i>Ulshöfer</i> : Die Salzstadt Hall. In: Kuno <i>Ulshöfer</i> , Herta <i>Beutter</i> (Hg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte (FWFr 22). Sigmaringen 1982, S. 9–13.
Zitat aus Reihenwerken (Muster):	Raimund J. <i>Weber</i> : Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen. Bd. 1: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (FWFr 14). Sigmaringen 1981, S. 76–84.

- Zitatwiederholungen (Muster): *Gradmann* (wie Anm. 5), S. 57. Nicht „a.a.O.“ verwenden. Bei mehrfacher Nennung nacheinander können Autor und Klammerhinweis durch ebd. ersetzt werden: Ebd., S. 77. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, sind Kurztitel zu bilden: *Besson*, Württemberg (wie Anm. 5), S. 57.
- Auflagenhinweis: Zweite und weitere Auflagen werden durch die hochgestellte Zahl vor dem Erscheinungsjahr vermerkt: Günther *Franz*: Der deutsche Bauernkrieg. Stuttgart ¹⁰1975, S. 216–221.
- Ungedruckte Quellen: Angabe der (abgekürzten) Verwahrstelle (Archiv, Bibliothek), genaue Signatur, Seitenzahl, Jahreszahl in Klammern: HStA Stuttgart A 602 WR 6157 (von 1413) fol. 15.
- Edierte Quellen: WUB 8, Nr. 3456, S. 101 (= Württembergisches Urkundenbuch, Bd. VIII, Nr. 3456, S. 101); ZGO 110 (1962), S. 413 (= Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 110, 1962, S. 413). Weniger bekannte Quellenwerke werden wie Literatur vollständig zitiert.
- Abkürzungen: siehe Abkürzungsverzeichnis. Die hier aufgeführten Abkürzungen können ohne Erläuterung benutzt werden. Andere, nicht allgemein übliche und bekannte Abkürzungen sind möglichst zu vermeiden, auch für Urkundenwerke und Zeitschriften. Sind weitere Abkürzungen notwendig, ist entweder in der ersten Anmerkung oder am Schluss des Beitrags ein Abkürzungsverzeichnis einzufügen.
- Rezensionen: Muster für das Zitat einer besprochenen Publikation:
Manfred Hörner: Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29). Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht) 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Abkürzungsverzeichnis

A	=	Archiv
Abb.	=	Abbildung
Bd., Bde.	=	Band, Bände
BWKG	=	Blätter für württembergische Kirchengeschichte
DWG	=	Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte, hg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte
ebd.	=	ebenda
fol.	=	folio
FWFr	=	Forschungen aus Württembergisch Franken
GLA	=	Generallandesarchiv
HABW	=	Historischer Atlas von Baden-Württemberg
Hg., hg.	=	Herausgeber, herausgegeben
HStA	=	Hauptstaatsarchiv
HUB	=	Hohenlohisches Urkundenbuch
HZA	=	Hohenlohe-Zentralarchiv
Jg.	=	Jahrgang
Jh.	=	Jahrhundert
KB	=	Kreisbeschreibung
LB	=	Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden
OAB	=	Oberamtsbeschreibung
p	=	Pagina
r	=	rekto
s.	=	siehe
S.	=	Seite
StA	=	Staatsarchiv
StadtA	=	Stadtarchiv
Tab.	=	Tabelle
UB	=	Urkundenbuch
v	=	verso
VKfgL	=	Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landes- kunde in Baden-Württemberg
WFr	=	Württembergisch Franken
WGQu	=	Württembergische Geschichtsquellen, hg. von der Württem- bergischen Kommission für Landesgeschichte
WJb	=	Württembergische Jahrbücher
WUB	=	Württembergisches Urkundenbuch
WVjH	=	Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte
ZGO	=	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
ZWLG	=	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte